Quickborn.

Volksleben

in plattdeutschen Gedichten dithmarscher Mundart

nebst Glossar

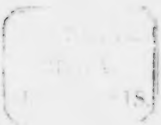
von

Klaus Groth.

Mit einem Vor- und Fürwort vom Oberconsistorialrath
Pastor Dr. Harms in Kiel.

Man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wenn man soll deutsch reden, wie die Gesellen thun, sondern muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte fragen und denselben auf das Maul sehen, wie sie reden und darnach dolmetschen, so verstehen sie es und merken, daß man deutsch zu ihnen redet. Dr. Martin Luther.

Hamburg.
Perthes-Besser & Mauke.
1853.



Vor- und Fürwort.

So, wie folgt, ſchrieb ich vor zehn Jahren, in meinem Gnomon, daſelbſt plattdeutſch:

»Wir halten die hochdeutſche Sprache nicht auf, ſie hat ſich, die Haupt- und Heldenſprache, wie ſie von Jemand genannt iſt, gar zu ſehr feſtgeſetzt. Ein Haupt- und Heldenbuch in plattdeutſcher Sprache möchte vielleicht etwas ausrichten wider ihre Verbreitung. Aber ein ſolches Buch ſchreibe einer!«

Hier erſcheint ein Buch, das freilich kein Haupt- und Heldenbuch ſein will, das ſich indeſſen der plattdeutſchen Sprache ſo ſehr annimmt und deren Ehre rettet in einem Maße, wie noch meines Wiſſens keine andere Schrift, kein Aufſatz, kein Gedicht, gethan hat. Mich haben dieſe Gedichte ausnehmend ergötzt, und ich habe Grund zu hoffen, daß ſie recht vielen Leſern Vergnügen machen werden. Möge nach ihrer Tragweite, wie man jetzt zu ſprechen anfängt, dieſe Aeußerung eines alten Liebhabers der plattdeutſchen Sprache, der ſich ſelber auch ein wenig verſucht hat in ihr, der gegenwärtigen Sammlung als eine Empfehlung dienen und als ein Anreiz ſie zu leſen. Nur hinan und hinein! Steine liegen allerdings vor dem Verſtänd-

niſſe, doch ſind es überſchreitliche. Jede lebende Sprache, die hochdeutſche ausgenommen, iſt eine landſchaftliche. Der Verfaſſer und ich ſind beide Dithmarſcher, er ein Norder-, ich ein Süderdithmarſcher, und was uns beide ſprachlich noch mehr unterſcheidet, ich aus der Marſch, er von der Geeſt, da habe ſelbſt ich ſein mitgegebenes Gloſſar mehrmalen einſehen laſſen müſſen, um ihn zu verſtehen. Vielleicht bekommen die ſpätern Geſchlechter noch einmal eine allgemeine plattdeutſche Schriftſprache wieder, wie frühere Geſchlechter ſie gehabt haben, dann giebt es keine ſolche Schwierigkeiten mehr. Soll es indeſſen auch nach des Dichters Abſicht nicht ſo wohl die Sprache ſein, für welche er in ihr geſchrieben hat, ſondern daß er das Leben ſelber, welches in ſeinem Weſen Poeſie iſt, wenn es nach ſeinem Innerſten mit Kunſtaugen erſchaut und mit Kunſthand vorgeführt wird, darſtellete, und dieſes Letztere hat nach meinem Urtheile der Dichter durchgängig gethan, an Stellen ansnehmend ſchön. Fange der Leſer, wenn er will, mit Hanne nt Frankrik an.

Paſtor Dr. Harms.

Zunächst für meinen ſchlichten plattdeutſchen Landsmann einige Worte.

In alter Zeit, ſo wird erzählt, ging der deutſche Dichter von Ort zu Ort, und wo er heitere Geſellſchaft fand, da ſagte er ſeine Lieder her von Lieb und Leid und den Helden unſeres Stammes. Er ſpielte dazu auf der Laute oder der Harfe und ſang ſeine Weiſen — ſo erzählt man in alten Büchern. Singen war's wohl nicht, wie unſere ſchönen Lieder vom Matroſen, von der Linde im Thal oder „Ich ſtand auf hohem Berge.“ Dazu waren die Lieder zu groß, denn wir haben ſie noch, wie das von der Nibelungen Noth oder der ſchönen Gudrun. Der Dichter ſang es wie die Kinder den Kringelkranz oder den Ribbelrey vom verlornen Schatz: Mach' auf, mach' auf den Garten! — So denk' ich mir's. Es mag auch anders geweſen ſein. Aber was ich damit meine, iſt dies: Wenn er nun plattdeutſch geſungen hätte:

Kiek, dar bringt ſe all herbi
Den kaptalen Herſebri,
Stief mit Sandel ærwerzuckert,
Dat dat Hart in'n Lief Een puckert,
Ut de Müler piperlings
Löppt dat Water rechts un links —

wenn er ſo geſungen, ſo würde ein alter Dithmarſcher ihn ernſthaft gefragt haben: ob dat Kramerlatin wehr? Wir, leider Gottes, lachen; wir laſſen unſere herrliche Sprache mißhandeln, daß ſie tanzt, wie ein geprügelter Bär, und meinen, das ſei Spaß! — Fragt euch ſelbſt: habt ihr je ein plattdeutſches Stück vorleſen hören, gerade wie ihr ſelber ſprecht? oder ein Stück, das euer Herz traf, weich und traulich wie die Stimme der Mutter? Ich habe keines gehört. Es mag davon kommen, daß es ſchwer iſt, da es ſich kaum einmal ſchreiben läßt, wie es klingt; größtentheils aber, weil wir unſere Mundart platt ſchimpfen, ſie ſelber nicht achten die edle Sprache der alten Saſſen. Das ſollte man dem Dänen bieten! Aber wir erkennen nicht, was wir haben und ſchätzen nur das Fremde, ſo ſind wir Deutſche — noch immer.

Ich wollte, ich könnte ſelber kommen, wenn ihr Abends hinterm Ofen ſitzt, und euch meine Lieder ſagen und ſprechen, recht als wäret ihr's ſelbſt, nur mit Reim und Takt, wie die Dichtkunſt es lehrt — ihr ſolltet euch verwundern! — nicht über meine Kunſt, denn die halt' ich gering, aber über den Klang und Geſang, der in den platten Tönen ſteckt, die da ſchelten können wie keine, und doch ſchmeicheln und weinen, — nicht läppiſch wie ein Kind, ſondern wie ein Mann, der die Thränen im Auge zerdrückt.

Hochdeutſch mag ein Buch den Sänger erſetzen. Da iſt die Schrift ein treues Bild der Sprache geworden, vielleicht weil die Sprache ihre Mienen nach dem Bilde gemodelt, vielleicht weil wir nur Portraits

von ihr gesehen und nie ihr Angesicht selber: das Plattdeutsche soll und muß gesprochen werden. Hier muß man den Buchstaben ablauern, welchen Ton sie meinen, und dann frisch und lebendig sprechen, als wären es eigene Gedanken.

Wer sich die Mühe genommen, der mag meine Stelle vertreten, er kann es um so besser, weil er leicht die kleinen Veränderungen lies't, wodurch selbst benachbarte Oerter sich in der Mundart unterscheiden.

Sollte Er dann Beifall finden, so drück' ich ihm im Geiste die Hand, denn er hat mitgewirkt in meinem Streben, die Ehre der plattdeutschen Mundart zu retten.

Um nicht die Grenzen eines Vorwortes zu sehr zu überschreiten, werde ich mich in einer Zeitschrift des Näheren über mundartliche Dichtung im Allgemeinen, über die Anwendung des Plattdeutschen im Besonderen, so wie über meine plattdeutschen Gedichte aussprechen, und will hier nur einige Hauptpunkte berühren.

Es ist zunächst ein dunkler Trieb, der zur Anwendung eines Dialektes führt; bei mir war es Liebe zum treuherzigen Mutterlaut. Der Dialekt besitzt eine Naturfrische, den Ausdruck des naturwüchsigen Volksgeistes; der plattdeutsche ist schon oft unpoetisch gescholten worden, ob mit Recht, das müssen Versuche entscheiden: allein sinnliche Frische und Reichthum kann ihm Keiner absprechen, der ihn studirt hat. Wenn aber auch, so treibt uns die wehmüthige

Liebe, die ihn vernachläſſigt und verachtet ſieht, uns die Töne zu erneuen, die mit unſern Kinderſpielen verwachſen ſind. Leider iſt er meiſtens im ſchriftlichen Gebrauch nur mißhandelt worden zu dem kümmerlichen Zwecke, eine gemeine Lachluſt zu erregen. Man hat ihn dadurch in den Augen des Volks noch mehr der Verachtung Preis gegeben, als er ſchon durch ſeinen unglücklichen Namen »plattdeutſch« geworden iſt. Hat man doch ſelbſt ehrwürdige Proben ernſter Kanzelberedſamkeit in niederſächſiſcher Mundart nur hervorgeſucht, um ſeinen traurigen Spaß mit dem Gewande zu treiben, worin die norddeutſche Treue ſich kleidet. Dem entgegen zu wirken iſt bei mir nach und nach das bewußte und ernſte Streben geworden. Ich habe zu dem Ende vielfältig Zweck und Mittel erwogen, und bin zu folgendem Reſultate gekommen, deſſen tieferen Beweis ich anderwärts liefern werde:

Das Gebiet der ſchriftlichen Anwendung des Plattdeutſchen ſind poetiſche Darſtellungen aus dem Volksleben, worin das Volk ſich ſelbſt idealiſirt kennen lernt. Wenn alle Poeſie den Zweck hat, äſthetiſche Veredelung zu wirken, ſo muß ſie durch Naturwahrheit und Verſtändlichkeit zunächſt und vor allen Dingen ſich Zugang verſchaffen. Der Plattdeutſche lernt aber nie aus dem Grunde, d. h. in anſchaulicher Durchſichtigkeit Hochdeutſch. Die Meiſterwerke deutſcher Dichter bleiben unſerem Volke ein verſchloſſener Schatz; wenn es lieſt, ſo ſchaut es wenigſtens nur fremde Verhältniſſe, nicht ſich ſelbſt, und die Poeſie wird ihm ein Traumbild einer fernen

Welt. — Wir wollen nicht aus Specialintereſſe, daß unſere gemeinſame Schriftſprache durch das Plattdeutſche verdrängt werde. Wir halten es ſogar für heilſam, wenn ein edleres Gewand Glaube und Wiſſenſchaft umkleidet, wir glauben auch nicht, daß unſer Dialekt neben ſeiner Friſche zugleich Bläſſe genug beſitzt, um — ſelbſt wenn es ihm an Reichthum nicht fehlen ſollte — die wiſſenſchaftlichen Abſtraktionen, welche ſeit Leibnitz das Hochdeutſche durch die Arbeit unſerer Denker gewonnen hat, auszudrücken. Unſer Streben geht alſo nicht dahin, das Hochdeutſche durch eine niederſächſiſche Schriftſprache zu erſetzen. Wir glauben nur, daß dem plattdeutſchen Dialekt ein Platz in der germaniſchen Litteratur gebührt, und dieſen ſuchen wir ihm genau zu umgrenzen.

Dadurch haben wir zugleich die Mittel beſtimmt, die uns für unſeren Zweck zu Gebote ſtehen: Wir nehmen die heimiſche Mundart, unverfälſcht durch ſubjective Einmiſchungen, treu wie ſie im Volke lebt. Ich will mich darüber nicht weiter verbreiten; es würde mir Anſtrengung koſten, dem Zorn nicht die Zügel ſchießen zu laſſen über die Eitelkeit eines kleinen Verſtandes, der da glaubt, einem Organismus Organe und Glieder anflicken zu müſſen, weil das ſtörrige Weſen nicht gerade da einen Knir machen will, wo ſein Versfuß ein Gelenk fordert. Min lewe Landesſprak, wie ſchändlich biſt du verſtümmelt worden!

Bei wahrer Liebe zur Mutterſprache und nach ernſtem Studium derſelben — das freilich ſeine Schwierigkeiten hat, da keine ſchriftlichen brauchbaren Quellen

vorhanden ſind, zu denen man als bleibenden Objecten und Muſtern zurückkehren kann — mit Ernſt und Liebe alſo erhält dieſe Grundregel praktiſche Schärfe genug, um nähere Vorſchriften unnöthig zu machen. Natürlich würde es zum zerſplitternden Particularismus führen, wenn man jede Verflüſſigung jedes beſtimmten deutſchen Lautes, den gerade ein beſtimmter Ort in eigener Weiſe nüancirt, ſchriftlich wiedergeben wollte. Allein nimmermehr darf man ſo weit gehen wie Voß, daß man, um recht vielen Niederdeutſchen verſtändlich zu werden, alles Eigenthümliche einer Landſchaftsſprache in Wort und Conſtruction abſchleift oder gar willkürlich Flexionen anbringt, wo ſie im Munde des Volkes nicht vorhanden ſind. Freilich wird der Hexameter bei den vielen Spondäen äußerſt ſchwierig und immer hart, wie der Ueberſetzer des Homer wohl wußte. Allein es läßt ſich doch auch der Beweis liefern, daß Voßens Sprachmeſſung keine abſolute Gültigkeit hat, und aufs Plattdeutſche angewandt, bedeutende Modificationen erleiden muß. Ich warne aus Erfahrung beſonders vor willkürlicher Verſetzung der Wortfolge. Gerade in ihrer Topik trägt die Sprache der Niederſachſen ihren Hauptcharakter. So mühſelig es ſein mag, es hilft kein Beugen, man zerbricht den ſaftreichen Sproß, man muß geduldig nach einem ähnlichen ſuchen, der den geeigneten Wuchs ohne Beſchneiden ſchon mit ſich bringt.

Im Hochdeutſchen iſt es längſt ausprobirt, in welchen Tönen die Sprache ihre größte Macht oder Muſik beſitzt. Alle Harmonien ſind verſucht, alle

Versmaße ausgemessen. Es handelt sich nur um den Inhalt, die Form liegt zur Auswahl vor. Gerade hierin macht sich der Mangel an Vorgängern im Plattdeutschen so sehr empfindlich. Es fehlt uns z. B. an weiblichen Reimen. Bei wem soll man lernen, da das Hochdeutsche uns verläßt, etwa bei Engländern und Schotten? Ich führe dies an, um bei etwanigen Fehlgriffen in meinem Herumsuchen die Schärfe der Kritik in etwas abzustumpfen. Meine Nachfolger mögen an meinen Fehlern Exempel nehmen und auf meine Schultern steigen.

Die Schreibung sollte ein Bild der gesprochenen Rede sein, in welchem man jedes Wort leicht und sicher erkennt. Dazu ist aber nicht genug, für jeden bestimmten Laut ein gewisses Zeichen zu setzen. Man erkennt sehr viele Wörter nur dann leicht und sicher, wenn man an der Schreibung, ihrem Bilde, zugleich ihre Abstammung wahrnimmt, und das ist wieder nicht möglich, ohne das Bild unähnlich zu machen, d. h. Laute zu schreiben, die nicht gesprochen werden. So zeichnet demnach jede Orthographie Vergangenheit und Gegenwart einer Sprache zugleich, und da beide nicht gleich sind, kommt es auf den Gebrauch, und wo noch kein Gebrauch, auf den Schreiber an, welches von diesen Doppelgesichten der Sprache er mehr vortreten läßt, z. B. eräugnen oder ereignen? Die Wahl ist quälend im Plattdeutschen, da jenes zweite Gesicht nicht einmal ihm selbst, sondern meistens dem Hochdeutschen angehört. Ich habe nur nach mühseligen vergeblichen Versuchen es ganz zu vermeiden, gezwungenerweise der

Rückſicht nachgegeben: dem Hochdeutſch Leſenden das Verſtändniß zu erleichtern. Daher das Ungleichmäßige in der Rechtſchreibung. So wird z. B. das t nach dem ſtarren Conſonanten nicht gehört, alſo Kraf ſtatt Kraft, Lich ſtatt Licht, und iſt doch öfter mitgeſchrieben. In Vader, Wedder, wedder ſprechen wir eigentlich ein aſpirirtes t engliſch th, isländiſch dh). Alle feinen Lautübergange laſſen ſich doch nicht bezeichnen z. B. Öwer, (Öhwer = Ufer), æwer (über, Ewer (Ehwer = ein Schiff) Ewer (Äwer = Eber), am wenigſten in den Endungen; ſie wollen gehört ſein. Ich habe von eigenthümlichen plattdeutſchen Lauten daher nur für das breite ä, das faſt wie öä klingt, ein eignes Zeichen, das däniſche æ gewählt.

Landkirchen auf Fehmarn im April 1852.

Klaus Groth.

Inhalt.

Seite

Min Moderspraf 1
Min Jehann 2
Min Annamedder 3
Orgeldreier 5
Dat Moor 7
En Breef 8
Wat man warn kann, wenn man blot de Vageln richti verstahn deiht. (Ein Märchen.) 9
V r de Gærn 14
De Krautfru 16
Wichnacht'nahnd 18
An de Maand 20
De ole Harfenistinn 21
Schietkrot 25
Peter Plumm 26
De Floth 32
Hanne ut Frankrik 39
De Winter 66
De Melkdiern 67
De Mæhl 70
Spatz 72
De Aptheker int Moor 73
De Kinner larmt 75
Se leugt 76
Peter Kunrad 77
Rumpelkamer 108
Dat Dörp in Snee 127
Dagdeef 128
Dat Nætfahrn 129

	Seite
Wat sik dat Volk vertellt	131
1. Ol Büsum	131
2. Herr Jehannis	132
3. Dat stöhnt in't Moor	134
4. Dat gruli Hus	135
5. De hilli Eek	137
6. De Pukerstock	138
Kaneeljud	142
Drees	143
Abendfreden	144
Familjenbiller en half Dutz	145
1. Dat Gewitter	145
2. De Sündagmorgen	154
3. Heinri	165
4. De Welt	169
5. Vadershus	173
6. Ut Lenken ward en Keed	175
Grotmoder	178
Min Platz vær Dær	179
Wa Swinegel un Matten Has' une Wett lepen	180
Unruh Hans, de letzte Zigeunerkönig	186
Hans Schander	193
De Fischtog na Fiel	205
Min Vaderland	225
Fiif Leder to'n Singen	225
1. Dar wehr en lütje Burdiern	226
2. Dar geiht en Bek	227
3. O wullt mi ni mit hebb'n?	229
4. He sä mi so vel	229
5. Min Anna is en Ros' so roth	230
Hartleed	231
Minnesänger	233
Glossar	235

Min Moderſprak.

Min Moderſprak, wa klingſt du ſchon!
Wa büſt du mi vertrut!
Wehr ok min Hart as Stahl un Steen,
Du dreefſt den Stolt herut.

Du bögſt min ſtiwe Nack ſo licht
As Moder mit er'n Arm,
Du fiechelſt mi um't Angeſicht
Un ſtill is alle Larm.

Jk föhl mi as en lütjet Kind,
De ganze Welt is weg.
Du puſt mi as en Varjahrswind
De kranke Boſt torecht.

Min Obbe föhlt mi noch de Hann'
Un ſeggt to mi: Nu be!
Un „Vaderunſer" fang ik an,
As ik wull fröher deb.

Un föhl ſo deep: dat ward verſtahn,
So ſprickt dat Hart ſik ut,
Un Rau vun'n Himmel weibt mi an
Un Alles is wedder gut.

Min Moderſprak, ſo ſlich und reck,
Du ole frame Red!
Wenn blot en Mund „min Vader“ ſeggt
So klingt mi't as en Bed.

So herrli klingt mi keen Muſik
Un ſingt keen Nachtigal;
Mi lopt je glik in Ogenblick
De hellen Thran hendal.

Min Jehann.

Jk wull, wi wehrn noch kleen, Jehann,
Do wehr de Welt ſo grot!
Wi ſeten op den Steen, Jehann,
Weeſt noch? bi Nawers Soot.
An Heben ſeil de ſtille Maan,
Wi ſeegen, wo he leep,
Un ſnacken, wa de Himmel bod
Un wa de Soot wull deep.

Weeſt noch, wa ſtill dat wehr, Jehann?
Dar rör keen Blatt an Boom.
Se is dat nu ni mehr, Jehann,
As höchſtens noch in Droom.

Och ne, wenn do de Scheeper ſung —
Alleen — in't wide Feld —
Ni wahr, Jehann? dat wehr en Ton —
De eenzige op de Welt.

Mitünner unne Schummerntid
Denn ward mi ſo to Mooe,
Denn löpt mi't langs den Rügg ſo hitt,
As domals bi den Soot.
Denn dreih ik mi ſo haſti um,
As wehr ik nich alleen —
Doch Allens, wat ik finn, Jehann.
Dat is — ik ſtah nu ween.

Min Annamedder.

Ei, du lütje Flaßkopp,
Jk fret di varr Lev op!
Wat heſt du varrn Pusbacken.
Noch ſöter as Twebacken!
Ei du lütje Flaßkopp,
Jk fret di noch op!

Ei du lütje Wiesſnut,
Wo börſt du din Hans ut!
De Tung geiht as en Lammerſteert.
Din Hans is keen Dreank werth
Ei du lütje Wiesſnut,
Wo ſchellſt du mi ut!

Ei, du lütje Witt-Tähn,
Wat mag'k di geern dull ſehn!
Wo ſe plærtert as en Kaffemærhl,
Wo ſe klærtert as en Möſerſtærhl!
Ei du lütje Witt-Tähn
Wat mag'k di geern ſehn!

Ei, du lütje Keithahn,
Wat kiekſt mi kaſprat an!
Kumm, wult mi to Kopp ſleg'n?
Jk heff noch keen Düt kreg'n.
Ei, du lütje Keithahn,
Wat kiekſt du mi an!

Ei, min lütje Annameller,
Kannſt mi afwiſch'n as'n Britelle
Kannſt mi utwreng'n as'n Fatdook.
Inne Eck ſtell'n as'n Handſtock.
Ei, min lütje Annamedder,
Jk bün ſlantig as en Dook!

Orgeldreier.

Jk ſprung noch inne Kinnerbuk
Do wehr ik all en Dangenit,
Dat ſän ok alle Nawers gliks:
De Jung dat ward en Sleef.
Wat ſcheert mi all dat Snærterſnack!
Jk ſing un dreih min Dudelſack,
Belach den ganzen Rummelpack,
De mi keen Sußank geef.

Min Vader ſchick mi hen na School.
Jk bal mi oft en Puckel vull
Un mak den Rekter ſplitterndull;
Min Ler den wuß ik ſlech.
Sum sus — dat wull der gar nich 'rin;
Jk ſlök den Kram tum Döwel hin,
En Paſter ſteek der doch nich in:
Mi ſtunn dat Swart in'n Weg.

Min Moder leet mi'n netten Knüll
Vull Wutteln un Kantüffelpüll,
Dat wehr er letzte gude Will:
Jk ſchull'n Plantaaſche grün'n.
Har ik man Luſt hatt, Gras to meihn,
An'n Ellbag'n ran inne Schiet to flei'n,
Mit'n Sack umme Nack den Regg to ſei'n,
So kunn ik Goldkoorns ſinn.

Kantuffeln wehrn der as min Ve
Un Watteln as min Been ſo grot,
Un Dreck to klei'n in Ewerſlot —
Dat wehr di en Vergnög'n!
Min Ol ſin Sahn de wehr ni dumm
Bun't Arbeid'n ward man ſtief un krumm:
Jk ſett den Knull in Sülwer um
Un tehr vun min Vermög'n.

Juchheiſa! in en Reiterbür!
Bequaſt'te Steweln blank in Wichs!
Klar is de Kees, de Junker fix!
So gung ik denn to Mark.
Klei du in'n Dreck bet awer'n Kopp!
Din Fru ſett di en Spint deroy,
Un bett ſe di de Jack utkloppt,
So bumpel du to Kark!

Min Geld is all, min Knull vertehrt,
De Junker is koen Dreank werth,
Min Kneep hef ik vun Buten lehrt:
Sus ſum — de Welt geiht rum!
Wat ſcheert mi all dat Rummelvack!
Jk hef min heel Muſik um Nack,
Jk ſing min Leed un mak min Snack
Un dreih min Orgel rum.

Dat Moor.

De Born bewegt ſik op un dal,
As gingſt du langs en boken Pahl.
Dat Water ſchülpert inne Graf,
De Grasnarf bewert op un af;
Dat geiht hendal, dat geiht tohoch
So liſen as en Kinnerweeg.

Dat Moor is brun, de Haid is brun,
Dat Wullgras ſchient ſo witt as Dun,
So week as Sied, ſo rein as Snee,
Den Hatbar reckt dat bet an'; Knee.

Hier büppt de Pock in't Reed bentlank,
Un ſingt uns Abends ſin Geſank;
De Foß de brut, de Wachtel röppt,
De ganze Welt is ſtill un ſlöppt.

Du hörſt din Schritt ni, wenn du geihſt,
Du hörſt de Ruſchen, wenn du ſteihſt,
Dat lewt un wewt in't ganze Feld
As wehr't bi Nacht en anner Welt.

Denn ward dat Moor ſo wiet un grot,
Denn ward de Minſch ſo lütt to Mood:
Wull weet, wo lang he darr de Haid
Noch friſch un kräft geiht.

En Breef.

Ik kreeg Jüm Breef bi gude Geſundheit,
Un ſeeg, wa't all bi Jum noch rund geiht,
Wa't mit de Koh un mit de Hund ſteiht
Un mit dat Peerd,
Un dat Antrin noch jümmer de Mund geiht
As'n Lammerſteert.

Jüm ſchriev mi, dat dat Korn gut ſtahn deiht,
Un dat Jüm lütt Jan Paul all gahn deiht,
Un dat Jüm Pfepter de Junges ſlahn deiht,
Aß wehrt nix Guds,
Un dat Jan Diſcher bi Jüm wahn deiht
Int Achterhus.

Plünn Antje hett mi leß de Breef broch,
Un hett mi ſeggt, de Pütjer lew noch,
Un ſin Jan Hinnerk wehr de Sneef noch
Bun frober her,
Un all dat Riis, wat ſunſten geev noch
Bun Em un Er.

Dat 's dütmal Allens, wat ik weten de,
Op'n anner Mal mehr, wenn't wat vergeten de,
Plünn Antje bringt ok noch en Beten to
Jan Paul ſin Munn.
Gott gev Jüm, wat ik wünſch un beden do,
Blievt All geſund.

Wat man warn kann, wenn man blot de Vageln richti verſtahn deiht.

En Märken.

Dar wehr ok mal en Mann, un de Mann har en lütten Jung, de Mann wahn int Holt un fung Vageln un de Jung muß em hölpen. Dat mug he wull. In'n Harſt fung ſe Kramtsvageln un Droßeln, de wehrn all dod un hung inne Sneern kopplangs anne Been, ganz truri. In Winter fung ſe Steilitſchen in en Slagbur, de wehrn all lebenni un harn en bunten Kopp. De ſpehln int Bur un lehrn Water rop trecken in en Fingerhot un Kanarjenſaat in en lütten Wagen. Awer in Fröhjahr denn ſöchen ſe Lurkennesten un Jritſchen. De Lurken buden int Gras. Dat wehr grön un quetſch Een ünner de Föt. Denn kehm der'n drögen Rüſchenpull, un dar wehr dat warme Neß ünner mit graubunte Eier. De Jritſchen buden inne Hailoh, de wehr brun, ok mank de Porſt, un wenn man dar rumſteeg bet anne Kneen, ſo rük dat früderi, un de Neſſen wehrn vull glatte ſwatte Peerhaar un hung nütli mank de Twigen. Awer dat ſchönſte wehr int Holt, wenn de Primeln kehm mit de Knuppens ut dat dröge Sprock, wo de Sünndrang leeg un de Mirreems kropen as Soldaten. Dar wehrn de Nachtigahln, un warn fung in en Nett. Dar ſet de Jung to lur'n, bet der een

in kehm. He hör na de Im un de Waterbeek un har de Fot inne Sünn. Ok har he sin egen Gedanken. Awer in Winter seet he inne Stuv un rich de Steilitschen af, un de Snee leeg buten op de Böm.

Dar har he weni bi to dohn, awer veel bi to denken, un he war jümmer gröter un klöker. Denn hör he wull na de annern Vageln int Bur, de Lüd sän, se sung, awer he mark dat bald, dat leet man so, dat wehr nix as snacken un vertelln. He kunn der man eerst gar ni achter kam, as wenn man dänsch hört oder de Aanten, awer dennös lehr he dat. Do hör he, wa se sik lange Geschichten vertelln vun de Spitzspov de Rav, un de Hæv, de grote Röwerhauptmann. Denn snacken se vun dat wunnerschöne Holt un de Kaneelblöm, un de reis't harn sproken vun Italien. Mennimal fung se all an to ween, awer Thran harn se nich, un sin Vader sä: nu sung se mal nütli!

Malins gung he vær Dær. As de Snee weg dan. De Höhner seten jüs ünnern Tuun un sünn sik. Se harn jeder en Lock int Sand kratzt, dar legen se in, un puken mitten Snawel. De Hahn har dat grötste. — He kehm man eben ut Hus, so flogen se all op, as wenn de Hæv kehm, un he hör de Hahn:

Küken neiht ut, Küken neiht ut, dat is keen Gu..n..den! un alle versteken sik achtern Tuun.

Do ging he langs den Hof, wo de Huslünk jümmer Börgervereen har. Awer nu wehrn't annere Tiden, un Spatz floog in'n Busch, se keeken listi achter de Twigen ut, un se repen all mit enanner:

Dat's en Spijon, dat's en Spijon!

Awer am häßlisten wehr't, wat de Gehlmöschen sä.

De ſeet baben oy en ſoren Twieg ganz inne Spitz, de trock de Feddern ganz kurt tosam, de ſeeg em ſo barmbarti an un ſa truri:

Junk, junk, junk verdor....ben!

Un ſin Fru oy de anner Syd antwer nt de Feern:

Junk, junk, junk verſoo...rt!

Dat kunn he gar ni utbeln. He dach, wo ſchaſt du eenmal ben, un leep rin int Holt. Dar ſeet en Klunk rav baben oppen Boom un reep:

Du Rar—r—r! du Rar—r—r!

Do war de Jung dull un ſmeet em wit en Steen. Dat hölp man nix. De Swarte floog vxr em ut un reep, un he leep achter em an to ſmiten. So kehm he jummer wider int Holt rin. Toletz ſeeg he en Barg un en groten Steen baben oy. Dar floog de Vagel hin un ſett ſik, un de Jung klatter roppet und wehr noch ganz dull. As he achter de Steen keek, ſeeg he en Neſt, un in dat Neſt wehrn allerhand blanke Dinger. Wat em awer am meiſten gefull, dat wehr en Rink mit en Steen in, de bliz as de Abendſtcern. Den ſteek he an ſin Finger un kehm wedder in ſe Höch. — Do kunn he mal wit ſehn! All dat Holt unner de Föt, un en Weg leep der langs ſo wit as de Ogen man recken. Wo mug de hin gahn? Dat muz he doch weten, un ſo gung he em achterna.

He gung un gung, toletz war he ganz mod un hungeri. Do droop he en lütt Hus. De geben em wat to eten un ſän, de Weg ging na de Stadt, wo de König wahn. As he nu ſatt wehr un uſlapen har, do gung he wedder los, un toletz kehm se na de Stadt. He frag glick, wo de Guldſmid waha, un

wis' em sin Rink un frag em, wat he wehrt wehr. De Goldsmed sä, he schull sik man dal setten, un leev gau na den König un sä, un wuss he, wonehm sin Rink wehr, un de Deef wehr in sin Hus.

Do geef de König em Soldaten mit, de kehm un nehm em sin Rink af, un smeten em in en Thorn, wo ni Sünn oder Maan rinschin, dar muss he ling. He wehr ganz truri, un dach an dat Holt un de Waterbeck un de Vageln int Bur. Dat dur de Thornwächter, un he frag em, ob he em ni wat bring kunn, dat he ni so truri wehr. Do sä de Jung: en Vagel. Do broch he em een, dat wehr en Kanarjenvagel. De muss em wat vertelln vun de Insel, wo he her wehr, mit ut Water, wo de Weg na Amerika verbi geibt, mit en groten Barg op, de Füer spigen kann un en olen groten Boom. Denn neen se beid mit enanner. Awer de Thornwächter meen, de Kanarjenvagel sung un de Jung duer derawer, un gung hin, un vertell dat de König.

De König har en Dochder, de wehr beel smuck, un wehr ok of truri. De Lüd wussen gar ni, wa dat vun kehm, un sän, se wehr melancholisch. Awer de König wuss dat wull, he kunn ehr man gar ni hölren.

As he dat hör vun de Jung, do leet he em halen, un frag em de ganze Geschichte, un de Jung vertell em, wa de Lünken em utschelln harn, un de Kret har em nerrt, un nu muss he jammern as de Vageln int Bur. Denn he verstunn all wat se sän. Do let de König em in Stuv, wo sin Dochder wehr, un wis' em en Bur, dar wehr en lütten grauen Vagel in, de sung ganz wunnerschön, awer so truri. Un jedesmal,

wenn he ſung, ſe wuſſ de Prinzeſſinn ni, wa ehr to Mood war, un de König meen, ſe war noch mal melancholiſch. De Jung hör de Vagel un ſä, he wuſſ wull, wat de ſing deh, awer he döff dat ni ſegg'n, denn de König war dull warn. Do ſä de König, he ſchull dat man ſegg'n un wenn dat noch ſo wat Stimms wehr, ſo ſchull em nix darvarr dahn warn. Do ſä de Jung, denn will ik dat ſegg'n, un ſä dat de Vagel ſung:

Kronen von Gold ſind eitel Schein,
Krone des Lebens iſt Liebe allein.

As de Dochter dat hör, do ſung ſe an to ween, un de König ſä, dat wehr reh, awer de Vagel ſchull flegn, un de Jung ſchull ſin Dochter hebbn, un ſo war de Jung Miniſter. As all malins Een Kaiſer warn is, de fröher ok Vageln greeb int Lauenborger Holt. Awer de har ok reh tohört, un kunn mehr as Brot eten, de verſtunn de Ackermann un de Ploogſteert un de Huslünk ünnern Oken. Awer de Vageln de der ſung, de le he nich int Buer, un vun alle Blæder klingt dat noch:

Heinrich de Gude.

Anmerkung. Steilitſchen, Stieglitze; Lurkenneſſen, Lerchennester; Fritſchen, Hänflinge; Porſt, nicht Ledum, ſondern Myrica Gale; Syrock, trockner Reiſig; Gehlmoſchen, Ammer, (Emberiza citrinella); Klunkraw, Kolkrabe, Rabe; Ackermann un Ploogſteert, gelbe und weiße Bachſtelze (Motacilla flava et alba); Oken, Stelle auf dem Boden, dicht unterm ſchrägen Dach.

Vor de Garn.

1.

Still min Hanne, hör mi to!
Lütje Müſe piept int Stroh,
Lütje Vageln ſlapt in Bom,
Röört de Flünk un piept in Drom.

Still min Hanne, hör mi an!
Buten geiht de böſe Mann,
Baben geiht de ſtille Maan,
„Kind, wull dett dat Schrigen dahn?“

Awern Bom ſo ſtill un blank,
Awert Hus an Heben lank,
Un wo he frame Kinner ſühd,
Kiek mal an, wa lacht he blid!

Denn ſeggt he to de böſe Mann,
Se wüllt en beten wider gahn,
Denn gaht ſe beid, denn ſtaht ſe beid
Awert Moor un awer de Haid.

Still min Hanne, ſlaap mal rar!
Morgen is he wedder dar,
Rein ſo gehl, rein ſo blank,
Awern Boom an Himmel lank.

All in't Gras de gehlen Bloom,
Vageln viert in Appelboom,
Still, un mak de Ogen to,
Lütje Ruſe viert in't Stroh.

2.

Dar wahn en Mann in't grene Gras,
De har keen Schuttel, har keen Taſſ,
De drunk dat Water, wo he't funn,
De pluck de Kirſchen, wo ſe ſünn.

War wehr't en Mann! wat wehrt en Mann!
De har ni Putt, de har ni Pann,
De eet de Appeln rüp vun Boom,
De har en Bett vun luter Bloom.

De Sünn dat wehr ſin Taſchenuhr,
Dat Holt dat wehr ſin Vagelbur,
De ſung'n em Abends twoern Kopp,
De wecken em des Morgens op.

De Mann dat wehr en narrſchen Mann,
De Mann de ſung dat Gruweln an —
Nu mœt wi All in Huſer wahn —
Kumm mit, wi wüllt in't Grene gahn.

De Krautfru.

„Kraut! Kraut!“
De Heiders slaapt gehöri ut!
Hier sünd noch Luken vær.
Uns Ann're ward dat nich so gut,
Wi mæt der fix hendær!
Ik kam nu all vun'n Butendiek
Ut't natte kole Haf;
De reckt sik mal un wunnert sik —
Un seilt noch wedder af.

„Kraut! Kraut!“
De Dare pumpt er Ammer vull.....
„Kraut! lebenddi un krall!
„Min Deern, wenn'k jümmer töben schull,
„Warn se vær Ab'nd ni all.“ —
Dar kummt Eeen mit en Acht'ndeelssett...
„Min Kind, de Kraut sünd rar! —
„Scheerkrauten? ne! de wehrn ni fett,
„De waßt bet tokumm Jahr.“

„Kraut! Kraut!“
Wa wehr de Jümfer all in Staat,
In Schoh un Strümp un all!
De Hals so witt, de Haar na'n Drath,
As schull se glik to Ball!

Un Unserener ſtiggt barfot
Dun Buſum na de Heid,
Un hett ſe denn ehr Solt or Brot,
So is't all'n grote Freid.

„Kraut! Kraut!“
Wa lett dat Mark doch wunnerſchon
Mit all de Luſt un Prach!
Un runt herum de Bom ſo gron
Dat Allens lewt un lach!
Un Hus bi Hus en Bank ſo witt
Un Finſtern ſpegelglatt,
Un de dar binn und buten ſitt,
De lewt un freit ſik ſatt.

„Kraut! Kraut!“
O wahn ik hier un har min Brod
Un keek hier Sünnab'nds ut!
Mi traakt, mi wehr dat Hart ſo grot
As wull't mi baben rut.
De Boden all in'n Sünnenſchin,
De Wagens un de Peer...
Mein Gott! wa kunn ik glücklich ſin,
Wenn't blot en Heider wehr!

„Kraut! Kraut!“
Wa wehr de Mann doch dodenblaß
De dar ut't Finſter kiek!
Bewahre! ik entzück mi faſt
An meen, ik ſeeg en Liek! —

Nc. lewer ſund un guden Moth
As krank un inne Heid!
Bewahr mi man de lewe Gott,
Dat mi't nie ſlechter geiht!

Anmerkung. Kraut, Porren, Krabben, Krebſe, nämlich Garneele Crangon vulgaris in der Nordſee bei Dithmarſchen, Garnat Palaemon squilla Oſtſee. (Fehmarn) — Scheerkraut, Taſchenkrebs Cancer pagurus.

Wihnacht'nabnd.

Dat is en ſcharpen Wihnacht'nabnd!
Gretvoort! kiek mal na'n Kachelabnd!
Grotvader krüßt uns ſunſt noch dod,
Em ward vorr Küll de Näs all roth.

Och, lat He nu de Weeg man ſtahn!
He ſchull man hier na'n Lehnſtohl gahn! —
Sieh ſo! nu is de Stuv all rein
Un feblt der nix, as Sand to ſtrein.

De Finſtern tuckt un muckt ſik ni.
Wi mat noch rein mit't Fürfatt bi!
Wa knarrt de Snee! — Wat's dat ver Een?
De Froſt makt idel ſlinke Been.

Dar kummt de Sünn! se's fuerroth!
Wenn de man bolvt, so bett't keen Noth.
Sieh an! de Ecken schient all blank
Un drippelt oppe Finsterbank.

De Böm hebbt all ehr Winterkleed,
Dat's witt, so wiet de Ogen seht.
Man blot de Beek int Wischenland
Is as en Spegel an de Wand.

De Arm'n sünd richti all to Gang!
De Nachts ni warm liggt, slöppt ni lang.
De lütten Dinger krupt so krumm
Mit Hannschen an un Döker um —

Och, een lütt Seel fangt an to ween,
Das richti truri antosehn!
Un so unschülli un so smuck,
Vær Mitlid'n ward dat Hart Een buck.

De Wächter bett sin Stutenahrn —
De ward ok öller mit de Jahrn.
Sin Festleed bewt de Strat bentlank
As sung he sülm sin Grabgesank.

Wenn he hier rinkummt mit sin Korf,
So fragt em mal na Holt un Torf,
Un geut em man en Stuten mehr,
Wenn't wull de legte Wihnacht wehr!

De Tid geiht raſcher as en Drom:
Erſt kriegt wi fülm en Wihnachtsbom,
Denn kamt unſ' Kinner an de Reeg,
Un denn ſitt Grotmoder bi de Weeg.

Un ehr wi opkiekt, ſünd wi old,
Un ehr wi umſeht, ſünd wi kold,
Un Wihnacht'n kummt un geiht in'n Draff—
Uns deckt de Snee int depe Graff.

An de Maand.

Wat will He mi int Finſter lüſtern?
Ik ſeet je ganz tofred'n in düſtern
Un hör min braten Appeln grüſtern
— Dat mag ik geern —
Un wull mi eb'n en Pip anpüſtern
Un ſpikelern.

Ik weet ni, ſeeg ik Em ſodenni,
So ward mi op en Art elenni,
Mi kamt, ik mark ni rech, wodenni,
De Rimelſch op,
Un brummt mi, as de Jm, lebenni
Herum in Kopp.

Dat treckt mi rein mit Macht na't Finſter,
As wehr't wat rechts, wat buten glinſter,
Un dreibt mi denn en Barg Geſpinſter
Vær'n Ogen rund —
Jk kenn ni »heure« oder »winſter«
Jk dwatſche Hund.

Jk weet wull, dat He Alles ant Band hett,
Wat phantaſert un keen Verſtand hett,
As Riimers, oder wat en Brand hett
Bi'n Hochtid kregn,
Doch dacht ik nich, dat He de Hand ſett
An'n plattdütſch Bregn.

Wi ſünd je ganz un gar vernünfti,
Un mank de Riimſmed ni mal zünfti,
Ok hebbt wi jümmer unvernünfti
Veel Klei to kned'n;
So be ik, lat He mi inskünfti
Man ganz tofred'n.

He lurt vun mi wull op ſin Kringel,
He meent, Em hört ſin Deel Geklingel
Vun jede Nachtigal un Singel-
trütjen, wat riimt,
Un denkt, man ſleiten ut den Swingel,
Wenn man't verſümt.

Jk bef man hört, dat He dat geern ſüht,
Un Em dat ſmödi umme Neern tüht,

Wenn man nothtrafti inne Feern ſuht
Na Sin Geſich —
Un denn Een ſleit as oy en Scheerntut
Recht barmhartig.

Uns feilt darto man ganz de Snawel,
Wi ſeggt en Keesmeſſ to en Sawel
Un Fork un Gaffel to en Gawel,
Wi ſünd wat drulli,
Wi ſünd wahrrafti ni cumpawel
Un gar to knulli.

He treckt je doch dat ganze Land um,
Un ſleept dat Weltmeer oppen Strand rum,
He kriggt oy Hochdutſch ſach ſin Quantum
Bun blodige Thran,
Wi hebbt umt Hart en miſchen Band rum
Mit Pukers beſlahn.

Vertreck He ſik man nt de Marſch rut,
Un nehm He man en anner Marſchrent,
Dat nimmt ſik plattdutſch gar to narrſch ut
Dat Maanſchinfewer —
Wi ſeggt uns Mennng grad und barſch rut
Friſch vunne Lewer.

He ſchünt uns gar to bleek un ſneweli
Wi ſünd to'n ſnuckern gar to kneweli,
Bi Hartenoſmarten gar ni beweli,
Bnn Art wat bari,
As Neocor ſin Landslüd „wreweli
„Un drehari.“

He hört ok, wenn ik Em Eens ſing de,
Wo weni dat na'n Swölapp kling de,
Dat war, ic böger ik mi ſwing de,
Man jümmer gr.wer,
As wenn en Buck int Spanntau ſpring de
Koppheiſter .wer.

So lat He mi min Appeln grüſtern,
Un rubi ſimelern in Düſtern,
Un mi min Pip un Fur anpuſtern
Un dr.ſi ſmöken,
Un mak He mi ni warm un luſtern,
Dat Glück to ſöken.

Anmerkung. Grüſtern, ſchmoren; Bregen, Gehirn; Singeltrütjen, (wörtlich: Singe-Trautchen) Heimchen, Acheta domestica; ſmödi, (von ſmidi) geſchmeidig machend, lindernd, balſamiſch; nothträfti, jammerhaft, weinerlich; Scheerntüt, Scheernfleut, Flöte aus Kälberkropf (eigentlich Klettenkerbel, Anthriscus sylvestris); Pukers, meſſingene Nägel; ſnuckern, ſeufzen; bari, bärenhaft; Neocor, unſer Haupigeſchichtſchreiber, ſchrieb plattdeutſch; wrewelt, abſtehend, eckig, mürriſch; drebari, widerhaarig, eigenſinnig; Swölapp, naſſes Tuch, bildlich Gejammer (von ſwölappen, weichlich klagen)

De ole Harfeniſtinn.

Jk wehr mal junk :n ſchön,
Dat's nu ni mehr to ſehn.
Jk har de Roſen op de Back,
Jk har de Lucken um de Nack,
Wa wehr ik junk un ſchön!
Wa wehr ik junk un ſchön!

Jk ſung vær Luſt un Moth,
Jk ſung vær Kleen un Grot,
Un Alle, de mi hörn un ſehn,
De ſeb'n, ik wehr ſo junk un ſchön.
Wa har ik Luſt un Moth,
Wa har ik Luſt un Moth!

Jk dach ni an de Noth,
Jk dach ni an den Dod,
Vun Mark to Mark, vun Hus to Hus,
Un wo ik kehm, dar wehr't en Luſt,
Wer dach wull anne Noth?
Wer dach wull an den Dod?

Jk ſing noch jümmer fort
Un krub vun Ort to Ort,
Un wenn ik ſing vun Luſt un Leef,
Wer fragt mi nu, warum ik dew?
Jk ſing man jümmer fort,
Jk ſing man jümmer fort.

Schietkræt.

Un ſeh den lütten Bræſel,
Wa he dar ſmökt un ſmackt!
He vafft je vær den Kæſel,
As wenn en Lutjmann backt.

Wa ſmeckt de Piep wull prächti!
Wat makt he'n ſchewe Snut,
Un ſugt toböch, un mächti
Spigt he denn ſietwarts ut.

He is værwahr en Knewel!
Veer Fot un doch keen Knaſt.
Wa blank is nich ſin Stewel!
De Föt ſo rech værdwas!

Boerſchröti — as en Snieder,
Wallbeenti as en Tachs
Mit Swewelſtickenglieder,
Mit Keben as en Lachs.

Hett Og'n ſo rund as Hagel,
En Farv as Bottermelk;
He danzt di as en Vagel
Un ſuppt di as en Elk.

Hemdsman'n un eben bekelt,
De Börſten in en Tut —
Sieh, wa he wichti ſchrækelt,
As dach he Böker ut!

He lett de Steweln glinſtern
Un blaſ't den Rook in'n Wind. —
Jüm Dier'ns in de Finſtern,
Riekt jüm de Og'n ni blind!

Peter Plumm.

Man kann ni ſegg'n, wat in en Minſchen ſtickt
Un weten, wat der ut em digen kann. —
Noch jedesmal, wenn'k dær de Hailoh fahr
Un hier int Sand de Höchen langſam ropkam —
He's banni krall — de Peer hebbt nog to krabbeln —
Un ſo de Pahl toerſt heræwer dukt,
Gemähli länger, as man höger kummt,
Un eenſam, as en Karkthorn æwer't Moor:
So ſeeg ik jümmerfort de groten Ogen
Un wa he ehr de dicken Flechden affnee —
Dennößen keek ik weg, wer mug dat ſehn?
Dat muß Een inne Dröm je wedder værkam!
Un rein ſo ſmuck, un witt, un as en Lamm!
Wer kunn dat denken de ehr fröher kenn?

En Abend kummt der'n Jung bi Anton Klint
Un kloppt an't Finſter — ſe hebbt Luken vær —
Dat's banni düſter un en gruli Wedder —

In laten Harſt, um Allerhilgen rut —
He's jus vun't Jgeböer Mark tohus kam
He nimmt en Lich un lett em inne Dörr.
De Jung is banni vulli un verfrarn
Un ſeggt, un bewert as en Eſchenlor:
He wull na Suderdiek, he wehr verklamt,
He kehm vun Arf un wull ſik dar vermeden,
Un darbi fung he ſnuckern an to ween.

De Jung gefull em mit de groten Ogen,
He kreeg em inne Stuv un achtern Abend,
Weekharti frag de Fru em, wat em feil,
He wehr wull ganz dörnatt, he ſchull wat anhebbn,
Un hal em vun ehr Sörbn ſin affett Tüg,
Gew em ok hitten Thee un Botterbrod,
Un mähli kehm he wedder to ſik fülm.

Nu war he fragt un gew ok flink Beſched;
He ſä, ſin Moder wehr en arme Wetfru
Mit ſarben Kinner, he de ölſte Jung,
Un confermeert, nu wull he ut to deen,
Doch ſän de groten Burn, be wehr to ſiin —
He wull doch gar to geern ſin Lohn verdeen,
Un Moder un de Lütten'n beten hölpen,
He war ſik fur dohn, har be blot en Stell.

Do ſeeg de Fru na Anton, wiſch de Ogen
Un ſä in viſſeln: Och de arme Jung,
Wat meenſt du, is he nich varr di to bruken?
Un Anton ruch, he muſſ em man beholn,
He wehr wat ſiin, doch flink un banni ſchier,

Un all vun Höchden, as ſin ölſten Sæhn.
He dach: de's ok noch orri junk un ſmidi,
Wat Een verſmitt, dat künnt de Twe wull dregen,
Un ſegg: He hæp, he war ſik erndli nehm
Un nich keen Slöpendriewer warn un Slüngel,
As nu de meiſten annern, un ni muſen,
Un ok ni träbtſch un nückſch un unnütt wehn —
So kunn he blib'n, ſo wull he em beholn.

Do læv de Jung vun Himmel bet to Eer,
He wull ſik nehm! un hett dat ehrli dahn
In ſæben Jahr — tum mindſten — wa mi rech is.
He wehr wat ſiin, un har en ſwacke Stimm,
Doch wuſſ he nett torech un ſlink un knebſch,
Un har doch rein ſon dralle Arm und Been,
As krellt un dreiht — wi nöm em Peter Plumm,
Doch wenn he't hör, ſo war he jümmer roth,
Un mak, wenn't irgend mægli, dat he wegkehm.
Sunſt ging he mit to Danz un to Gelag
Un ſmöl ſin Piep ſo bræſii as en Junker
Un ſung un lach, doch jümmer funnerbar,
Un blev ni lang un hö ſik vær dat Drinken,
Ok har he mit de Dierns nix in Sinn,
De faken ſän: he leet as bolten Hinnerk.

Am meiſten leev he mit de junge Anton,
Un ging mit em to plögen un to graben,
Un daaf mit em des Abends vær de Dær,
Lew ok as Kind int Hus mit beide Olen.
De ſän, he wehr ſo fliti un ſo ſauber
Un mak ſin Saken fülm, un knütt ſik Jacken

— He har dat vun de Oberdütſchen lehrt —
Un Strump un Mützen varr ſin ole Moder.
De ſchick de ok to Maidag Hus un Allens,
Un kof ehr jeden Harſt en Swin un ſo —
Genog dat webr en prächti lütten Kerl!

Do kummt enmal int Varjahr umme Oſtern
Vagtsdener in en roden Rock herut
Un rüd ſe an na Sleswig to Seſſion
Un geibt vun Hus to Hus un kummt na Anton,
Un ſeggt, ſin Sahn un Peter ſchulln ſik ſtelln.

Varr Peter har't keen Noth, de feil dat Maat,
Doch meen ſe, Anton muſſ wull na de Gar,
De grötſte Kerl int ganze Dörp un Kaſpel
Un ſtark, de beel en Oſſ in vullen Loop.

Ol Anton war ni gut darbi to Mood
Un ſä des Abends, as ſin Sahn to Hus kehm
Un Peter: mi is bang, nu ward dat ſlimm, —
Un wat de Dener ſeggt un andüd har.

Mit eenmal fangt de Peter an to hul'n
Un weent un ſchriggt un ſeggt: ik gah ni hin,
Ik kann un kann ni gahn — un wat he ſeggt.
Se ſtellt em varr, he har je keen Gefahr,
He ſchull ſik doch ni hebb'n as Kind in Dei
Varr Anton beel dat hart, de muſſ wull feort —
Dat kunn ni hölpen, gänzli as vun Sinnen:
Un wat he ſchull, nu wat he anfang ſchull!
Se leten em am Ende ween un jammern,
Se harn to dregen an ehr egen Laſt.

Do röppt he Anton Sin alleen in Stuv
Un hett mit ehr to snacken un dohn....

Den annern Abend löppt dat rund int Dörp,
— Bi Söd nu Stegelsch stunn se still to snacken —
Ob wi't all wussen? wa dat mægli wehr!
In sæben Jahr! un Keener har dat markt!
Un wat ver'n Diern! un dat vær'n ole Moder,
Um blot en grötter Lohn int Jahr to kriegen!
Un Jeder har sin Ahnung hatt un Gissen,
Un blot ni seggn mugt, wat he dach un meen —
Man kunn't je hör'n anne Stimm un Spreken
Un sehn — mit Een Oog — anne fine Hut
Un an ehr Haar un Wasdom smeetsch un smidi....

Genog, dat Nie snackt sik endli old.
Un as se man to'n Værschin kehm in Kleder,
Do dach der Keen an Narren un an Drilln,
Do funn se ehr so nütli un so fein,
As har se nie den swaren Spaden röhrt,
Un doch so keit in Rock un blanke Mütz,
De bald de dicken Haar ni laten kunn,
As stamm he vun en anner Slach un Raaß,

Se reten sik um ehr bi Danz un Beer,
Un harn sik all vernarrt in Anna Bloom.
Besunners Anton stunn ehr banni na,
Un folg ehr op Gelagen as ehr Schatten,
Un sloog de Annern of en blödin Kopp.

Wi dachen eerst, dat har wat to beduden,
Un meen, sin Olen wussen wull Bescheed,
Doch horn wi noßen, Anton har sik utert:
Sin degen Peter war en lege Anna,
He har sin Daag keen egen Spegel hatt,
Se stunn un kämm de Lucken gar to faken;
He meen, dat gung ehr umgekehrt as Simson,
Den de Philisters faat harn, as he scharn wehr;
Se har sik gar to wunnerschön verwandelt;
He heel dat mit de Pöppen sunner Flünken,
De Fleerlinken deen ni mank den Kohl . . .
Un wat he sä. —
He har man gar to rech!
Se floog der rum as Goldsmid mank de Swölken.
Ik weet ni, wa dat to ging bi de Dieru!
So still un schu — un nu so wild un flüchdi —
Un rein as happi op den Danz un Daben —
De eerste un de letzte — un en Jagdern
Un Leben — un se blöh dj as en Ros'!

Gott heff ehr seli! mi is't rein vertisst
Ik kann dat ni begripen un ni faten.
Man schull doch denken: fritt en Worm derin,
So hett de Appel fröh en lege Sted
Un schint ni bet na Enn mit rode Backen — —

Dat's doch ni so! Ik weet ni, wa dat is,
Ik hef mal hört, de Minsch is as en Räthsel,
Dat Woort steiht schreben in en anner Welt,
Entweder, wo wi herkamt, oder hingaht.

Se wuſſt ok wull noch ſulm ni, ac ſe ging,
Un Keener, de ehr anſeeg, har dat lövt:
Dat wehr en Kindesmörder — rein ſo ruhi
Ut grote Ogen ſeeg ſe op de Welt
Op düſſe Sid noch eenmal rund umher
Un deh ſe to —

Gev Gott, wenn ſe ſe ærvent,
Dat ehr dat Rätbſel licht to löſen ward.

De Floth.

De Oſtſee is je'n Pohl —
Awer de Floth, de is duft!
Dat kregen wi to weten.
Wi kehm vun Güntſid,
Scheetprügel mit,
Nix vergeten,
Steweln bet an Lief
Wegen de Slick
Achter'n Diek,
Hagelbutel ſtief,
Pulwer 'n ganz Pund,
Ok en Hund.
Gut!
Wi kehm un ging rut
Oppen Strand —
Kridenwitten Sand!

Platt as en Dehl und riffelt,
As wehr't van en Fliegerſche knüffelt.
Un wülpt un rillt mit en Hark
Bun Wörn bet de Möldorper Kark.
Jung! wat en Platz to baden!
Keen Steen an'n Grund,
Bun Muſcheln allns bunt,
Un de blaue Heben der baben,
Un wo he ſik ſtreckt
Un as en Stülper de Eer bedeckt,
Wo de Welt is tonagelt mit Bred —
As de Büſeners ſeggt
Un in Dithmarſchen geiht de Red —:
Dar ſühſt du en blanken Gleem,
En ſülwern Streem,
Man blot as en Schimmer un Lich:
Dat is dat Haf!
Dat treckt der heraf,
Dat ſtörtt der herop
In vullen Gallopp
Un jagt di en Haſen to nich!

Wi ging der ſo ſpazeern
Un dammeln wat umher,
Un keeken inne Feern
Un ſnacken twer't Meer.

Un kunn dat gar ni löwen:
Wo nu keen Drippen wehr,
Dat dar vernnacht de Möwen
Schregen un fiſchen int Meer.

De Priel'n drög un apen —
Dar ſtunn en Schipp op't Sand —
De Schipper leeg to ſlapen,
Wi kunn der gahn
Bet an den Kahn
Un recken em de Hand.

Wi ſchoten na en Duker,
Wi grepen na en Mew,
Wull ok en Regenpieper
Un wat der ſunſten gew.

Wi keken der un ſammeln
Uns Muſcheln inne Sünn,
Wi dachten nix un dammeln
Man jümmer varr uns hin. —

Sieh an! wat's dat vern Leben?
Wat hebbt de Zeageln varr?
De kamt an'n ganzen Heben
As graue Wulken her.

Un ſieh! de Gleem ward heller!
Dat ward wull Tied torüch!
Wat Döwel? mi 's de Oueller
Je gänzli ut Geſich!

Jt ſeh ni Schün noch Huſen —
Wa? ging wi dar ni rut?
Wo is Dickſand un Büſen?
Jung! Jung! dat is ni gut!

Sieh an! dar kummt je liſen
En Rill vun widen an!
De pakt, den Weg to wiſen,
De gaht wi ſach vorran.

Man to! un mich veel ſtahn to knacken!
Mi dunkt, dat kummt uns oppe Hacken!
Man erri utlangt inne Schritt!
Sieh an! de Wellen kamt all mit!
All links un rechts en lange Stro
De breed ſik ut, as wehr't en Deck.
De eerſte glitt
Man Schritt vor Schritt
Doch treckt de glick de twete mit,
De dritte kummt, as wenn ſe ſpehlen,
As Arken trünnelt langs en Dehl,
Noch jümmer een, un een, un mehr,
Un noch een, bak'n dorawer her,
Koppheiſter, lingelangs, in Reegen,
Un ſpring'n, nu op un dal int Weegen,
Un hilt, un vorwarts — all to hopen —
As goll dat inne Wett to lopen!

De eerſte liggt man fingerdick,
De twete kummt in Ogenblick
Un deckt ehr to un wiſcht ehr weg,
Un wedder kummt en ganze Reeg,
Un bak'n derop, un langs de Watten
Raſch! inne Fahrt! as ſloog der'n Schatten

Man to! nu goll dat, nich to næhlen,
Wi föhln dat langs de Steweln schælen.
Wi leyen langs den natten Sand
In Draf, de Büssen inne Hand,
Man jümmer langs de flackſten Stellen!
Man jümmer vörwarts as de Wellen!

De eerſten wehr'n all lang ut Sicht,
Noch jümmer nie dicht an dicht,
Wi leyen as de Schum un Blaſen,
Wi leyen as vær'n Hund de Haſen,
Un mit de Mewen, de der ſchregen,
Un mit de Waggen, de der ſtegen —
Bet æwern Foot, bet anne Kneen,
Un nix as Water mehr to ſehn,
Un Grau un Grön un Daak un Damp,
As ſeegſt du æwer'n Wetenkamp,
Un jümmer höger — Wagg an Wagg,
As Tünns int Trünneln — Slag an Slag
Un Stöt un Palſchen gegen Rügg
Un Schum un Solt bet int Geſich...
Dat is verbi!... dat is de Floth...
Dar 's nix to hæpen, as de Dod...

Dat Water ſpehl uns um den Mund,
Wi ſtelln de Flinten in den Grund,
Un ging en Wagg uns æwer'n Kopp,
So hehl'n wi uns op Töntjen op,
Un ſeegen jedesmal umher,
Ob noch de Anner lebendi wehr...

Mein Gott! mein Gott! un noch ni dod?...
In't Haar de Schum... wo blev de Hot?...
Un snappt na Wind... un streckt de Hann...
To'n Beden?... dar kummt de letzte an!...
In Angsten?... Ringst du mit den Dod,
Wat giv't denn noch ver'n grötre Noth?
De Ogen to — as schullst du slapen —
Un deihst se dochen wedder apen — —

Mein Gott, mein Gott! wa lang, wa lang?..
Dar is de letzte oppen Gang!...
Denken?... du snappst man na den Wind,
Un stüttst di wedder op din Flint,
Un holst di op den höchsten Placken,
Un beefst di lank op Ton un Hacken...
Ja woll! ok denkst du en Gesich...
Vader sin?... Moder ehr vellich!
O wenn se wusten!... hol di op!
De geiht di wedder uwer'n Kopp!

Do sehn wi, dat de höchste Woog
Uns doch ni ewer'n Köppen sloog,
De neegste ok ni — — schull vellich...
De spei man'n beten int Gesich...

Wi harn wull in'n Kalender sunn,
De hartste Kloth de dur keen Stunn,
Doch wuß man nich, wa lang dat wahr —
En Ognblick oder'n ganzes Jahr.

Doch richti! langſam kehm de Ebb,
Wi ſtunn bab'n'e Water mit de Köpp.
Wi ſehn uns an — wi ſproken nich —
De Een de Anner int Geſich
In Angſt, de Hoffnung optowaken
Un't Star'en noch mal dærtomaken.

Doch richti! ja! ſe ſackt! de Fleth!
Herr, du errettеſt uns aller Noth!

In Buſum leven, as wi kehm,
Je Junges weg dær Glück un Lehm.
Wi wehrn ok, as wi uns betrachten,
En Paar to'n Been un to'n Belachen.
Doch barn wi lehrt, vun Fleth un Wellн
Jo dat am beſten in Drögen vertellн.

Anmerkung. Fliegerſche, Feinwäſcherin. Knüffeln iſt das künſtliche Falten der Jabotkragen (Kalmerkrüſen, Kalbsgekröſe) durch eine Maſchine. Stülper, ein meſſingener Zierrath auf Oefen zum Bedecken der Speiſen. Priel'n, Waſſerläufe im Strand. Queller, (auch Warder) Eiland. Watten, bloßgedörrter Strand. Wetenkamp, Weizenfeld. Die kommende Fluth erſcheint täuſchend wie ein Roggen- oder Weizenfeld im Blühen (Treiн). Waggen, große Wogen.

Hanne ut Frankrik.

„Garderut mut Een vertelln, ſe weet je ſo'n nutlige Stückſchen!“
Seggt Angreten un ſmuſtert un pußlt inne Lamp mitten Knuttwihr,
Schublt dat Geſicht mit de Hand un liekt na de Eck achter'n Kachlabnd.
„Da's ni umſonſt, dat ik kam! Vernahnd is en Wedder dat duſſ is!
„Har Jehann Paul mi ni holn, bi de Farwer ſin Eck wehr ik wegweiht;
„Awer ik weet ni wa't kummt: is de Kark rein, ſo mut ik na'n Klingbarg,“
Seggt ſe un glupt na de Bank, wo Paul ſitt ſo ſtramm as en Halsbinn.

Paul wehr de Bruer ſin Sæhn, un Greten er Vader wehr Wewer,
Un ſe wew em en Ked noch ſiner as Harſtid en Spinnwipp,
Fein un mit damaſten Inſlag, un ſpohl em nu faſt, dat en Luſt wehr;
Awer bi Garden an Barg dar knütt ſe de Fiſſeln to't Fangnett.

Dar wehr dat Junkvolk er Börſ', de Anwaff lehr dar dat Smöken,
Sünndags kem Hans mitte Fleit, denn petten ſe ok wull en Danz af,
Un achter Permark in Heid, ſo öben ſe hier ſil de Leder.

Juſt as Angreten noch ſnack, do ſchall der an't Finſter en Fottritt,
Denn knarr de Klink un de Dær, un en Baßſtimm tramp ſik den Snee af,
Grappel na'n Dreier, tred in, un ſtunn as en Bom vær de Stub'ndær.
„Hartwi!“ — „Gunabend Angret! Gardrutjen wat is dat en Sneejagd!
„Dat di! de Dówel ſwingt Klaff un ſmitt uns dat Scheef umme Ohren.
„Sieh doch! Jann Paulohm dar ok? de Haspel is jümmer bi't Spinnrad!“

„Hatti“, fallt Gret em int Wort, „ik bed ehn ol Garden um'n Märken,
„Awer ſe's ſtumm as en Stock, ſe hett wull verndag nich ehrn Guden.“

„Märken?“ lacht Hartwi, „man to! man recht en ol Stück ut de Muskiß!
„Weet ſe noch Garden? ſo'n Dünjen as dat vun de Dirn, de ſik dod ween,
„Oder as dat, wo de Kerl mit blödige Thran noch en Bref ſchrev!
„Och, da's ſo röri to hörn, vær allen, wenn man daran wackelt,
„Un wenn Angreten dat Klun ſöcht un gau ünnerwegens de Ogn wiſcht.
„Och, ſo'n barmharti Geſchicht is ſöter as Sucker un Tittmelk!“

Darbi vertrock he den Mund un ſchür ſik de Nas
mit ſin Jackſliev.
Greten ſmet ſnippſch mit den Kopp, un Paul mak en
Kliv as en Geeſtruhn;
Awer Gertrude war dull un ſchell op den weligen Un-
chriſt:

Scham di wat, Hartwi, du Slef! de Spott is de
Boſe ſin Angel!
Mennich Een ſtichelt ſo lang, bet em ſulſten de Nadel
in't Hart ſtickt.
Fatſt du em an, geibt he deper, un treckſt du em ruter,
ſo blöttſt du!
Lat di noch wahrſchun in Tiden: de Wewermoth kummt
vaer'n Fallen.
Wehr ni de Püttjer ſin Hans? dat wehr ok jümmer
ſo'n Wüſnut,
Rapmuli wehr he un ſpöttſch un jümmer vull Witzen
un Faxen;
Drill he de Dirns bi den Danz, ſo narr he de Oln
bi de Arbeid;
Lewer to Mark as to Kark, un ſin Globen ſin deftigen
Knaken.
„Hol di an Tuun", wehr ſin Wort, „de Himmel is
doch ni to recken!"
Awer nu holt dat ſik wat! nu humwelt he lahm un an
Krücken.

Doch du büſt ni ſo ſlimm, di ſtekt man mitünner
de Fettdunn.

Faſ'labend — dat wehr dı ſo'n Streich — den Snider
in'n Kohlhof to ſmiten!
Har he de Leden verrenkt, ſo war he dı knipen in'n
Zwickmæhl!

So ſünd de Jungen Gottleider! ſe weet ni varr
Wehl, wat ſe opſtellt,
Un ward wi ſtuklich un old, ſo ſünd wi tofreden, wenn
wi Ruh hebbt, —

Seggt ſe, as wehr ſe alleen un ſnack mit ehr egen
Gedanken,
Mummel un ſchütt mit den Kopp un nühl ſik toſam in
ehrn Læhnſtohl.
Ünner den Koppdok ſeg'n en paar Spielen vun tegraue
Haar rut,
All de Runzeln warn deper, as jüſt dat Licht oppe
Back ſchin
Un as dat knækrige Kinn in de knækrige Hand oppe
Boſt full.
Ganz verdept in ſik fülm ſe buck ſe in Dutten un
grunwel,
Mummel un ſchüttel den Kopp un puhl ſik de Back
mitten Finger.

Hartwi ſett ſik an'n Diſch, un Greten knütt as
en Uhrwark,
Seeg ſik ni op un ni um un hör ni, wat Hartwi ehr
topuſt.
Garderut kenn'n ſe op't Prick, de leten ſe ruhi be-
temen,

Har de ehr Schur awerſtahn, ſo rich ſe ſik op as en Wichel:
Vogt ſe ſik, brickt ſe doch nich, un will ſe ſik richen, ſo knarrt ſe.

„Garn, weet ni, wat ſe bedrieft, un jammert denn, wenn dat to lat is!
Erſt ſtot ſe't Gluck mit de Fot, un ſammelt de Stück denn mit Thran'n.
Awer de Oln ward ni bort!“ — un darbi glup ſe na Hartwi,
Wa de dar ſeet as en Eck un bi em Angret as en Hofroſ',
Un ehr oln Ogen warn blank un de runzligen Backen warn glatter.

As ik noch junk wehr, ſo klxn ſe, un allnagrad rich ſe ſik böger,
Leyen wi jümmer bi'n Diſcher un ſpunn unſe Flaſſ inne Warkſted.
Dar harn wi't Riek denn alleen, wenn de Oln in Dörnſch all to Bett wehrn.
Dat's nu all menni Dag her, all lang vxr de Brand inne Burſtrat.

Wo nu de Kaſpelvagt wahnt, ſtunn do en präch-tiges Burhus,
Ord'ntlich en Pump inne Strat un en Blomhof vxr't Finſter mit Stackelſch.
Witt as en Krid wehrn de Stivers un jede mit Grön oppen Tippel,

Un oppe Pump wehr en Steern un haben an'n Gewel
en Inſchrift,
Ok en Kaſtanje vær Dær mit en Bank rum, in Schatten
to ſitten.
Kem'n wi in Fröhjahr ut Feld, ſo ſeg'n wi den Bom
all vun Ferens
Dicht beſett vunne Blöm, un rund, as in Winter en
Sneebarg.
Ging'n wi denn dwer æwer'n Karkhof un leken bi'n
Steen dær de Perten,
Seg'n wi ſo ſeker as wat — as dab'n an de Kark-
wand de Sünnuhr —
Ünner den Bom oppe Bank ol Mumme alleen mit de
Kalkpiv.
He har uns bannig in Schock, denn plucken wi Blom
in ſin Grashof,
Darmit ſo ſtof he herut un ſmet na uns Dirns mit
de Nachmütz.
Jk wehr noch Kind un wehr ſchu, un hör ik em ſturm
op ſin Tüffeln,
Flog ik, as har ik wat ſehn. — Jk ſeeg em noch jummer
in'n Knebür,
Sülwerne Spang anne Sid un de Strümp as en Diſch-
dek ſo ſauber.
He goll vær rik as en Steen, un wehr ſeker en ſchawigen
Gizhals.
Lütje Lüd trocken ehr Hot bet na Eer, wenn he blot
anne Müz tück.
Bi em kem der keen Minſch, as dann un wann de
Perſepter.

Oft ſnack he lud bi ſik ſulm un krau mit de Kalkpip in't Nackhaar,
Schof ſik de Mutz in't Geſich un rev ſik de Steern mit de Fingern.
Ole Lud vlegden to ſegg'n, he rev ſik ſin Fru in't Geweten.
De wehr varr Jahren all ſtorben, man meen, varr Kummer un Hartleb,
Awer de Arm'n un Swachen de drog'n ehr noch lang in't Gedenken.
Se wehr en finere Fru, as ſunſt ſik na'n Dörpen herutfinnt,
Hochdütſch kunn ſe un all, un lidſam wehr ſe un wekli,
Rein ſo bleek as en Lick un ſwartli vun Haar un vun Ogen.
Mellerſché pleg mi to ſeggn: ſe wehr as en Mutter Maria.

Wat ehr Familie wehr, dat kregen wi nümmer to weten;
Mumme wehr fröher op Schol'n un broch ehr mit ſik ut Dütſchland.
Wverſlot har ſe genog, doch kümmerli gut vun er Leben;
Welk ſe doch hin as en Lilg in't fette Land ſünder Regen.

Een lütt Dirn let ſe na, de wehr ehr as ut't Geſich ſned'n:
Juſt ſo duſter vun Haar un ſmehtſch un rank as en Pappel.

Un vun Backen ſo fin as en Blatt ut en Knuppen vun'n Mahndroſ'.
Mumme nöm ehr Johanna, un wi ſa'n wull Hannchen ut Frankrik.

O! wa wehr dat en Dirn! wa kunn ſe leſen un beden!
Un wat har ſe en Stimm! un wa ſtunn ehr de Knoern tum Danzen!
Awer ſe har ok wat loſt an all dat Papier un de Böker,
Un bi Perſepter alleen — ik löv, he nöm dat Privatſtunn.
Noch na de Confermatſchon — dat wehr uns min Dag noch ni vorkam'n,
Ging ſe des Abends na Schol un drog langs dat Dörp mit ehr Böker.

Schrad gegn de Schol wahn de Diſcher; de Markſtedt gung na de Strat rut.
Seten wi dar denn in Schummern, ſo leken wi rawer dorr't Finſter;
Denn ſet ſe iwrig un leſ' un de Pſepter leb ehr de Schrift ut,
Wiſ' mitte Finger in't Bok un gruwel un teken Figuren,
Koch mit de Arms un ſtunn ok un tippel ehr nos over Backen.
Keek ſe denn ok na de Ol, ſo wehr ſe doch juſt as en Engel,
Un de Perſepter ſo blid, as har he en Narrn an ehr freten.

Speln deh ſe weni as Kind: dat kunn ol Mumme ni liden,
Utgahn — dar ger be nich um, un ſin Hus — dar wehr uns dat gruli.
As wi nu oybed'n barn — Jebanna wehr wucke Jahr jünger —
Kreg'n wi ehr kum mehr to ſehn, as nößen des Abnds bi'n Perſepter
Un oyre Strat dann un wann, wenn ſe bingung oder to Hus ley.
Varjahrs — dat twete darna — ſe bar Winters verber inne Kark bed'n,
Set'n wi ok Schummern to ſpinn — dat wehr jüſt ſo luri in't Wedder —
Summer un Winter de ſched'n ſik, an'n Heben hung ſchwar en Gewitter —
Dat's mi noch jüſt as verndag — un all de Finſtern wehrn apen —
Wi ſung'n: „Willkommen o ſel'ger", dat wehr do varr korten erſt oybrocht, —
Sieh! dar keek Een int Finſter, un jede rep: Hannchen ut Frankrik!
Alle wehrn ſtill as en Mus un dat Sing'n keem oy eenmal int Stocken
Awer ſe bed uns mit Eens: wi muchten dat Leed doch to Enn bring'n.

„Hannemus! kumm doch mal rin!" rep do de Möller ſin Trinken,
„Süh, dat Gewitter kummt oy, denn bolt de Perſepter keen Lehrſtunn;

„Hier ſund wi hartli vergnögt, denn wüll wi dat Leed
ok to Enn ſing'n."
Darmit ſo lep ſe hinut un trock ehr an'n Arm inne Warkſtedt.

„Na! denn man los!" ſä ſe denn, un ſett ſik in
Eck oppe Sniebank;
Un as wi Anneren ſung'n, do hör ſe un wiſch ſik de
Ogen.
„Wat's dat en köſtliches Leed!" ſo frei ſe ſik, as wi
dat ut harn.
„Awer nu mut ik to Stunn, dat Wedder kummt doch
ni to'n Utbruch,
„Un de Perſepter ward bös, wenn ſo'n grote Scholjung
noch ſchuln lep."
Darmit wünſch ſe Gunnacht un trippel ſchreg œwer de
Strat weg,
Sä ok, wenn't wedder ſo paſſ, ſo keem ſe en Abend
mal wedder.

Mank uns jung'n Lüd, de der keem, wehr ok de
Möller ſin Vetter,
'n Bengel, as wehr he di dreiht un ſmuck, as ut Koken-
deeg wültert.
Börtig wehr he ut Möldorp un ging dar Jahren op
Scholen,
Awer ſin Moder wehr ſtorbn, un nu wull he lehrn opp
en Thierarzt.
Bi ſin Vetter de Möller dar ſeeg he na't Plogen un
Seiden,
Un bi de Mekkenborgſch Smidt dar öv he ſik in op
dat Smeden.

Na un na war he bekannt un keem ok mitünner bi'n Tischer —
Niederträchti un nett, un lehr uns de nüdlichsten Leder.
Jümmer ging he in'n Rock mit en goldroth Band umme Müz rum,
Eerstlich ok mit en Snurrbart, doch har he den widerhen afnahm'n.
Trinaken mug em wull liden, un ehr um lütt sä se: min Vetter;
Un wi Ewrigen men', dat war mit de Tid wull en Brudpaar:
Trina wehr drall un adrett, ehr Vader wehr Möller un Krogwerth;
Gew he em Geld to studern, so gew he em seker sin Dochter. —
Kem'n se, so kem'n se tosam, un ging'n se, so ging'n se mitander,
„Trinaken" achter un vær, mitünner ok „lütje Cousine."

Abends darop as wi spunn, wer wedder keem wehr unse Hannchen,
Set inne Eck oppe Bank un hör na uns' Pappeln un Lachen,
Plaxter ok sülb'n mal Eens mit, un ded, as wenn se dermank hör —
Hermann un Trinaken ok — un Trinaken bi ehr to sicheln. —
Bald keem keen Schummern in't Land, dat Paar keem tosam achter'n Dick um.

Hanne ging linglangs de Strat — un kropen ſik jüſt bi den Diſcher.

Och wat wehr'n dat vorr Abends! wa wehr'n wi fröhli un glückli!
Alle noch junk un vergnögt, un kennen keen Grillen un Sorgen!
Jümmer ſnacken un lachen, as wenn der keen Tall un keen Enn wehr. —
Hannchen har allerlei leſ't un ſprok mit Hermann ut Böker,
Un ſe vertell'n ſik de Räuber, dat wehr en gruliges Schuſpel;
Hannchen har dat man leſ't un Hermann har't ſehn op't Theater:
Wa dar een Broder den Broder bedröwt, bet de Een inne Krieg geiht,
Un wat ſin Brut to Hus weent, un de Anner mit Liſten ehr vorrſnackt,
Wa he ſik ſchändli verſtellt, un ſin liſtigen Vader in'n Thorn ſmitt,
Dat he lebenni verhungert, un wa de Anner to Hus kummt,
As Ränwerhauptmann, un wa he em finn deiht un ruttreckt — ſin Ole,
Un de Bedreger ſik dod ſtickt un darop lebenni na Höll fahrt —
O! dat wehr gruli to hörn, Een kropen de Graſen den Rüg lank....
Wat ik man ſegg'n wull — mitünner ſo ſung'n de Beiden en Stückſchen,

Hannchen ſo fin as en Swölk, un Hermann en Stimm,
dat de Stuv klung;
Alleſam bör'n wi denn te, un wunnern ſik, wa dat
doch mæglich.

Gegen de Aarn binnt muß Trina en Tidlang to
Hus blib'n.
Denn ehr Vader wehr Möller un de Tid gewöhnli
na Heide
Oder na Meldorp to Mark un Mittweeks na Marſch
op den Handel,
Of wehr der ſunſt wat to dohn, un Een har genog
anne Werthſchop.
Hermann ſtell ſik doch in, un wi Annern all as
gewöhnli.
Hannchen ehr Mod wehr dat all, to Hus mit de
Beid'n achtern Dick um,
Un as Trina nu fehl, ſpazerten de Twe der ſettander,
Hannchen an Hermann ſin Arm, un ſnacken — as
Jungelüd Bruk is.

Mal ins do ging'n ſe ok weg — dat wehr oppen
Sündag vær't Jahrmarkt —
Och, ich weet't noch ſo gut! wi ſnacken des Abends
vun't Danzen,
Wa wi na'n Möller hin wulln, un wanehr un waſück
un wadenni,
Un wi ſticheln op Hermann, ob de uns den Block of
wull afnehm,
Dur'n ok all æwer Hanne, dat ſe des Ab'nds ni ut
Hus kunn.

Peter Wilhelm un ik — de später min selige Mann wehr —
Set'n noch ruhi to snacken — de Twe ging'n jümmer wat föher,
Dat ol Mumme sik inbild', sin Dochter keem vun Persepter —
Seten noch ruhi to klæn'n — mit eenmal flog di de Dær op,
Störrt dar Een rin na de Stuv un lingelank hin oppen Footborn,
Leeg dar un wülter sik rum un schreeg un bar sik vertwifelt.
Wilhelm rep: „Hermann, wa is di! wat feilt di, wat hett di bedrapen?
„Kumm inne Höch un stah op un segg uns, wat is der vern Unglück?
„Is der Een dod oder krank? Is Trinaken Möllersche dod bleb'n?"
Darmit brok dat herut! „Johanna! un Hanne! min Hanne!"
Ween he ni lud as en Kind, un wehr doch en Ker! as en Eekbom,
Snucker un kunn sik ni faten un wander herum inne Warkstedt.

Wilhelm wehr gänzlich entzückt — doch ik bar all lang de Gedanken,
Dach un dich in min Sinn: wenn dat man en glück-liches Enn nimmt!
Och! nu harn wi de Noth! un dat Unglück tred æwer'n Drüffel!

Allnagrad keem em de Sprak, un he ſä uns de ganze Geſchichte:
Hannchen un he wehrn ſik gut, un harn ſik dat lang avenbar't;
Trinaken wuß der nix af, de har he geſchick achter't Licht föhrt:
Geld muß ſin Vetter em geb'n, ſunſt kunn he ov Scholen keen Land ſehn,
Har he wat lehrt un wehr Thierarzt, ſo dacht' he em tru to betalen;
Awer ſin Dochter to nehm'n, dat wehr em vun Harten ni mœglich.
Mumme? dat wehr ni to denken, as wenn he en Mann wehr, de Brod har.

Eben wehrn ſe nu beid achtern Dick gahn un harn dat beſpraken,
Gung'n bet na Mœhl anne Brügg, wo dicht an't Stegelſch de Bank ſteiht,
Setten ſik dal in Gedanken un bud'n ſik en glückliche Tokunft,
Gänzli vergeten un ſeli, un Een mit de Arm um de Anner, ...
Mutt dar nich jüſt de Böſe de Trina na'n Waterbek rutföhrn,
Oder en Fikenvertellerſch, de Annerlüd Nüigkeit todrigt —
Seker kunn he't nich ſegg'n — doch hör' he in Drom as en Ammer,
Denn ſtunn in Maanſchin en Schatten — un wœr em — ſin Vetter, de Möller —

Heft du mi, kanſt du mi! ſieh! un lacht as de Döwel
bi'n Schandpahl,
Fangt an to ſchantern un ſchellen un »Komm mi man
nie awer'n Drüffel!

Ruht hört he em an, as en Sünner dat Heider
Conſtoren;
Doch as he Hannchen beſchimpt, ehr bred värt Stegelſch
in Weg tritt,
As he ehr »Minſch« nömt un »So Een« un Trina
ehr Kopp umme Eck ſchuhlt,
Stigt em de Gall inne Boſt un löppt em de Luns
lank de Lewer,
Krigt den Möller tofaten un ſmitt em koppheiſter in'n
Mahlnbek.
Hanne ſchrigt ey un darvun, un he löppt in Rasen
na'n Diſcher.

Nu wehr gude Rath dür! de Möller kunn jüſt
ni verdrinken,
Awer de Unglückskinder un all dat Jammern un
Hartled!

Mumme war je katol'ſch, denn de Möller war je
nich ſwigen!
Un wi dachten an Hanne ehr unglückſelige Moder;
War ehr dat eben ſo gahn, ſo leeg ſe wull bald
oppen Karkhof.

Awer de grötſte Noth de wehr mit den raſenden
Hermann!

Rum mit Vertellen to Enn, ſo ſmeet he ſik æwer de Snibank,
Denn ſprung he op un lep rum un ſä, he wull glik na ol Mumme.
Warn kunn nu doch nix ut em, ſo wull he denn Bös un Gewalt dohn.

Wilhelm tuſch em un bed em, un ik weck de Diſcher ſin Vader —
De har en anſlägſchen Kopp, har reiſ't, wehr old un vernünfti —
Sä em gau de Geſchich un vertell em dat, as he ſik antrock,
Bed em vun Himmel to Eer, he ſchull doch ſin Beſt dohn, wat mægli.

Gutharti hör he mi an, doch ſchüttel he oft mit den Grankopp,
Ging denn berin na de Warkſtedt un ſöch ok Hermann to tröſten.
„Nich to baſti, min Sæhn, wull weet, wa Allens ſik dreihn kann!“
Sä he un fat em de Hand un tippel em ſach oppe Backen.

Eerſtan wehr he ok ſtill, doch full he bald wedder in't Naſen,
Slog ſik un ſluch op ſik ſülb'n un har ſik, as wull he ſik umbring'n.

Endli keem he to Ruh, un wi men'n, nu kunn dat noch gut warn,

Dachten gar nich daran, wa veel dar sunsten noch tohör.
Blek as en Liek seet he dar un trock sik de Mutz inne Ogen,
Stunn denn op un gung rut — wi leten em ruhi betemen,
Dachten, he war sik besinn'n un seten gedülli to töben.

As wi so lur'n un lur'n, de Tid wahr länger un länger,
Hermann keem ni torüch, wi wussen nich, wa dat wull toging,
Schicken wi Wilhelm herut, dat he na seeg, wo he doch afblev.
Wilhelm ruter — un seeg — un söch — un nöm em — un reep em —
Ging noch den Hof langs un prahl — de ni antworten deh, dat wehr Hermann.
Weg wehr he, weg as verweiht, Gott wuß, wo he stab'n oder slag'n wehr.
Annern Dags fragden wi rum un söchden in Söd un in Diek na,
Dachten noch jümmer, he keem, erschrocken, wenn Abends de Dörr ging,
Sproken vun nix as vun em — de ni wedderkam'n deh, dat wehr Hermann.

Eerst wehrn wi All as verlat'n un de Dischermarkstedt as utstorb'n.
Allnagrad kem'n wi wull wedder, doch wull dat min Dag ni mehr slaschen.

Nößen vertell uns en Slachter, de fette Ossen her-
opbroch,
He har in Hamborg Een sehn vun Buart jüst as de
Thierarzt —
So wehr he nömt vun de Lüd — he wehr em bi'n
Eck ut Gesich kam'n.

Hannchen wehr ok as verswunn, un keem mit
keen Fot æwer'n Drüssel.
Wi harn en Schrecken un Angst, ol Mumme mug ehr
wat to neeg dohn.
Krüschan de Farwer, de Ol, de nu so krumm un so
stief is,
Wehr do en hennigen Jung un flink oppe Been as en
Vagel,
De muß denn öfter to Weg' un rin in Kastanje to
luern.
Denn vær de Wahnstuv wehrn Luken un dicht bi de
Pump leeg de Ked'nhund.
Nix wehr dær't Lichtlock to sehn, as Mumme sin
Mütz un de Kalkpip,
Jümmer in Eck op sin Stohl, un Allens; so still as
en Beenhus.
Mumme sin Knechen un Dirns harn ehr Stuv
rut na'n achtern bi'n Pesel,
De kunn uns ok nix vertelln, un Eeen arm Dirn
muß wull swigen,
Dat wehr en Stukel un dov, witlöfti vun Mumme
sin Fründschop,
Keem ok in't Jahr ni to Strat, un eet ehr barmhartige
Gnadbrod.

As ik ehr doch enmal drop bi'n Koopmann, wo
Mumme Taback hal,
Wink ik ehr to mitte Hann un ſchreeg inne Ohren:
Johanna!!
Och! wat mak ſe'n Geſich un keek, as wenn ſe ver-
blirt wehr,
Nehm denn de Eck vunne Schört un wiſch ſik de
Ogen un ſä denn:
„Weent jümmer los, jümmer los“ — un mit dem ſo
ſtreek ſe ut Hus rut.

So vergung wull en Jahr, min Wilhelm un ik
geben Hochtid,
Grotwader Tiſcher blev tod un de Möller treck rawer
na't Holſten,
Allens war annere un ſtill, un bi Mumme dar grön
de Kaſtanje.
Jk un min Mann wehr'n tofred'n un jümmer den
Dag lank bi't Arbein,
Sproken ok ſelten vun Hanne, — dat wehr uns, as
wenn ſe begravt wehr.
Do mal en Morgen — noch fröh — ik ſtunn bi de
Taſſen to waſchen —
Kummt dar de junge Barbeer, de ſik hier in Winter
erſt ſett har,
Kummt un lxbnt ſik an't Schapp — min Mann wehr
ok vun ſin Kunden —
Hett ſik un reibt ſik ſo wichtig, as wenn he den
Freden in'n Sack har,
Seggt: „Nu weet ik wat Nies: ol Mumme ſin
Dochter ſchall'n Mann hem.“

Slog mi dat doch oppet Hart, as de Dunner bi
helligen Sünnschin!
Full mi de Tass ut de Hand un entwei, un ik frag
em: Wokeen denn?
Rath enmal, seggt he, un grient, un na Næl'n un
Dwer'n un Quäl'n
Keem denn doch endli de Kater tum Sack rut: de
Vullmach sin Steffæhn!
Dat wehr keen boshaft'n Minschen, doch mi wehr't
en Bengel tum Breken,
Dræhni un tauli un tæsi un rech as en vulle Ver-
standskist:
Gras hör he wassen un Geld kunn he rüken und Allens
besiweln;
Næswater nöm wi em jümmer un ok wull Herr Vull-
mach sin Handlamm.
De un Hannchen? ... dat wehr mi, as kreeg de Prin-
zessinn den Kobhar,
As uns wull Märkens vertellt — wo de Kobhar sik
awer verwandelt.
Disse seet fast in sin Hut, de war sik gewiß ni mehr
pöppen,
Wehr all so drög inne Wickeln, as anner Lüd hoch
inne Föfdig.
Awer de Bengel har Geld un Utsicht to'n wichtige
Arfschop;
Mumme bereken sin Zinswerth un keek na't Gesich oppe
Speetschen.

Doch ik mug dicken un denken, un dat dat ni
mægli un mægli:

Enige Weken derop, do ſtunn ſe toſam'n varr'n Altar. —

Breken vull wehr de Kark; ſe ſteg'n op Stehl un op Banken
Kopp an Kopp bet na't Chor, un Perſepter de ſpehl oppe Orgel.
Hanne kunn ik ni ſehn varr all de Minſchen un Kinner;
Awer as ſe torüg keem un langs den Stieg na de Dorr ging,
Sän de Kinner: Wa wirt! un wücke ſän: Mutter Maria!
Och! dat drop mi de Seel, un ik ſlog de Ogen na baben,
Sieh! un ſeeg den Perſepter, de awer't Geländer beraffeek.
Och! wa ſchoof he ſin Kopp, de ol Mann, un wa bitterli ween he!
Un as ſe Alle bernt wehrn, do ſpel he noch liſen: »Was Gott thut.«

Jahren verlepen un kem'n, dat wehr inne grulige Kriegstid.
Nix as vun Krieg un vun Krieg, un vun Bonpart un all de he dod ſlog.
Eerſt ut de Feern un Aviſen, un bald derop neger un neger.
Denn keem de ſchreckliche Winter vun Veertein un mit em de Ruſſen,

Rößen de Dütſchen un Spanjer, Franzoſen un all wat
en Nam har.
Nark'ns en blibende Sted, un dat Volk as wenn't
jümmerlos umtreck.
Denn kehm de Brand inne Burſtrat, de't halwe Dörp
inne Aſch leh;
Mumme ſin Hus brenn ok af, mitſamt de grote
Kaſtanje.
Mumme wehr all begrab'n bi den Steen, wo ik ſunſt
dær de Port keek
Un unſe Bullmach ſin Steefſahn de kreeg to vel bi dat
Redden.
Kümmerli ſük he dar hin un leeg ok bald oppen Kark-
hof.
Gott hef em ſeli darna! op Eern har he weni Ver-
gnögen!
Mumme bruk em as Knecht un ſtött mit em rum as
Tüffel,
Hannchen mug em ni liden un dacht' wull noch jümmer
an Hermann.
Kinner harn ſe ok nich, de ſunſt doch de Harten toſam-
holt.
Un bi all ſin Vernunft un all ſin Knaufern un
Schrapen,
As de wirrige Tid keem, verlor he ſin Kopp un ſin
Rüſdag.
Mumme har nie ſo veel, as wi to værn uns wull
inbilln,
Arſſchop un Allens blev ut, de Laſten ſtegen un
ſtegen,

Rügwarts ging dat un rügwarts, bet Jöhr un Jähr oppen Sand ſeet.
Hannchen har kum noch to leben, as endli de Burſtell verköft war.

Harstid derop ins en Dag do het dat, nu kem'n der Soldaten,
'n hel Regiment un ſo vel, as wi noch min Lebend ni ſehn harn.
Jk ſtunn jüſt varr de Dar, dat wehr en mulleri Wedder,
Gegen Martini un ſo, de Kreiden ſvazern oppe Straten.
As ik ſo ſtunn un dat hör un jüſt nix wichtig's to dohn har,
Nehm ik min Knuttuch in Hand un ging hiney na den Karkhof.
Dar wehr do wit hin en Utſicht, as Mumme ſin Hus noch in Dutt leeg.
Wit langs de Landſtrat hentlank bet haben na't Holt anne Heidbarg.
Richti! dar wehr'n ſe to ſehn, vun Norwohld bet dal na de Deven,
Juſt as en Red ſunder Enn, de de Schipper ut Water heruttreckt.
All as de varſten verſwunn varr de ſettigen Muern un Balken,
Kem'n wedder nie ut Holt, de eben de Ogen noch recken.
As ik ſo keek inne Feern, ob noch nich de legten to ſehn wehr'n,

Trampeln all Peer oppe Brügg, wo de Beek achter Mumme sin Hof ley,
Un in den Ogenblick drop so kem'n ok de Eersten tum Vœrschin
Twischen de Prester un Mumm', wo de enge Strat na de Weg fohrt,
Hoch to Peer un bestaben, mit rode Röck un mit Säweln,
Reden heran na de Mur un hel'n mi to Föten an'n Karkhof.

Een dervun smet sik vunt Perd un gev en Annern sin Tœgel,
Steeg denn herop na de Port, as wull he sik ok mal herumsehn —
Liek op mi to, denn ik stunn op de Steen dich achter de Müer.
He wehr en Kerl as en Esch, mit rode Backen un Snurrbart.
Langsam tred' he herin un seeg sik um un herummer,
Westen un Süden un Noorn, un har sik, as wehr he verbistert,
Söch wat un kunn dat ni finn, un wuss doch, wo he't verlarn har.
Endli seeg he op mi un de Likensteen, wo ik hendalkeek —
Mumme sin Fru leeg derünner un sley ehr selige Dodsslap,
Un ehr Nam stunn derop, doch leeg der nu Steengrus un Schutt rum

Wegen den gruligen Brand un all dat Fahren un Smiten —
Treb' heran mi un leſ' mit dütligen Worden: „Johanna...
„Mumme...“ dat keem der ni rut, ſo full'n em de Arms na de Kneden,
Sunk em de Kopp op de Boſt un he mummel: „So ruhe denn ſelig!“
Denn keek he op na'n Heben un ſtunn mi jüſt pall varr de Ogen.

Herr du mein Gott noch mal to! — un wehr he eben lebendi
Ünner min lebndigen Fót ünner'n kolen Likenſteen rutkam'n...
As ik de Ogen anſeeg, ſo blau, un de brünlige Snurrbart —
Hermann, de Thierarzt — he wehr dat!
Ik full em to Fóten in't Steengrus,
Grappel dat Sand vun de Schrift un wiſ em: „geborene Weinberg.“
„Garderut“ reep he un kenn mi, „och Garderut, ſegg mi doch, levt ſe?“
Awer wat kunn ik wull ſegg'n, ik ole barmhartige Sünner?
Stunn ik doch ſülb'n un ſnucker un wiſch mi de Ogn mitten Platen,
Fat em an'n Arm, as wehr'k ſtumm, un trock em in Biſtern vun Karlhof,
Liek awern Damm dar'n Grasweg, denn achterum bi de Bäcker,

Dal na de ni buten Huſ', wo Johanna den Summer
to Hÿr wahn.
Reet em de Stratendärr op un de Stubendärr een mit
enander —
Un noch en Ogenblick drop — do hel'n ſe ſik beid'
innen Arm.« — —

Garden ſack wedder tohop un bewer un ſä man
noch liſen:
»Bald war de Freden ok ſlaten un Allens keem wedder
int Ole;
»Hermann wehr Regimentsthierarzt, un bal ſin Hanne
ut Frankrik,
»Fohr mit ehr weg inne Kutſch un lev mit ehr glückli
in Preißen.«

Garderut ſweeg un ſeet ſtill, de Wächter tut eben
to Regen.
Greten har Thran inne Ogen un wümpel ehr Knütt-
tüch tohopen.
Hartwi ſtunn op un wull gahn, wehr ſtill un deep in
Gedanken.
Awer Jan Paul oppe Bank ſeet ſtramm un ſnurk as
en Stallkoh.
Greten ſä: Lat em ſlapen, du kannſt mi je ok wull to
Hus bring?
Darbi keek ſe em an, as ded' ſe em Afbed vær'n
Unrech.
Hartwi wehr ſtill as en Lamm, ſä liſen: Gunnacht
Mümme Garden! —

Tred' herut innen Snee un hel' Angreten sin Hand hin.
Doch bi de Farwer sin Eck dar drück he ehr fast annen Bossen,
Seggt: Angret, wullt mi gut wehn, so büst du min Anne ut Frankrik.

De Winter.

Den Winter mag de Döwel nehm;
Wa is he kolt un roog!
He kunn em wat to sweten geb'n,
He hett je Warm's genog.
Wenn Unserener wat versüht,
Gliek brennt he em opt Fell;
Ik wull, he nehm den Jisbar mit
Un brad em in de Höll.

Ja dat em gliek de Döwel hal!
Wa is he kolt un stief!
Mi früßt de Seel as'n Waterpahl
Un schrauelt mi in'n Lief.
Un anne Rippen hangt dat Hart
As'n Jisjæk an dat Dack:
De Athen piept, de Lenken knarrt
Un alle Knaken knackt.

So lang de Sünn ni ſchient un lieb't,
Vun't frattlahm as en Perd:
Doch ward de Olſche wedder blied,
So geiht't as wehr dat ſmeert.
Mi freert de Leder gar teboy
As in de Kerl ſin Horn;
Doch daut de Warm ſe wedder av,
So ſorgt man vorr jüm Ohr'n!

De Melkdiern.

Barfot in't Sand, in'n raſchen Schritt,
Den glatten Platen kridenwitt,
Stramm opſchört de Linnwullenrock,
Um Lief ſo kneebſch as'n Pietſchenſtock
— Man kann er flöri mit de Hann
Vun een Hüft na de anner ſpann —
Den eenen Arm ſo keit inne Sid,
As wenn man'n Oehr vun'n Theekann füht,
Um'n witten Hals de grêne Drach:
En Diern, dat die de Ogen lach!

En Strohhot mit en breden Rand,
Um't runne Kinn en blaßroth Band;
Dat brune Haar in'n dicke Tut
Kiekt jüſt as unner'n Sünnſchirm ut. —
De Ammers klappt bi jeden Schritt,
De miſchen Reden flaxtert mit,

Un denn in't Seel en lütten Ketel,
De rasselt as en Bund vull Slætel.
Se's fröh to Been, da's Sündagab'nd,
Ehr Schatz will na de Koppel kam'n;
De nimmt ehr nös de Melkdrach af,
Se spehlt de Dam un strevt væraf. —

He sitt un smökt op't Heck bi'n Wall
Un kiekt all lang den Snittweg dal.
Sieh an! dar blitzt se achtern Knick
Un dreiht herop in'n Ogenblick.
Se driggt de Drach so steil un nett,
As'n Leutnant nich sin Epaulett,
Un smitt de brune Arm so keit,
As keen Mamsell op't Peermark deiht.
„Ja, dat mag'k lied'n, so hest du't drapen!"
He hett all Door un Sleetbom apen.

Er Drach un Ammer sett se dal,
De Hot hangt op den Heckenpahl.
Nu stiggt se dær dat lange Gras
Un schient so witt un hett so'n Hast
Un singt so nüdli ünner de Koh:
De Melk sus't sach den Takt darto.
Denn schümt de Ammers vull un vuller,
Un ratsch! hett Hans se oppe Schuller,
Un æwerglückli walzt se beid
Mit Snack un Lachen na de Heid.

Kamt ehr ok vele Herrn tomöt
Un seht er na ehr bloten Föt

Un glupt ehr næswies ünnern Hot —
Ward se ok eerst en beten roth,
So denkt se doch: Wat de wull meen?
Ik bun so gut as Annereen.
Un lusti huppt se æwer'n Weg,
Kiekt in en Koppel æwer't Steg:
„Wullt mit, min Anna? büst all klar?“
Un sieh, min Anna is all dar!

Un'n beten wider oppen Weg
Staht all'n paar Annere torech.
Un wat vær'n Gröten, wat vær'n Pappeln,
As hör man'n Koppel Aanten snappeln.
Un noch mehr frische kamt darto;
Bet na de Heid hin geiht dat so:
Je körter ward de lange Weg,
Je länger ward de korte Reeg.

Bi de Rausted is dat gar en Jagd,
As wenn int Moor de Kukuks lacht.
En Jede smitt er Drach heraf,
Denn pett se eerst en Hopsa af.
Orchester hebbt se jümmer gliek,
Wer sitten geiht, de makt Musik,
Polkas un Dänz vun Strauß un Lanner
Un Truerleder mank enanner.

Herrjemine! kummt jüst en Snider
In'n feine Bür mit dünne Glieder!
De kriggt denn noch en Dresen mit,
Wa he en acht Dag noch an hett.

De Klock ſleit ſæb'n, un mit den Slag
Löppt Jede na er egen Drach,
Hangt ſik ſe um, hakt in, heeft op —
Un ferti is de ganze Tropp.
Een Ked de ganze Stieg hentlank!
Un varwarts geiht dat mit Gesank:
„Der Sultan is ein armer Mann ....“
Gewiß, ſeeg he ſo'n Blomked an!
In'n Cottillon un Reegendanz
Makt unſe Dams keen ſolken Kranz.

Doch inne Heid ritt he vuneen
Un bald geiht Allens Een bi Een,
De darr den Hof, De um de Eck,
Dar twe toſam no'n lütje Streck,
Nu De int Hus nu De in'n Stall,
Du ſteihſt alleen — un dar is't all!

De Mahl.

De Dag geiht to Nau,
Op't Gras liggt de Dau,
De Wulken an'n Heben ward roth.
Dat's Allens ſo ſtill —
Jk weet ni wa'k will —
Jk löv, mi is truri to Mood.

De Pock quarkt int Rohr,
De Foß brut int Moor,
Un wiet inne Feern ſchallt Gefank.
Min Hart ſtiggt to Höch,
Jk weet ni, wa'k ſeeg,
De Thran lopt de Backen bentlank.

Dar achter de Weid
Wiet awer de Heid
Dar ſchimmert an'n Himmel en Marbl;
Dat is mi, as wehr
Jk dar varr de Darr,
Un ſeet oppen Marblnbarg un ſpeel.

Denn ſeeg dar Een rut,
Den kenn ik ſo gut,
Den ſeet ik ſo oft oppen Schoot;
De Steen leep un klung,
De Mann ſeet un ſung,
An'n Heben de Wulken wehrn roth.

Do wehr ik noch kleen —
Nu bün ik alleen —
Wull weet, ob de Ol dar noch ſteiht?
De Luch is ſo luri,
Dat Leed is ſo truri —
Gottlof, dat de Marbl doch noch geiht!

Spaß.

„Lütt Ebbe, kumm 'ropper, hier haben na de Föſt,
Krup ünner, ja kick mal, hier but wi en Neſt!
Du ſittſt as Gardrutjen er Hahn ünnert Bett,
As en Mus in en Heeddies, wa nett, o wa nett!“ —

Du Spitzſpor, du Gaudeef, man weg, gah man weg!
Weeſt noch vergang'n Jahr? O wa ſlech, o wa ſlech!
Wa ſeet ik un brö, har ni Koorn oder Kröm,
Un Spaß floog to Dörp, räſonneer in de Böm. —

Du Spitzſpor! du Gaudeef! — „Lütt Ebbe, ſwieg ſtill,
Verntjahr ward't ganz anners — will mi beſern — ik will!
Mi ſiecken de Fettduun — kumm kick mal wa ſchön!
Verntjahr ward dat anners, ſchaft ſehn, ſchaft man ſehn!

De Hatbar kummt bald, wahnt uns dich awern Kopp,
But en Hus as en Korf, ſtellt ſik haben derop,
Dy een Been, opt anner, de Nas inne Flunk!
Wa klapperr he fründli: Gud'n Morn, Nawer Lünk!

Un denn ſchient de Sünn hier lank't Dack rein ſo blank,
Un denn treckt de Rook hier vun'n Schöſteen bentlank,
Un denn kummt Annſtina mit Weten un Kaff:
Tuck, tuck! — Kik'rikih — un wi beid'n kriegt wat af.

Ok hef ik man ſehn, hier de Koppel int Gras —
Nawer Anton will Rogg ſeihn, dat kummt uns to paß,
Un denn hier de Bom vær unſ' Kinner to ſteeg'n,
Un wi mern dermank, wat'n Vergnög'n, wat'n Vergnög'n!

„Du Spitzſnov, lat ſehn — dat's dat Neſt? dat's dat Neſt?
Mak to, un hal Feddern un Duun, dat's dat Beſt!
Ol Anton ſin Pudelmütz liggt günt achtern Tunn —
Plück af, mak man to, lat's man bu'n, lat's man bu'n!

De Aptheker int Moor.

He lütje Appenheker,
He grote Blickernbüff!
Wat will he Puttenſtarker
Hier mank de Hailohknuff?

Hier waßt keen Magenpillen,
De Snurrbein ſünd noch hart,
Hier's nix vær Hannſch un Brillen
Un Snurr- un Segenbart!

Ne bliev he bi ſin Butteln,
Un röhr de Möſer um!
Hier ſtiggt he mank de Dutteln
As Pock in Maanſchin rum.

Dat kennt de Hatbar beter
— Hett of ſo'n dünne Been —
He geiht, as blinne Peter,
As Mullwapp mank de Steen.

Ne, kam He hier to Siden!
Dar geiht en Jümfernſtieg,
Of kummt em bald vun Biden
En Weerthöhns int Geſich.

De Infahrt ſteiht wull apen,
Dat Hus is billi grot;
Schull he dat Lock ni drapen,
So roop he man: help Gott!

Sieh ſo! nu is he ſeker!
Nu wiſch he ſik de Sweet,
Un nehm ſin Möſerſtarker
Un ſeh ſik varr de Föt.

Un ſchull dat ſik mal paſſen,
Un hett he Stewelsmeer,
Un ſchulln hier Jümfern waſſen,
So kam he wedder her.

Anmerkung. Snurrbeen, Brommbeeren; Düttel, Binſen, beſonders die große Sumpfbinſe Scirpus palustris.

De Kinner larmt.

Luri treckt de Abendluch
Ewer't Feld ſo glinnd;
Wenn't mi nu wat wünſchen mug,
Wehr't noch eenmal Kind.

Liſen weiht ehr Luſt un Larm
Wit hendal na't Moor,
As Muſik ſo weck un warm,
All as wehr't en Chor.

Kummt mi nich min Leben vær
As en ſwaren Droom?
Waak ik ſo mal op as Gær
Abends ünnern Bom!

All min Freid is ſünner Klang
Un min Hart is arm,
Hör't in Schummern as Geſang
So den Kinnerlarm.

Sackt mi rein de Spaden dal
Ut de ſware Hand.
Gravt de mi den Weg wull mal
Rin in't Kinnerland?

De lengt.

De See is vull er Water,
Dat Hart is luter Blot,
Un kummt de Maan an Heben,
So ſtiggt un fallt de Floth,

Un ſeeg ik Em vun Biden
So ſtiggt mi all dat Blot:
So ſtiggt de See un fallt ſe
Un kummt un ebbt de Floth.

An Heben treckt de Wulken,
To Föten rullt de See,
De Welt is groot un eenſam,
Min Hart is lütt un weh.

Ob hell de Sünn der baben?
Un achter grön dat Land?
Jk ſeeg man graun un düſter
Den Nevel op den Strand.

De Sünn de ſackt in't Water,
De Hatbar kummt ut't Reed,
De See is noch in't Wogen
Un ſingt en Abendleed.

Mi ſund de Ogen ſlapri
Un alle Glieder mód,
Min Hart is noch in't Wogen
Un weent en Abendleed.

Wat dar ut Water kluckert,
Dat is de wille Swan —
Wat hett he noch to roven
Wit awer de glatte Bahn?

Wat dar vun witen blinkert,
Dat is en ſtillen Kahn —
Wull weet? dar ſeht wull Ogen
Torüch mit düſtre Thran.

Wa mug ik ſwimm un ſegeln
So ruhi as de Swan,
Oder awer de Wulken
Bet na de ſtille Maan.

Jk mug wull as de Hatbar
To Hus ſo ſtill un kleen —
Nu ſtah ik hier an't Water
Un hör de Waggen ween.

Peter Kunrad.

De Summerabend lockt Herr Paſter rut;
He ſtoppt en Kalkpip, treckt de Nachtmütz deper
Un ſtarrt vær Dær un ſett ſik ünnern Linnbom.
De Schatten reckt all lank bet anne Kark;
De Moorlüd gaht — ehr Körv un Kruken leddig —

Mit blanke Schüffeln op de breden Schullern
In möden Schritt un krumme Knedʼn to Hus,
Of klappert all de Ammers um de Eck;
Dat Mäden kummt mit blote Föt vun Melken;
De Backen glöht ehr vun de ſware Drach;
Se bögʼt de Tön værſichtig æwern Druffel,
Un liſen glitt ſe ſitwarts inne Dær. —

Un binnen hört man hell en friſche Stimm,
Se lacht un ſnackt, dat Seel in Ammer klærert,
Denn trillert ſacht en Leed de Del hentlank,
Un wedder kummt en liſen Schritt vær Dær.
Sieh hin! Wehr dat en Roſʼ, dit is en Lilg,
So fin un witt un doch in vuller Blöth,
Man meen, man ſeeg en Drom mit waken Ogen
Un dachtʼ, ſe war verſlegen un verſwinn.
Doch ſwinnt ſe nich; ſe trippelt na de Bank
Un fat de ol Herr Paſter um den Hals
Un ſiechelt em un kloppt em oppe Backen:
Dat mak ſik jüſt as Winteriis un Værjahr:
De Ole mit de depen düſtern Runzeln,
Un Lotte mit de witten glatten Hann.
He dan of richtig op vun all dat Kluckern,
Dat helle Water ſtunn em inne Ogʼn.

Wi gunn dat uns wull lewer as de Ol —
Min Leſer un ik fülbʼn — doch bar ſe Rech,
He wehr en Seel ſo gut, er lewe Vader.

De Ole rück en beten anne Sid,
Doch Lotte leep noch wedder rin inʼt Hus.

Se broch en Sett mit junge Suckerarſen,
Un ſeet un puhl ſe ut mit flinke Fingern.

Do keem de Strat to höch bin Waterbeek,
Wo witt as Snee de Heck vun Fleder blöh,
De ole Vullmach rop in blanke Tüffeln,
De Kopp binah noch witter as de Blöm,
De Rügg ſo krumm as wehr he'n Ellhornſtubben.
He mug dat ok wull bi ſik ſülb'n bedenken,
He ſtütt ſik op ſin Stock un rich ſik op,
Keek na de Blöm un ſchütt de grauen Lucken.
Denn krop he allnagrad de Strat toböch —
Herr Paſter ging em wücke Schritt entgegen,
Gew em de Hand un trock em na de Bank —
Dar ſeet he twiſchen Lotte un Herr Paſter.

Eerſt wehr he watt verpuſt't un ſünder Athem,
Doch keem he na un na to Stimm un Wort,
Un ſnack ſo munter, wehr ſo friſch un riſch,
As ſtunn he Achtein neger as de Tach'ndig.

He meen, he blöh nu as de Flederbom,
Un negſtens war he röthlig as en Appel,
Un wenn lütt Jümfer ſo lang töben wull,
So war he noch ſin Danzſchoh wedder ſöken;
He wehr man blot ni ſeker vær den Docter,
De jüſtement em jümmer inne Quer lep,
Un nu all wedder na den Paſter ſtühr,
As wull he Een vun unſe Dre to Bett bring'n —
He mug wull weten, wer dat weſen ſchull —
Un darbi lach de Griiskopp as en Spitzpoy,

Dat he varr Hoſten ſtücken ſchull, un roder
As Lotte war un as en Bunkerappel.

De Docter ſtuhr ok richti na ſe to.
He gröt de Dre un wünſch en guden Abend,
Un as Herr Paſter ſä, he mug ſik ſetten,
So trock he ſik en lütje Bank torech
Un ſett ſik grade awer vun de Annern.
Herr Bullmach har de Luch noch nich int Spor;
He beel de Knech'n un hoſt un keek na Lotte,
De wehr noch roth un drau em mitten Finger.

De Docter ded', as wuſſ he narbens van;
He frag Herr Bullmach, ob de Boſt noch gut wehr
Un wa dat ſunſten ſtunn mit de Geſundheit.

Herr Docter, ſegg de Ol, un richt ſik höger,
De Been wüllt man ni jümmer as de Kopp,
Doch is dat Hart noch ſund as Fiſch in't Water;
Un awerhaupt, dat mutt ik rein ut ſegg'n:
De Doctors ſünd mi as en Doorn in't Og,
Ik löv, de bebbt de Krankheit in ehr Kruken.
Denn — nix varr ungut — nehm ik Em man ſulb'n,
He is eerſt wücke Weken hier in't Kaſpel,
Nu kummt all'n Koppel Krankheit achterna.
Wat wuſſen wi vun Gripp un galſtrich Fewer,
Vun Rheumatismus un de annern Dinger!
Harn wi mal Snarf, ſo nehm'n wi wat to ſweten,
Dat Kopweh ett man weg, varr Koppweh ſleep man,
Un gegen Anwaff hölp en iſen Spaden —

Wa is dat nu mit David achtern Diek?
De Docter ſeeg verlegen na ſin Föt,
As wull he ut de Eer en Antwort ſöken.
Doch Lotte keem em mitte Mund toorr:
Hett Obbe noch ni hört — vergangen Nach?
Se halen Vatter güſtern noch in Düſtern.

„De is bi Gott den Herrn“ ſeggt do de Paſter.
Dat ol Geſich, dat erſt ſo fründli lach,
War do mit eenmal runzelig un düſter,
Un truri ſä he ſachen: He is dod!
Dat wehr de lezte vun min Scholkamraden.
Nu kummt wull ok an mi nagrad de Reeg.
Wa menni Spaß hebbt wi toſam verlevt!
He wehr je'n Stukel mit en ſwacke Boſt,
Doch vull vun Kneep un luter dulle Faren.
Wi men'n, he har man kum dat Lebenslich,
Un dachen oft, he war in't Lachen ſticken;
Doch hett dat noch binah am längſten brennt —
Un ik bün nu de Stummel op't Profitjen,
De neegſte Windſtot weiht mi ok wull ut.

Dat wehr en egen Mann, ſeggt do de Docter —
As dur' em, dat de Ol ſo truri toſet,
Un ſögg he em in'n ander Spor to bring'n —
Wat har he all in Kopp un inne Fingern
Un Allens ſtunn em drulli ernſthaft an.

He full mi glik int Og noch oppen Wagen
As ik ut Kiel vun Günſtid rœwer keem.
Se harn hier jüs en luſti Schibenſcheten

Un trocken mit en Trummel langs de Strat:
Do ſtrev de lütje David krumm varrop —
De Voſt behung'n mit Keden un en Schild,
So grot un bred, dat em binah verſteek;
Man eben glup de Kopp derawer hin
So liſti as en Muskopp ut en Kees.

Un achter em de grote dumme Smidt,
As Garden ſeggt: de grote Riſenbiter —
Jk meen, ik ſeeg dat ole Teſtament
Un Goliath un David hier in Fründſchop.
Un as de Lütt mi majeſtätiſch gröt,
Un Goliath de Fahn herummer ſwunk,
Un mi binah vun Wagen raffer rak, —
Do meen ik faſt, ol Büſum ſteeg ut Haf
Un Waghals trock herum mit all ſin Kalwer.

Herr Paſter grin un krau ſik mitte Pip:
Ja, dat is wahr, he wehr en rechten Kobold!
Nix wehr der los, ol David wehr der mank,
Bi Nacht un Dag, in Guden un in Slechten;
Un ſprehl man Lieſchen Allerlei mal rug,
So ſtunn he glick, as wenn he't raken har,
Mit beide Hann hoch inne Jackentaſchen
— Ol Garden ſä: de griſe Hangelnutt —
Un hör andächti to, as inne Kark.
Des Morgens, wenn de Dag man eben grau,
So ſeh he all to Warkſtedt na den Diſcher.
De Fingern hung'n binah bet anne Eer,
Un reck he denn de langen Arms herut,
Un weih darmit, as ſin Gewohnheit wehr,

Se dach ik an en Buckmæhl mit een Flægel;
De Thierarzt nöm em jummer Telegraph.

O ne! seggt Lotte, Vatter, weest du noch —
Un darbi lach se hartli, dat dat schall —
Am dullsten wehr dat bi de Cholera.
Do hür he sik in'n Thorn de Klockenstuv
Un leet sik inne Heid en Antog maken.
Jüs as dat Bild, wat du vun Hamborg kreegst,
De Hot un Bür un Hannschen — allns van Ledder.
De Jungens reven: David in Hanssupp!
Vær Mund un Ogen wehr'n der runne Locker,
En mischen Fürstav har he inne Hand,
En lange Pip — so steeg he hin to Kark.
Wa hebbt wi lacht! Ik har je gräßlich Angst,
Doch do vergeet ik Cholera un Allens.

De Docter lach, as wenn he bassen schull,
Un ok Herr Paster kunn sik ni mehr holn;
He schüttel, dat dat Liv em bewern de,
Un segg: du lewe Gott, dat wehr tum Sticken!
Ol Garden stunn hier jüstement vær Dær,
De sett ehr Bandputt mit de Melk na Eer,
Un hev de Krücken æwer'n Kopp to hoch,
Un segg: de leddern Jung stiggt rop na'n Himmel!

Do kunn Herr Vullmach ok ni wedderstahn,
Un lach he ok so hartli nich as sunsten,
So smuster he doch blid un smerri mit.
Na! na! Gott hef em seli, seggt he denn,
Dærdreben wehr he, doch sin Dag ni slech,

Un steek he ok vull gottsvergeten Knep.
In jüngern Jahren wehr he redi dwatsch!
Ik weet noch, mal ins wull he Jäger spel'n,
Un dar he weder lopen kunn, noch riden,
So mak he sik in'n Dick en Hütt ut Reth.
Dar har he nu en Reeg vun Flintenlöp
Ut ole Knappers vun den Büssensmidt,
Ik löv, he sä, dat wehr en Batterie,
Un darmit schull dat op de Aanten los.
Op eenmal Abends inne Schummerntid,
Perdauz! dar hört wi'n Knappern un en Knalln,
Un Alle lopt wi ruter na de Mæhl —
Dar drivt de Hütt in Stücken rum op't Water,
Un ut de Rüschen quäkt en lütje Stimm,
Binah as Værjahrstid en Hasselpock;
Denn palscht der wat dær Slick un Slamm hendær
Un darmit kruppt en Dings to't Water rut.
De Dierns schreg'n: Herrje! dat's Otter Bünge!!
Doch David wehr dat, natter as en Katt,
Un swatter, as en Schösteenfegerjung.
Un mit dat Jagen har dat ganz en Enn.

Doch nu verfull he hitzig op de Böker,
Un seet bet æwer Näs un Ohrn derin,
Noch deeper, löv ik, as in Mæhlendick.
He söch na ole Steen un Dinger rum,
Un sammel sik en Tünnsack vull vun Rumpels.

Wi harn to Hus en ol verrusten Slætel,
Den gew ik mal an Krüschan Timm sin Haus,
De broch em denn des Abends hin na David

Un ſä, he har em dicht bi Tielen funn,
Dar wehr he ut en depen Graben kleit.
Wat gev't en Lebend! David muß je los,
Un ſöch bi Tielen veertein Dag dat Slott,
Un ſchrev ra Kiel un Gott weet wo noch hin:
He har de Slartel vun de Tielenberg
Un neegſtens war he ok dat Slott entdecken.

De Tiden ward nu anners, ſegg de Ol,
Jk weet ni, wat ik ſegg'n ſchall to de Welt,
Gelehrter ward ſe, awer ok ſo ſtumm,
So old un ſo vernünftig un ſo leri —
Am Ende hett ol Garden doch noch Recht,
Se ſegg: de Minſchen makt nu Allens eben,
Se föhrt de Bargen af, de Löcker to,
Un ſünd ſe mal mit all de Arbeid klar,
So ſtött uns Herrgott Allens awer'n Hupen.

Ne, ne! do wehr dat fröher'n anner Tid,
Do ſung'n doch nich in't Vorjahr all de Grillen,
Un de Verſtand de keem eerſt mit de Jahrn,
As Peter Bur noch lev, de Dubenkönig,
Un bummeln Hans un Krüſchan Pipendeckel —
Bur Peter ſä ni anners as de Harv,
He ſung em oft en ſmucken Pruker weg —
Un grote Jab, de lewer Höhner grey.
Wat wehr't en Tid, wat wehr dat do ver'n Leben!
Grot Jab wahn bi den Poht in't lütje Hus,
Dar wuſſen domals grote Eſchen rum
Un um den Kruthof har he'n hogen Wall.
De Jakob ſä, dat wehr ſin feſte Burg.

He wehr Een vun de graben Æwerelfschen
Un har en heel verdreihte, dwatsche Sprak.
Snack jummer vun sin „Wörteln“ un „Artuffeln“.
Dar seten wi in Summer oppe Grasbank,
Un Peter Bur un Kruschan streden sik:
Grot Jab vertell uns Dünjens mern dermank
Un putz sin holten Sleef un Spilbomlepels.
Ik sä mitünner: Jakob Lepelfreter —
Denn war he splitterhagelrasend dull
Un schull — em kunn de Döwel nich verstahn.
De junge Welt is gänzli anners warn,
De les't Avisen, spehlt in't Werthshus Karten,
Dar is keen rechte Lust, de hebbt keen Leben,
De sünd all vær de Jahren old un kold.

Herr Vullmacht hett nich Unrech, seggt de Docter,
Mi dünkt dat ok, de Welt ward jümmer koler;
En achten Bruskopp süht man un man selten,
Un Allens ward vernünftig, still un old.

Herr Docter, seggt de Paster, nich to rasch!
Se sünd noch junk, Se kennt uns noch ni recht:
Doch dach ik ehr, Se streden vær den Fortschritt,
Dat is je Mod' in disse kloke Tid.

Ik löv ok dat dat værwarts geiht, Herr Paster,
Seggt do de Docter 'n beten roth um'n Kopp:
Doch staht wi grade in den Æwergank,
Dat Ole fallt, un Niet is noch ni dar.
Dat schient mi würklich gegen fröher kahl,
As Jeder noch vær sik lev frisch un fröhlich.

De nehm Herr Paſter wedderum dat Wort:
Min lewe Docter, ſeggt he, nich varr ungut,
Wat man ni kennt, dat ſchull man nich verdamm'n.
En jede Stand hett doch ſin egen Welt,
Un jede Lebenstid ehr egen Form,
Un tritt man rut, un ſteiht man buten varr,
So meent man, binn is Allens ſtill un dod,
Un doch is binn dat Leben ſo as ſunſt,
Un Allens het ſin Deel an Freid un Leid,
Un lerrig geiht keen Hart varr diſſe Welt.
Herr Vullmacht ſüht verndag man'n beten duſter,
Sunſt war he eb'n ſo forecken as ik ſülm.
De Bur hett ok ſin egen lütje Welt,
Un wer ſe ſehn will, de mutt Ogen hem,
Un is ſe nich ſo lud as fröherhin,
So liek he um ſo deper, niewer te,
Un hett he denn en Hart varr ſe in' Lief,
So ward he finn, de Welt is noch ſo vull,
So ſelig un ſo heimiſch un ſo bunt
As uns de beſten Schriften man vertellt.

Herr Vullmach ſeeg no'n beten duſter ut,
Doch nick he ſtumm ſin Biſall to Herr Paſter,
Un faſt in Iwer fahr Herr Paſter fort:
Varr korten eerſt paſſeer hier en Geſchichte,
De mutt ik Se, Herr Docter, doch vertelln,
— Herr Vullmach kennt ſe eb'n ſo gut as ik —
Denn ſtimmt Se noch am Ende mit mi in:
De Jugend hett noch nich to veel Verſtand
Un is, as wi wull ſegg'n warn, to romantiſch.

Herr Paster sett de Kalkpiep an de Wand
Un knöp den Rock sik faster æwern Bossen,
Denn schof he noch de witte Mütz torech,
As Sünndags wull sin swarte Sammten-Kapp,
Wenn he den Anfang mit sin Predigt mak,
Un kratz *) den Hals, un darmit fung he an:

Hier wehr min Leben noch keen Schauspiel wehn.
Do heet dat mal en Dag: Nu kummt Kemedie!
In Discher's Pesel schull't Theater stahn —
Driadrium, as Gardernt sik utdrück.
Dat wehr en lütje Bann vun wücke Mann,
De inne slechste Tid op Dörpen speel.
Des Sünndags ström dat na de Kegelbahn,
— Den Mandag wehr de Anfang vun't Theater —
Dat Junkvolk, wat man Been har, wehr to Gang,
Um sacht en Glup vun't Wunnerthier to kriegen.
De Peselfinstern wehrn mit Säck behung'n,
De glasen Dær sogar noch mit en Laken.
Denn binnen bud'n se all de Wunner op,
Dar gnasch un brasch dat, ballern Biel un Hamer,
Un Saag un Hæwel maken groten Larm.
De Junges luern sachen dær de Ritzen
Un repen dannn un wann: Nu kiek! dar is Een!
Dat Kegeln un dat Spill war rein vergeten,
„Rum alle Neg'n" — dat mak verndag keen Indruck.
De Ogen segen rüggwarts æwer de Schullern.
Sieh dar! dar keem en swarten Kruskopp rut.

---

*) Kratz den Hals — räusperte sich.

Hemdsmanden un op Tüffeln, flink un fründli
Un snack un de, as hör he mern dermank;
Un doch so hochdutsch, orndli breed un værnehm,
Recht æwer de Bost — de Tüffeln wiet vuneen,
Un snack vun Bahn un Kegeln as en Kenner.
De Junges dräng'n sik as en Kluun herum
Un alle starrn em piellik int Gesich.
Doch stunn he man en lütjet Ogenblick,
Denn brus' he sik de Haar op mit de Hann
Un witsch hinin na Dær un snapp se to —
Un alle Herrlichkeit wehr achtert Laken.

Dar seet verndag en Bengel mank den Tropp,
De sunst ni geern de Kegelbahn besöch.
He stell sik, as de Kruskopp ruter keem,
Wat anne Siet, un heel de groten Hann
Torügg, un dat Gesicht nieschirig værwarts.
Dat Kinn wehr em noch länger as gewöhnli,
As he sik as en Hatbar Lankhals reck
— De groten Backen bab'n de annern Köpp —
Un mit de Og'n em as en Pock versluck.
Un as he wegwitsch, seet he oppe Bank
Un sä keen Wort, as he gewöhnli dä.

Sin Vader wehr all lange Jahren dod,
Sin Moder lev as Wetfru op de Stell —
Dar steiht dat Hus, to Süden an de Brügg.
Se harn er Brod un levten still und enig,
Denn arbeid'n kunn un mugg he as en Perd,
Un anners keem he selten ut de Dær.
De jungen Bengels harn em oft tum Beßten

He gung je ni to Danz un to Gelag,
De Mädens nöm em darum ſundern Klag,
Fürböter ok wull vær ſin roden Haar.
Doch ſa'n ſe dat ni geern, dat he dat hör.
Denn malins op en Kranzbeer bi den Pütjer
Keem Juchen Groſsmidt krætig op em to
(De Stankverſit, as jümmer duun un neti)
Un ſeggt to em: Fürböter, brennt de Kopp?
Mit eenmal hett de Kunrad em bi'n Kriys
Un ſmitt em ævern Diſch weg ünn'r de Bank
Un nimmt ſin Piep un ſeggt keen Wort un geiht.

Verndag wehr he de Eerſte nich vun'n Plaz.
He ſeet un hör noch na den hinken Sadler
De vun't Theater un vun Wien vertell.
De har bet Ungern un de Turken reiſ't
Un keem na vele Jahren labm to Hus.
Sin Broder meen, de lütje dicke Brügger,
De Wilden harn ſin Knöp vær Gold anſehn
Un mit en Biel ſin linker Hackſehn afhaut.
De ſprok vun Wiener Brader un Theater
Un Wilhelm Tell un all de grote Pracht
Un vun de Kronlamp mit de duſend Lichten,
Un Kunrad hör em niep mit Lüſten to.

De Mandagabend ging't denn richti los.
De groten Scholjungs harn de Settels ſchreben
Mit prente Bokſtab'n: Die geraubte Jungfrau.
En keiten Burſchen mit en Zuckerbot
Verdeel ſe all an'n Morgen Hus bi Hus
Un ſä, dat Stück wehr gänzli wunnervull.

Des Abends treck dat lank de grote Strat,
De Dierns mit de blanken Sünndagsmutzen,
De Bengels all in Wir un mitte Piep.
Dat drev heutlank, as wenn dat Jahrmark wehr,
Un Allens bög bi'n Discher umme Eck.
Ot Peter Kunrad arbei langs de Steenbrügg
Un treck de groten Been un har dat bild. —
As if der keem, do wehr he all an'n Platz.
He stunn mit beide Armens oppen Rügg
Un keek mit grote Ogen na den Varhang.
De wehr mit blaue Wulken dicht bemalt
Un inne Mert en witte Fruensperſon,
De rechter Arm tohöch, as wenn ſe wink,
De ſpitze Fot vərrut, as wenn ſe ſteg,
Un dərr de Rocken blitzen ehr de Lichten —
Dar wehrn wull hin un wedder Löcker in.
Mitünner ſwunk un weih ſe hin un her,
Denn ging'n de Lichten ut, de Löcker to,
Un dərr de Schuller blenker denn en Og.
Denn reep dat Lüttvolk oppe letzte Platz:
He liek! he liek! un alle Dierns lachen.

Doch Kunrad ſtunn un ripp un rör ſik nich,
So wenig as ſin waterblanken Haar,
So ſtier, as ſtunn he vər dat Weltgericht.
He hör ni mal, wat blinne Peter ſpel,
Den Sehnſuchtswalzer un de ſchönſten Pulkas,
Wa alle Föt den liſen Takt to flogen,
So dat de ganze Opbu danzen dä.
Am Ende war der eenmal, twemal klingelt,
Un blinne Peter ſpel dat Mantelleed.

Denn noch emmal — Thalia flog tohöch,
Un varr uns ſtunn de Welt un noch en Dorv.

Wa wehr dat ſchön! wa wehr dat all natürlich!
Un Hinnerk Kiek ſin Kaſten nix dargegen,
Sogar dat ſylinternie Poppenſpill
Wat Wilhelm Reimers Heider Peermark wies,
De Rieſinn, de int Haar en Ambult drog,
De Declamor, de Blic- un Füerfreter —
Dat wehr darbi as Mahnſchien bi de Sünn,
Koppſchoſter Hans bi König Salomon!

De Kruskopp mak den wilden Röwerhauptmann,
Un red' vun Mord un Todſlag as en Spaß,
Un har en Bart, un wehr mit een Wort gräſig!
De Burſche ſpel en ſlinken Sniderjung.
He ſeet un neih — de Röwer keem herin —
He ſeet und dröm un war em gar ni wies.
De Röwer ſtött den Diſch um, wo he ſeet —
Do glitſch he anne Eer un neih noch fort.
Doch as de Röwer prahl un he tohöch keek —
Herrjemine! wat mak he vern Geſicht!
Un ſloog, as wehr he'n Vagel, op dat Eckſchapp.
De Bengels lachen, dat de Peſel drahn.

De Hauptverſon, dat wehr de Sniderstochter,
En junge Dirn vun föftein, ſößtein Jahr.
Jk weet ni recht mehr, wa dat Stück tohopbung,
Genog, ſe keem nich glick in'n erſten Optog.
De Peſel wehr noch lud un vull in't Lachen,
Do keem ſe — un mit eenmal war dat ſtill,

As floog der, wie man seggt, en Geist dær't Hus.
Jk kann ni seggn, mi sülm war so to Moth.
Jk seeg mi gau mal um, ob ik ni drom —
Do stunn de arme Kunrad rein verblirt.
De Hann toböch un Mund un Ogen apen,
As kunn he't ni begripen un ni faten.

De Lütje wehr ok recht en Unschuldsbild.
De Ogen lachen bi de swarten Haar,
Se sprok so schn un schüchtern un so ehrbar,
Se wehr so slink, so blöd un doch so nüdli,
Se spel de Rull, as wehr se dær ehr makt —
Gewiß, dat wehr de wahre reine Unschuld.

Jk schall ni segg'n, wat Peter Kunrad dach.
He stunn dat ganze Stück lank as verbistert,
Un as de Röwerhaupmann mit er wegdreg,
Do glinstern em de Parlen dær den Kopp,
He bev de Fot, as wull he achterna,
Un ball de Fust — doch gliek besunn he sik
Un stell sik anne Wand hin as en Pahl.
So stunn he noch as all dat Stück to Enn wehr
Un alle Lüd sik ut den Pesel maken.
Op eenmal grep he endli na sin Müz,
Un trock se inne Og'n un dräng sik rut
Un slunter achtern Diek alleen to Hus.

De Spelers bleben länger as se dachten.
Se harn en gut Geschäft und schone Innahm.
De Buern keem vun alle Dörper her,
Sogar de kloken Heidens lepen rut,

Den Kruskopp un dat ſmucke Kind to ſehn.
Des Sünndags hel dat vull vun Wag'n un Peer.
Dat Dörp wehr ganß verännert un verwandelt:
De Waterbörs un alle flogen op,
Un Danßgelag un Kranß- und Finſterbeer —
Dar war vun nix mehr ſpraken as Theater.

Ut Peter Kunrad warn wi gar ni klok.
He kreg en nien Rock, en nie Müß,
Un wær de ſmerten Schoh 'n Paar blanke Steweln,
Un blev doch ſtill un arbeitſam as annerſ.
Doch jeden Abend, wenn't Kemedie gev,
So mak he ſik all tidi oppe Been
Un ſtell ſik ünnern Lüchter anne Wand
— De Burſche nöm em heemli Lichtenpahl —
Un wehr dat ut, ſo ging he ſtill to Hus.

De Kruskopp mak ſik bald int Dörp bekannt,
Un Alle ſä'n, he leet en netten Minſchen,
So ordnli un beſcheden un vernünftι,
Un gar ni as en Rummerdriwer hör,
Un as man en Kemedijanten dacht har. —
He lep hier oft bi Niklas anne Brügg,
Wo Peter Kunrad Abnds gewöhnli ſeet.
Ok anner Bengels keem der na un na,
Un unſe Kruskopp wehr denn ant Vertelln,
De Annern ſwegen ſtill un hörten to.

Wer ſchull dat dacht hem? Kunrad war ſo driß
Un frag em bald na dit un dat un Allens,
As wehr em un de Kekelreem erſt ſned'n.

Se ſä'n, he wehr ſo dumm ni, as ſe meen,
Un wuſſen nich, wo he derbi kam wehr,
Denn in de Scholtid dör he to de Slechſten.
He froog ſogar mal na'n Kemedicbok,
Un as de Kruskopp ſä, he ſchull man hinkam,
So ſä he richti to, he wull dat halen.
He gung of würkli ropper na't Rundeel
— Dar barn ſe bi den Farwer er Quarteer —
Un keem cerſt lat in düſtern Abend wedder.
Of bley dat nich bi eenmal un dat anner;
He har des Abends bald ſin Stieg darhin,
Un mit den Kruskopp war he ganz vertrut. —

Dat ſtille Water hett en depen Grund. —
De Tiden lopt, de Winter keem heran,
Theater un Kemedie war wat Ol's,
Dat Dörp war ſtill, de Buern bleb'n to Hus,
De Spelers packen in un trocken weg
Un Allens ging ſin ol'n bekannten Gang;
Doch barrn ſe feggt, to Summer keem ſe wedder.

Unſ' Kunrad wehr de ole ſündern Klas.
He gung un dröm un arbei as gewöhnli.
Sin Moder ſä, he ſeet des Abnds un leſ'
Un kreg des Sünnabnds Böker ut de Heid,
Of wull en Bref, ſe wuß ni, vun Wokeen;
De har he jümmer bi ſik inne Taſch.
De Bengels ſä'n, he wull ſtuderen lehr'n,
De Olen meen', he wehr ni rech bi Troſt,
Dat war em gahn as Hanſſen vun Süntann
Un as Klas Groth ut Holm, de Rekenmeiſters,

De ſeten ok to leſen un to reken,
Un reken ſik vun Hus un Klus beraf.
Klas Groth wehr mal bi't Haufahrn oppe Wiſch, *)
He ſtunn un fork, ſin Fru wehr bab'n un lad —
Op eenmal fallt em dat Exempel in,
Wat de Profeſſer ut Berlin em ſchickt har.
Do gript he na ſin Jack un na ſin Hot,
Un löpt to Hus un ſlutt ſik in ſin Kamer
Un kummt in wücke Dag ni wedder rut.
Sin Fru ſitt bab'n op't Föhr un röpt un ſchrigt,
He hört dat nich un ſüht ni op un um,
Bet wücke vun de Nawers ehr to Hus hölpt. —

Ik drop em mal des Sünndas na de Predig,
Un froog em, wa dat ging un wat he mak.
„Ganß gut“ ſeggt he, „Herr Paſter!“ un ik frog em
Na dit un dat, un wat he leſen dä.
Do mark ik wull, dat ging der bunt bendarr.
He klag mi, dat he gar to weni lehrt har,
Un dat man dat nich inne Schol bedach.
Ik ſä em, wenn he Luſt to leſen har,
So wull ik em wat gebn, wat he verſtunn.
Nu keem he denn ok bald un hal ſik wat,
Un ſnack vernünfti, driſt un fri un nett,
Un wenn he't darr har, be he um wat Riet
Un frog na dat, wat he ni recht verſtunn.

So ging de Winter hin, dat Varjahr keem
Un Peter muß bi't Plögen un bi't Seiden.

---

*) Name und Vorfall ſind geſchichtlich.

Jk ſeeg em ſelten anners as in Kark,
Doch ging he ok mull na de Kegelbahn.
Dat närrn un drilln wehr awer ganz verbi.
De Dierns ſä'n. Jurbeter wehr keen Tutt,
Wenn he man eher no'n beten danßen lehr
Un denn dat drom bi helligen Dagen na leet.

Jn Summer wehr de Kruskopp wedder dar.
He klag, de Winter har ſe banni mitnahm.
De ni'e Sammtrock vun vergangen Jahr
Har kahle Steden un wehr orri dr'rthi.
De kralle Burſche mit den Zuckerbot
Har lange dünne Been un korte Buren.

De Kruskopp ſöch de ol'n Bekannten op;
Dat eerſte Hus wehr Peter Kunrad ſin.
De Sweſter un de Moder hel'n ſik binn,
Ot lehm der vun't Theater nix to ſehn.
Dat munkel, dat ſe all er Tüg verkoft harn
Un ganz in Noth un deep in Armoth wehrn.
Se ſän ſogar, Peter Kunrad lehn ſe Geld
Un brock ſe heemlich Brot un Botter hin.
He ſeet der oft noch lat bet inne Nacht.

Op eenmal löpt dat as en Für dar'r't Dörp:
„Peter Kunrad ſchall 'n Kemedjantin hem,
De junge Dirn vun dörtein, veertein Jahr!“
Hans Küſter keem un brock mi warm de Narich.
Jk ſä: dat is en dumme Klæneri!

Kunrad is klöker as dat halve Dörp.
En Jeder ſchull ſin egen Drüſſel fegen,
Wi annern harn wat Anneres to dohn!

As it noch ſchell, kummt Kunrad ſin ol Moder
Un weent un ſchriggt un klagt er grote Noth:
Sin Vader war ſik noch int Sark umkehren,
Wenn Peter de Remedijantendirn nehm.
Se har em Allens ſeggt, un weent un ſchregen,
Un har em bed vun Himmel bet to Eer,
Un Allens wehr umſanſt; it mug doch hinkam
Un em mal Schimp un Schann un Scham vorhol'n!

As it der kem, ſo frog it, ob dat wahr weh.
Do ſeggt he: ja, he wull dat Maden hem,
He mug er lid'n, de Dirn wehr gut un brav.

Do ſung ſin Moder an: Min Sohn, min Sohn,
Din Vader blött dat Hart noch inne Eer!
Bedenk din Moder un er grauen Haar,
Un lat mi doch de Schanddirn buten Hus!

He ſeggt ehr ruhi: Moder, weſ' Se ſtill.
Schall ſe ni rin, ſo gah it ſulm hinut.

Jk wuß ni, wat it ſegg'n ſchull to den Minſchen.
He ſinn ſo faſt un feker as en Bom;
De leet ſik vun Vermahn un Wee'n ni ſchuttein.
Dar muß Verſtand un Awerleggung to.
Jk be de Oliche dat ſe uns alleen leet
Un nehm em ruhig un vernünfti vor.

He ſä, de Lüd wehrn in de grötſte Noth,
Se harn nix mehr to biten un to breken
Un all er Tug un Saken lang verkoft.
De Krnskopp wull abſ'lut na'n grotern Oert,
De Annern wuſſen denn ni ut noch in:
De Buriche ſchull en ordli Handwark lehren,
De Meder kenn dat Sticken un dat Neiden
Un kann ſik nährn, wenn he ehr 'n beten hölp.
De Dirn wehr gut, he wull un muß ehr hem,
He war ſik umbringn, wenn he ehr ni kreg!

Jk ſtell em Allens vær, wat mægli wehr
Un ſä, dat kunn un war ſin Dag ni gut gahn,
He leep mit waken Ogen rin int Unglück,
Gut mug ſe wehn, ſe wehr vær em ni paßlich.
Un dit un dat, un wat ik Allens ſä.

„Herr Paſter," ſeggt he, „das nu all to lat.
Jk mag er lidn, ik kann ni ahn ehr leben,
Un wat ik toſeggt heff, dat will ik hol'n."

Nu ſeeg ik ſülm, dat Raden kehm to lat,
De Sak muß nu ehrn Lop hem as ſe leep,
An Hol'n un Stüern wehr ni mehr to denken.
Do ſä ik denn, ſe wehr je noch ſo junk,
He mug ſik dochen jo nich æwerilen,
He ſchull ſik Tid nehm, un ſik recht bedenken. —
„Dat kehm der nich op an, dat will he dohn.
Doch har he dat bedacht un æwerleggt,
Un anners," ſeggt he, „war't ſin Dag ni warn."

Wat gev dat nu værn Snætern un Vertelln!
Dat wehr dat ganze Dörp sin Ehr to neeg.
De olen Wiwer hel'n de Köpp tosam,
Bi jede Sod un Stegelsch stunn en Paar.
Wo hekeln se de arme Dirn hendær!
Nix blev der na, as luter Scheef un Schinn,
Keen ehrli Drapen Blod un keen nütt Haar.
De Diern's sä'n, se wehr en ol Postür,
Un ni mal smuck, man'n beten opsigurt
Mit Slant un Trant, un ni mal hele Strümp! —
Un wehr'n se nich vær Peter Kunrad bang wehn
Se harn ehr seker ut ekt mitten Finger.

De ging sin Weg, as wenn em dat ni rak,
Des Abends jümmer ruhi na't Rundeel
Un Jahrmarkt mit ehr dribens ut to Danz.
Ik seeg em noch — wa seeg he glücklich ut —
Bi helligen Dagen lingelank de Strat,
Un snack mit ehr un har ehr bi de Hand,
Un scham sik ni, as wehr't sin lütje Swester,
Un richti hoch un stolt! man kenn em kum,
So lachen em de Backen un de Ogen.

Dat Mäden gröt bescheden hin un her:
De Mannslüd sä'n, se wehr doch würkli smuck.
Wat har se witte Tän un rode Backen,
Un wehr se ok man lütt bi Peter Kunrad,
Se wehr doch smeetsch un as en Swölk to Fot

Se har ok Abends as en Vagel danzt,
Un wehr so nüdlich un so ehrbar wehn,

Un ſe vergnögt, un har ſo hartli lacht, —
Sogar Angreten Möllerſch mug ehr liden;
Un bi den Farwer wehr ſe as to Hus,
Un as de Kruskopp un de Burſche wegtrock,
Un as de Ohlſch ſik inbür' inne Heit,
To lew ſe bi den Farwer as ſin Dochter,
Un wuſch un feeg un ſchrubb un lehr dat Melken,
Un dreih ſik keit in ehr Linwullenrock.
Sogar ohl hinken Kunradſche beſinn ſik
Un ſä, wat wehn ſchull, leet ſik doch ni ännern,
Vellicht war't ok je beter, as ſe dacht har.
Am Ende keem dat ganze Dörp to Ruh;
Man wücke Ole ſchütteln noch de Kopp. —

So keem toletzt de Hochtidsdag heran.
Wer ſeli wehr, dat wehr uns Peter Kunrad;
De groten Backen ſtunn em vuller Thran.
Dat gaze Dörp wehr vull Gottlof un Freid.
De Büſſen knappen, Abends gev dat Danz,
Un Allens harg ſik an de ſmucke Brud,
Un Allens ging, as ſunſten hier op Dörpen.

Dat drop ſik jüſt den Dag na't Heider Peermark.
Wi ſeten rund herum op de Grotdehl.
Vörr Boſ' un Affid hung der witte Lakens.
De Schaffners ging'n mit witte Platens rum. —

Mit een Mal ſchallt en Orgel vörr de Dör.
Dat dur't ni lang, ſo ſpehlt en Vigelin,
Denn kummt en Harf, Geſank un noch wat anners.

Jk ſeet jus grade awer van dat Brutpaar
Mit een Mal ward ſe as de kalkte Wand
Un Kunrad ganz verbäsbäf't un vertünnelt.
Jk meen, dar wehr wat los un ſeeg mi um —
Dar ſtunn de ganze Sirpſchaf inne Darr!
De Orgeldreier mit dat halwe Been,
De Gliederrenker mit ſin beiden Kinner,
De Taſchenſpeler in ſin ſpitze Müz,
De Füerfreter mit de Segenbart,
Wat achterto de gele Barentrecker,
Sogar de griſe Jung mit ſams ſin Ab,
De hoch un klok em vun de Schuller keek. —
Se ſtelln ſik ſachten in en runne Reeg;
De Stumme, de opt Mark mit Leeder handelt,
De Burn gewöhnlich anfat bi de Knep
(He wehr en bleken Mann mit lange Haar,
De ſchutt be jümmer, wackel mit den Kopp
Un heel de Lüd ſin lütten Packen hin;
De Junges ſä'n: De ſtumme Harfenſpeler)
De tred herut un heel en Art vun Red
Vun Dänſch un Hochdütſch un vun anner Sprakен.
Un ſä, ſe wünſchen Glück un allens Guds
Un beden um en lütjen warmen Drunk.

De Dörpslüd ſtegen all verblirt to hoch,
Un Kunrad wehr verbiſſert un verbaſ't,
Sin Brut war witt un roth vor Scham un Unglück,
Un Meder Kunradſch ſteg de Hann toſam.

De Swigermoder ſat ſik noch am eerſten;
Se ging na Kunrad, puſ em wat in't Ohr,

Denn na de Stumme, gev em frech de Hand
Un ſtell ſik mank de Annern hin un ſnack.

Wat wehr to dohn? Se kregen wat to leben,
Doch mit de Hochtid wull dat ni mehr klaſchen.
De Brud wehr weg un Kunrad ſinr un ſtumm:
Dat dur ni lang, ſo war de Sippſchaf lad
Un maken Larm un fohrn dat grote Woort.
Dat ſeeg'n Komedie liker as en Hochtid.
De Stumme fung noch wedder'n Reden an,
Verdreih de Og'n un ſchütt de langen Haar:
De Gliederrenker nehm ſin Kind tofaten
Un bung dat as en Wrundel umme Nack;
De Barentrecker ſung un dreih de Orgel;
De griſe Burſche leep ſin Abkatt weg
Un krabbel darr dat Laken na de Affid;
De Dierns ſchregen, Allens keem in Enn,
Un Kunrad leep verdreetli hin un her.

Ik ging to Hus un ſeeg ni, wa dat bileep;
Doch hör ik annern Dage man vun Hans Küſter,
Dat wehr toleg noch jümmer duller war'n,
Bet Kunrad ſe mit Sack un Pack herutjag.
De Brud dar weent, de Swigermoder ſchulln:
„De Lud wehr'n eb'n ſo gut as alle annern!“

De Olen ſä'n, dat wehr je'n Schimp un Schann,
Dat wehr je'n rechte Orgeldreierßunf.
Dar kunn je all' ſin Dag nix Gud's vun ward'n,
Dat wehr je'n Himphamp as en Diſen Heed,
To Rad un Galgen wehr dat je de Anfang!

Dat keem am Enn doch Allens to ſik ſülm.
Peter Kunrad lev un arbei as gewöhnli;
Doch keem ſin Fru man ſelten ut de Dœr,
De Hochtid dar ehr banni Schaden dahn,
„Kemedijantſche“ heet un blev ſe jümmer.
Se barn am levſten nix mit ehr to dohn,
Se ſä'n, ſe mug ni ſpreken un ni breken,
Wehr ord'ntli ſtolt un wuſſ ni wat ſe wehr.
Mit Moder Kunradſch kunn ſe ſik ni ſtellen,
Se munkeln gar, de Olſche dar ehr knüffelt,
Un ſä'n, ſe ſeet den ganzen Dag to wen'n.
Kunrad war bald noch ſtiller as tovœr'n,
Sin groten Schritt war jümmer ſwarer gahn,
De Backen war'n em krœkelich un infulln,
Dat lange Kinn noch länger as gewöhnli,
He wehr tolez as Schatten anne Wand,
De Rock hung eppe Arms as eppe Stöcker.

De heet dat mal, de Kruskopp wehr dar wedder.
In Sammtrock gänzli as de feinſte Herr,
In grauen Hot un mit en golle Uhrked,
He wehr vun Hamborg oder Lübeck kam
In Duſtern — un mit eens na Kunrad gahn;
Dar barn de halwe Nacht noch Lichten brennt.
De Wächter dar ok hört, wa ſe der ſnacken,
Een gänzli Int, un Een dar weent un ſnuckert.
Sehn dar be nix, de Finſtern wehr'n behung'n,
Doch ſeeg be oft en Schatten, de der fecht
Un ſnack, un denn wehr Allens dod un ſtill.
So munkel dat den annern Dag in't Dörp.

Den drütten Morgen kam ik vær de Dær,
As min Gewohnheit is, noch orri tidi,
Un hal mi ut de Pump en Glas vull Water —
Do kummt der'n Wagen rop vun Peter Kunrad.
Ik ſtah un pump — do kummt he jüs to höch.
Vær to ſitt Peter Kunrad mit de Kruskopp
Un merden in ſin Fru un Swigermoder
Mit Kiſten un mit Kaſten un mit Saken.
De Kruskopp un de Moder grét mi frech,
De Fru ſeet nübl mit beide Hann vær Ogen
Un Kunrad mit de Hot deep in't Geſich.
Wa ſeeg he gottsbedröf un flagen ut!
He heel dat Leid, as fahr he ſik na'n Richplatz,
Ik meen, ik ſeeg de Dod mit Sweep un Pietſch.
He ſä keen Wort un trock man kum de Hot.
Ik wuſſ ni, wat ik ſegg'n un denken ſchull,
Un ſtunn noch lang un ſeeg ſe achterna,
Bet mi de Fingern vun dat Water fror'n.

Ik ging des Morns na Moder Kunradſche,
Un wull ehr fragen, wat ſe mak un ded';
Mi düch, ik kunn dat nich mehr ruhig anſehn.

De hink mi all entgegen bi de Dær,
Un wiſch ſik mit den Platen dat Geſich
Un ſä, as ik ehr frag: „Dat Unglückskind!
„Och Gott, du lewe Gott, wa ſchull't wull gahn!
„Se ſüken hier je bi enanner hin!
„Min Peter halt dat Stück gewiß ni vær!
„De arme Diern! och Gott! ſe wehr ni ſlech!
„Ik hef je ümmer ſegat, dat kunn ni angahn,

„Se war'n dat noch beleben un beſinn!
„De ſlechten Minſchen! un de Klatſcherie!
„De arme Diern, ſe kunn dat je ni utholn!
„De Olſche! ne — de is an Allens ſchuld!
„Jk heff keen Schuld! gewiſſ ni, Herr Paſtor!“

Jk frag ehr, wat ver'n Schuld un wat ver Lud,
Un wat ſe meen — wo Peter Kunrad hin wehr?
„Och Gott, ſeggt ſe, de bringt ſin Fru na Heid,
„De will je mit ehr Moder weg na Hamborg,
„Jk weet ni, wat ſe op't Theater ſchall!
„De hett je ſo veel klarnt, det ſe't entwei har!
„De drückt mi arme Sehn dat Hart noch af!“

Dat dacht' ik of. Doch hier wehr Allns to lat,
Hier wehr wull nix to tröſten un to hölpen.

Am Namiddag keem Peter Kunrad wedder,
Jk ſeeg em noch, wa he in'n Wagen hung,
Jk wuſſ ni, ob he dod wehr oder lehndi,
He ſeeg erſchreckli, gottsbarmharti ut!
He grööt mi nich un ſä keen ſtarbens Wort,
Un aß ik hingung, tuck un muck he nich,
Un wehr, as wenn nix los wehr, bi de Arbeid.
He ſeeg mi faſt un ruhig inne Ogen,
— Jk wuſſ ni, wat ik ſegg'n ſchull to den Minſchen! —
Un wehr ſo bleek, as keem he ut de Eer,
Un as ik anfang wull un wull em tröſten,
Do fat he mi an'n Arm un ſegg: „Herr Paſter,
„Se meent dat gut — doch is nu Allns to lat.“

Wat ſchull ik dohn? Ik ſeeg, he har wull recht
Un dach, de ſtille Arbeid much em tröſten. —

He re ek ut to plögen as gewöhnli,
Doch hung he eyne Peer, as wehr he dun,
Un Abends keem he wedder, ging to Bett,
Un leeg man wucke Dag, ſo wehr he'n Liek,
Un liggt un ſlöyrt hier'n beten xwer hin;
Herr Docter hett den Likenſteen wull ſeh'n,
Dar ſteiht ſin Nam un unner: Treue Liebe.

Herr Paſter wiſch en Thran ut beide Ogen;
De Docter ſegg: Mein Gott, wa is dat marglich!
Ja, ja! ſegg do de Vullmach; ganz gewiß,
De Kunrad wehr min egen Broderſehn.

De Docter ſeeg verlegen op na Lotte;
De puhl un har de Ogen inne Sett.
He mark dat wull, wat em Herr Paſter ſegg'n wull.
He keem to höch un mak en deyen Diener
Un hölp de ol Herr Vullmach vunne Bank,
Un ſä gunnacht, un fat em ünnern Arm,
Un trock de Dle langs de Strat hendal.

Herr Paſter ging mit Lotte rin int Hus,
Doch ſeeg he noch de Beiden na, un ſegg:

„Von allen Erdenwundern iſt das größte
„Ein Menſchenherz voll Liebe oder Schmerz.“

Anm. Wagbals mit ſin Kalwer. In Dithmarſchen galt früher Büſum für das Krähwinkel, Schilda und Abdera. Dieſe Krähwinkler hatten den Spitznamen Kälber und die ſtehende kluge Perſon war der Wagbals, der viel gereiſ'te. Es gehen noch mehrere Späße davon um.

Rumpelkamer.

Jag red i fordna dagar så glad på dräkens tygg,
han hada starka vingar och flög så glad och tryggt,
nu ligger han förlamad och frusen jemte land,
ejalf är jag gammal vorden och tränar salt vid strand.
Frithiofs saga XVII, 25–27.

Du beſt wull irg'nd en Eck in Huſ',
So'n Trummelfal vörr Rott un Mus,
En lütt Karbüßel ünnern Dek
Bi'n Schörſten an in Sott un Smeek,
Wo Wewerknecht un Spinnwipp reed
Un Dufendbeen ſin Eier bröd —
De Dodenhamer kleppt in Balken,
Flegengerippen hangt in Galgen,
Dar liegt de Nagels ſünner Köpp
Un Arm un Been vun Wihnachtspöpp,
Ol Sagen mit utreten Tän,

Grotvaderstöhl mit braken Been, —
Genog so'n düstern Rumpelkabn
Vær twei Geschirr un Isenkram,
En Platz, wo Sommerlang keen Gras,
As höchstens Stewelschimmel wasst;
Dat ward vun Sünn noch Maan ni hell,
Ni Katt noch Hund besöcht de Stell,
As höchstens mal de Murgesell.

Dat is en Platz vær Jungs un Möhm,
Dar sitt de ole Tid to dröm,
De künnt de operklärten Herrn
Gottlof! mi doch ni operklärn.

Du fahrst des Sünnabends hin to Mark,
In Lannweg sühst du hell de Kark
Un Wag an Wagen vær di her
Mit smucke Lüd un schöne Peer,
De Hüs' an beiden Siden hin,
Bahn æwer'n Kopp de hogen Linn,
Un nern en Leben antosehn,
Du denkst, de Heid is wunnerschön.

Jawull! vær'n Buern, hintosmöken
Un Kunn un gude Frünn besöken!

De Slachter kummt op halwen Wegen,
De Botterhæker kummt entgegen,
De Möller langt di rasch in Sack —
Un Alle hebbt ehr Mund vull Snack;
Geld as dat Heu; en Tung so lich —

Un luter Sünnschin op't Gesich.
Vær Dær un Insahrt steiht de Knecht,
In Dörnsch de Kaffekann torecht,
De Piep un Kaffe smeckt di gut,
Denn wannert wi tosam herut —
So süht de Heid in Sünnschin ut! —

Breet vær de schöne Österstrat —
Töf hier mal! ehr wi wider gaht —
Dat gift hier so veel Smucks un Nies,
Man ward dat Markdags kum mal wis.

Allee un Jümfernstieg sünd klar,
En Steenbrügg leggt se tokum Jahr,
De Pohl ward utdämmt un beplant
Mit Büsch un Blöm un allerhand,
Un Abends brennt der langs den Stieg
An jede Pahl en glasern Lüch.
Ja, ja! so ward wi afpoleert,
An alle Ecken operklärt.

Sühst du dat Hus hier wat torüch?
Ut Finster kiekt en ol Gesich,
Een læhnt op Krücken ut de Dær,
Barfote Junges spehlt dervær,
En Griskopp wascht sik bi de Pump,
En Olsche sitt der still un stump.
Dar kummt en Redner an un fecht,
Keen Minsch versteiht em, wat he seggt.
He sparrt de nakten Föt vuneen,
De Büxen sünd em veels to kleen.

He red gewalti to de Annern,
Denn fangt he mächti an to wannern.

Wat is der los? — Wat's dat vern Kram?
Du — dat's unſ' Heider Rumpelkabn!
De ward vun Sunn un Maan ni bell,
Ni Katt noch Hund beſocht de Stell,
As höchſtens mal de Diſchergeſell.

Dar ſitt dat vull vun ole Knaken —
Verſtand toſchann, dat Hart tobraken,
Dar ſitt en Welt, ſo old un krus
Un ſnoki, as dat ole Hus,
Vull Dunnjens, Märken un Geſchichten
Un Hebnergloben trotz de Lüchten.
Dat ſpokelt hier noch ayendar,
As damals, do dat eybut war.

Man ſegt dat Hus vun nern bet babn —
Wull ſcheert ſik um den Rumpelkabn?

In Jahren kummt dat mal vellicht,
Dat man en Stück tum Verſchin kriggt:
En Kaffen mit en oldmodſch Slött,
Wormfreten Born un half verrött,
Dar klebt en Blatt rut mit en Bild —
Swiinsleddern Inband — mal vergnidt —
En Doſ' ut Miſchen mit en Kopp —
Hollandſche Rimelſch ſtahn darop:
Mynher mit Kalkpiep oppe Tunn,

En nakten Neger inne Sünn,
En Schipp mit Segeln wit in't Meer,
En Mann mit'n Miſtfork achterher. —

Wa ſtriht de Jung un drömt na frag —
Ol Nawer ſnackt ut ole Dag:
Bun Amſterdam, de riken Staten,
Pannkoken eten vun de Straten,
Böt anne Hüſ' un Klockenſpil . . . .

De Ole klarnt, de Jung is ſtill,
Un „Widewidewit! dar klingt de Klocken,
„Widewidewit! dar danzt de Poppen,
„Widewidewit! in Grotvaders Hüſ',
„Widewidewit! dar pickt de Müſ'. *)
He hört dat ſing, he hört dat brumm,
Sin Hart fahrt op de See herum.

Wat hett dat ol Geſich wull ſehn?
Nu ſitt he op den Eckenſteen,
De Kopp is blank as Elfenbeen,
So ſitt he mit ſin Stock in Hand
Un teekt Figuren in den Sand,
De glaſern Ogen wit umhöch,
As wenn he dar de Wulken ſeeg.
Wa denkt he an? wa leeft he van?
Wa holt he't ut, de blinne Mann?

---

*) Aus einem alten Schäferreim.

O Minſchenſeel! du Wunnerding!
Sieh an! he hört de Klocken kling:
„Widewidewit“ ut Nach un Smatten,
„Widewidewit“ as Daak un Schatten,
He hercht un luurt, he hört un ſuht —
Sin Hart leert vun de ole Tid.

Sin Nawers dod, ſin Frünn verſwunn,
Blöm waſſt der, wo ſin Lxbnſtohl ſtunn,
He har en Grasbank um ſin Eck,
Sin Kerwel har en rode Heck,
Nu ſtaht der Huſ' en ganze Reeg,
De Eck is kal, de Heck is weg,
De Sunn ſchünt op en anner Welt —
He ſuht ſin Roh int gröne Feld.

Baron vun Unruh! vull in Staat,
Kummt nie ahn Hannſchen op de Straat.
De ſcheſſche Hot op't rechter Ohr,
In linken Arm dat ſpanſche Rohr,
An jede Klicken vugt un börſt,
Hett jümmer Hoſten, jümmer Dörſt,
Jo gnädi gegen Lütt un Grot,
Huldfeli vorr en Botterbrot.

Klein Jule föhrt de beſte Dag.
Se ſitt un plaiſert, un ſe lacht!
Dor is ſe, ben keen Tän in Mund,
Doch rode Backen vull un rund.
Se ſnackt to jede Kind un Küken,
Wit inne Feern mit Wink un Rücken,

Un mit de Böm, un mit de Steen,
Un Nachtens mit ſik ſülm alleen.

Ant Finſter kummt vun Rut to Rut,
As ſöch he ſik de Beſte ut,
En Kopp, un ſtarrt der dod bendarr,
Un trit torüch, un kummt berwarr —
Dat Haar is grie, de Hut is graun,
De Ogen liegt em holl un blau.
So geiht he jümmer hin un her,
As wenn't en Parpentikel wehr.

Doch is de Sünn man unnergahn
Un hier un dar de Lichten an,
So kummt he ruter liſ' un ſacht,
En Schattenbild vun Dod un Nacht,
Op leddern Klarren, lank un dünn,
Un luurt na alle Ecken hin;
Denn wiſcht he anne Hüſ' bentlank,
Un glupt in jeden düſtern Gank,
Un makt um jeden Minſch en Bagen,
As ging en Gaudeef ut ort Jagen.

Keen Sorg! he halt ſik wat to leſen,
Tutenpapier un ol Aviſen.

„Schleif Scheeren ſchleif" is ſülm wat ſtuf,
Sin Pudelkopp is as en Duv,
Doch red't he gut un „ſchärft" Baron,
Makt Pipendopp, un Hot ut Spohn,
Sin Swewelſticken ſund op chemiſch,

Garvt Mullwarpshüt un Rötten semisch,
Kann Seben binn un Tassen ned'n,
Un Provens ut en Buttel tehn,
An ole Theeputt fat he'n Nipp,
Un sett de Musfalln op de Wipp,
He lod un smed, bögt Ösch un Haken,
Kann mischen Keden sülwern maken,
Ol Wedderglæs un Kaffemæhln
De bringt he as en Uhr tum Spehln,
Ok kann he Spitz un Pudel scheern,
Un junge Hunn de Anstand lehrn. —
Am besten is he doch in'n Snack,
Un Meister in de Kautoback.

Nu hor! wat makt dat Minsch en Qualm!
Dat's Seweringsch ehrn Morgenpsalm.

Ok markt man hier all'n Dunst un Ton
Na'n Immenkorf un Kaffebohn.

Dat brad un bröd nu swarmt ok wull,
Doch sünd de Nesten jümmer vull.

De Welt mag buten grön un blom —
Hier sitt en egen Welt to dröm.

Perßepter Jaaps mit de lange Nas
Borst morgen fröh sin blau Ponnäs'
Un smeert de Schoh und wischt de Brill
Un nimmt in Arm de Huspostill.

He wahnt anne Weid bi'n Ostenpohl
Un holt en Spehl- un Kinnerschol.
He kann kalendern un punkteern
Un wet Besched vun Maan un Steern,
Un Liekdoornplaster, Brand bespreken,
Ok kann he gräsi schriebn un reken.
De Appelhækersch Stina Kops
Hett seggt, he 's klöker as de Props.

De Karkrid kummt, de schöne Tid:
Wa jede Kind en Engel süht,
Wa sik de Seel na'n baben swingt,
Un de Himmel ut de Klocken klingt.

Perßepter nimmt sin Bok to fat
Un tritt mit Anstand rut na Strat.
De Karklüd kamt em all entgegen,
He wannert langsam siner Wegen.
Doch wenn de Karkenklocken swiegt,
So tritt he jüst hier oppen Stieg.
Denn steiht Baron un röppt: he kummt!
De ganze Imkorf is verstummt. —
Doch hört man baben æwert Dack
En Knirrn un Knarrn un Klacke klack —
As fleist du 'n Kannsputt mit en Stock —
Dat 's de ol reten Klingerklock.

Lach nich! Wullt du de Welt verstahn,
So muß du eernsthaf soken gahn.
Se 's apenbar, de Sünn is hell,
Un doch — so menni hemli Stell,

We Alle lopt un gaht un tred —
Un nie — bi hellen Daag ni — ſeht. —

Des Abends drivt man ſe wull mal
In Maanſchin achter in den „Saal“.
Baron — in Lehnſtohl — hett tracteert:
Se ſnackt un lacht; de „Dod“ ſtudeert
Apiſen, dicht ant Finſter lehnt.
Wuck Frunslud buckt in Eck un klönt.
Seweringſche brummt en Grabgeſank,
Sleif Scheeren makt en Uhrked blank.
Klein Jule lacht un ſnackt un rötelt
Andächti mit den Kaffeketel.

Dat hölpt nix Julken! ut is ut,
Un wehr't en vullen Ahndeelsputt.

De Meiſten ſünd to Siden rückt,
Unſ' Herr Baron hett gnädi nückt.
Man blot twe Ole ſitt noch dar,
Beid krumm un ſtumm, in ſülwern Haar,
De Een en beten blöd torüch
Un kiekt de Anner na't Geſich.
De Öllſte ſitt un fohlt de Hann,
De Anner ſitt un ſühd em an: —
Dat ie Johannohm un Johann.

As noch de Tid en anner wehr,
Do ſeten ſe as Knecht un Herr:
De Een in Kutſch un Chaiſ' ſo ſmuck,

De Anner hoch varran to Buck.
Dat Schickſal rück un rück ſo lang —
Nu ſitt ſe op deſülwe Bank.
Wenn dat ſe noch mal dever ſett,
So liegt ſe beid int ſwarte Bett;
Dar krigt dat Unglück Ruh und Fred
Un Ewermoth deſülwe Sted.

Jchannohm fangt to ſnacken an:
Wa lang is 't nu all her Jchann?
Mi düch, as wenn dat güſtern wehr,
Weeſt noch? min luſti Finſterbeer.
Jl har mi jüſt min Spicker but't,
Wat drunken Jum en Kaffe ut!

„Jawull, Jchannohm! dat's ok wahr!
„Dat ward — to Hamaarn — dörtig Jahr
„De Kaffe wehr noch ganz wat Nies,
„Wi drunken ok bi Ammerwief'.
„Gret Unhold kenn em nich to laken,
„Se wull noch eerſt en Bohnſupp maken.
„Wa war ſe dull! wa hebbt wi lacht!
„Dat wehr ſo warm de ganze Nacht.
„De Dær ünnn op vun Gaarn na'n Saal,
„Ohm ging der buten op un dal,
„Un ſteek He mal de Korp in Dær,
„So ſä He: Jungens, wüllt jum mehr?"

Jchannohm ſitt un fohlt de Hann.
Jchann ſo ſtill un fuht em an,
Denn fangt Jchannohm wedder an:

Ni wahr, Jehann? Wer har dat dacht?
Dat kann doch kam as Dod un Nacht!
Min Vader sä all, Glück un Noth
De harn ehr Stunn as Ebb un Floth.
Nu blitzt de Strand, nu schint de Sunn.
Nu geiht de See darxwer hin.
De Waggen brekt dær Diek un Land,
Denn spehlt de Kinner op den Strand. —

Wi wahn bi Busen dicht an't Haf,
Um Hus un Wurth en brede Graf,
En Brugg na Strat, na'n Diek en Steg,
Denn seeg'n wi æwer de Watten weg.
Dar kunn ik ganze Namdags stahn
Un seeg dat kam un seeg dat gahn;
Nu schüm de Waggen grau un grön,
Nu wehr't en Deel so drög un schön.
Un weeg der'n Segel stolz un hell,
So dröm ik mit vun Well to Well,
Un leeg de Strand der still un witt,
So seet un sünn un dröm ik mit.
Denn spehln de Möwen mank den Slick
Un stille Schaap an'n Butendiek,
Denn seeg de Scheper as en Pahl
Mit Hund un Stock vun Diek hendal.

De Fischer wahn der eben hin,
He har de Netten inne Sünn.
He ging na Heid mit Kraut*) un Stint.

*) Kraut = Krabben.

De Netten ſlick ſin Broderkind.
De holt ehr Arbeit op den Schoot,
De driggt ni Strümp, de driggt ni Hot,
Dat gröne Gras dat is ehr Stohl.
De ſwarten Lucken ſünd ehr Schal.
So ſeet ſe ganze Summerdag
Un ſlick un ſtück un triller ſach.
Ok ſlech ſe Körv ut Weed un Sröhn,
Wehr jümmer ſchu vərr ſik alleen.
Kehm unverſehns en Minſch ehr neeg,
So ſchoot ſe as en Lamm to höch
— Flink wehr ſe, as en jähri Fahl —
Un ſloog vun Dick to Hus bendal.
Doch ſeeg ik ehr mitünner ſitten
An ſchöne Abends, Strümp to knütten,
Wenn't Water as en Spegel wehr
Un Segels trocken ərwert Meer.
Denn ſtreek ſe ſik dat Haar torüch
Un beel de Fingern bab'n't Geſich,
As wull ſe mit in Schipp un Boot
Ewer den Spegel, ərwer de Floth,
Un mit de Sünn, de ünnergung,
Un mit de Swan, de liſen ſung.
Denn kunn ik ſachen neger gahn,
Denn bek ik öfter bi ehr ſtahn,
Un ſeeg de Ogen deep un klar
Un ſwarter, as dat ſwarte Haar,
Doch ſtarr, as wenn ſe drömm un ſleep
Oder ſik wegdach inne Scheep.
Doch ſä ik noch ſo ſacht: Gunahnd, —
So fohr ſe mit en Schreck toſam,

So ſchn, as har ſe wat verſchüllt,
Un ſeeg mi an, as wehr ſe wild.
Doch wuſſ ſe bald, ik meen't ni ſlecht,
Un funn ſik na un na torecht.
Denn ſeeg ik mennimal de Thran
Ehr in de groten Ogen ſtahn,
Un in de bleken Backen ſteeg
Man eb'n en beten Roth to höch.
Segg'n deh ſe nix, as wenn ik frog,
Doch ik wehr junk — mi wehr't genog.
Jk wull nix weten, wull nix lehrn,
Jk wull man ſnacken un ehr hörn,
As wehr't wat Nies, as wehr't dat Meer,
Jk wuſſ ni mal, wa ſchön ſe wehr.
Doch har ſe'n Stimm, dat bew, dat klung
Mi jümmerlos, as wenn ſe ſung;
Dat wehr ni lut, dat wehr ni klar,
Jk weet ni — rein ſo ſunnerbar — — —
... Jk dröm noch öfters, wa ſe ſä,
Op eenmal: Nu Johann ade!
Jk fahr toſam, as wehr't en Klang —
Denn ſwew ſe all de Diek bentlank,
Un glitſch hendal ſo liſ' un licht,
As wenn en Duv to Neſten flüggt.
Jk ſeeg ehr na un ſä Ade —
Denn ſeeg ik wedder op de See,
Mi düch, de Wellen oder de Swan
Sän Ade, ade! Johann .....

De Ole ſnackt wull wat in Drom:
As Abnds en Sülwerpappelbom:
De Blæder bewert op un dal,
Dat piſſelt dann un wann enmal,
Denn kummt der mal en Tog un Luft,
Denn klænt ſe wat vun Værjahrsduft.

Jk wehr ni truri, wenn ſe ging,
Dat wehr je ſo — wer kunn dat dwing?
Dat Water har je ok ſin Will
Un kehm un ging un blenker ſtill,
Un Dag un Nacht de ging ehr Gank
Un Storm un Larm un Swangeſank,
Un Winterſnee un Værjahrsſünn
De trocken as de Waggen hin.
Wer wull ſe ſtiern, wenn ſe kehm?
Un bolen, wenn ſe Affched nehm?
Dat wehr je binn ſo ſtill un warm,
Wenn't buten ſnie un ſtorm un larm.
Dat wehr noch ſchöner buten vær,
Wenn de Summer leeg op Strand un Meer

Jk ſöch ehr nie, un drop ehr doch,
Jk dach an nix, un har genog,
Jk ſeeg man, wa ſe gröter war,
Wa ſiin un bleek mit ſwarte Haar —
Wa arm — dat leet ik mi ni dröm —
Jk brech ehr nix as Strüß un Blöm. —

Ehr Ohm de ſprok tobraken Platt,
Seeg düſter ut un brun un ſwatt,
En groten Mann — ok ſo vərr ſik —
He ſtunn mitunner op den Diek,
Wehr in Gedanken ganz verdeev
Un ſtarr in See na Vot un Schev.
He ſä mi nix, doch blev ik geern —
As vərr en Stier — in wider Feern.

Wer har dat dacht? — In Harſt all lat —
De Blæder welken oppe Strat,
De Appeln wehrn all ut den Gaarn,
Wi harn dat hilt de Bohn to aarn,
De Spinnwipp glinſtern mank de Stoppeln,
De Oſſen brüllen vun de Koppeln,
Dat wehr ſo ſtill, man kunn ſe hörn
Noch liſen ut de widſte Feern;
De Wagens klætern langs den Weg,
Un Stuff un Newel ſteeg to hoch.

Jk fohr uns lezte Sleven rop,
De Knechten legen möd deropp,
Se ſnacken liſ', as man wull deiht,
Wenn wedder'n Summer ſlapen geiht,
Doch hör ik't All, ik fohr man ſach,
Jk wehr wat ſwar de hele Dag,
Mi kehm dat Feld ſo lerri vərr,
Ok dur mi't um de möden Peer....

Nöß kehm wi na de Diek hentlank —
Do leeg de See der ſpegelblank.

Wa mennamal har ik ehr ſehn,
Doch ducht mi, ni ſo wunnerſchön,
So ſulwerglatt, ſo blau un blid
So as de Heben deep un wit!

En Segel blenker as en Mew,
De langſam achter'n Queller ſwew.
Sunſt wehr dat All ſo ſtill un rod,
As ſleep de Eer mitſams de Floth.
Sogar de Knechts ehr Snack verſtumm,
As ging dat Swigen lebndig um.

Am Ende ſeggt der Een: „Dar ſieh
„Nu ſett he endli Segel bi.
„Dar buten is noch Oſten Kohln,
„De ſchall der bald heruter wöhln.
„Se ſeggt, dat is en grote Kaar.
„Wa kann't doch gahn! wa funnerbar!
„Jk re hier jüſt vernmiddag dal,
„Do kehm dat Boot an, wat ſe hal.
„Wi meen je dat't Zigeuners wehrn,
„Am Ende ſünd't doch ſeine Herrn.
„Dat munkel ok wull dann un wann,
„Doch wer ſe kenn, wer löv deran?
„Genog, ik ſeeg dat Boot der ſtahrr
„Un do de Fiſcher un de Diern.
„He har je wull all'n Teken ſehn.
„Se legen beide op de Knеen,
„Jk lov ſe ween, he leeg un be.
„Doch kunn't ni ruthörn, wat he ſa,
„Mi duch, keen Dütſch — do le'n ſe an.

„Un ruter ſprung en groten Mann.
„Heel fein in Rock, vun Hut un Haar
„Jus as de Fiſcher, ganz un gar,
„Se ſeggt, ſin Broder dat's wull ſo —
„De ſprung in Flegen or ſe to —
„Un bar ſe fat in jeder Arm
„Un ween, dat mug en Steen erbarm.
„Denn ging ſe, as ſe gung un ſtunn
„Un wehrn int Boot un wehrn verſwunn.“

De Ole mag wull wedder drom.
De Anner ſitt in Ruh to töhn,
He hett de Saak wull öfters hört
Un weet all, wa ſe wider föhrt.

Wa ik to Hus kehm, weer't ni mehr. —
Mi dücht, wi ſegeln zwer't Meer.
Jk ſtunn un bar ehr bi de Hand.
Do kehm wi in en herrli Land.
De See de leeg der ſpegelblank,
Dat Gras dat grön an Strand bentlank,
De Böm de wuſſen himmelhoch,
Ok wehrn der Blärd un Blöm genog,
Dat wehr ſo fremd un doch ſo blid,
As man wull op de Biller ſüht.

Denn frag ik ehr un ſeeg er an:
Seggſt du wull nu: Ade Jehann?
Denn ſchuttel ſe de ſwarten Haar,

Doch wehr ſe ſtumm un ſunnerbar,
Un ſchul de Ogen mit de Hand
Un ſtarr herawer awer'n Strand,
Jk ok — in vuller Angſt un Weh,
Un ſeeg en Segel inne See,
Un denn en Placken, denn en Boot,
Un denn en Fremden, fein un grot,
In Rock mit gueter-ſwarte Haar
Un as de Fiſcher ganz un gar.
De nehm ehr fat, mi war ſo weh,
Denn ſä ſe: Nu Jehann, ade!

Am Ende kehm ik to Beſinn,
Do ſchiin de Snee int Finſter rin...
Se ſän, dat wehr ſe wunnerbar,
Dat ik noch lev un beter war.

Dennößen ging ik in de Welt
Un kreeg min Deel an Gut un Geld,
Un kreeg min Deel an Freid un Leid —
Un as dat kehm, ſo droog ik't beid,
Denn jümmer wehr mi ſo to Sinn,
As wehr keen rechten Smack derin,
Denn jümmer wehr mi ſo to Mood,
As kehm un ging dat, as de Floth.....

He ſwiggt un nühlt de Kopp in Hand —
He drömt wull noch mal vun de Strand....

So flüggt de Seel dörr Nacht un Smatten
Un finnt ehr Stell mit Rau un Schatten.

Hö, hö! de Annern ward noch lut!
Schleif Scheeren vugt wull'n Dünnjen ut!
He hett jo'n Art to „Segeldrucken“,
Dat Alle lacht, as ſchulln ſe ſticken.
Denn ward de „Dod“ dat gar to dull,
He beeft de Hann, vun Zeitungs vull,
— Wull meiſt en Halfſtieg Jahr to old —
He beeft de Hann — un hett ſe fold —
Un ſeggt: Wa margt Ji ſo vertelln!
Antwerpen brennt de Citadelln!
In Frankrik is dat Solt ſo dür!
De ganze Süden ſteiht in Für!
Dom Michel hett Dom Carl beſieg!
Dat durt ni lang, ſo hebbt wi Krieg!

So ſtreet he rut mit grote Schritt. —
Of vær de Annern ward dat Tid.
Doch Seweringſche ſingt noch lang
En Peſtilenz- un Kriegsgeſang.

Dat Dörp in Snee.

Still as ünner'n warme Dek
Liggt dat Dörp in witten Snee,

Mank de Ellern ſlöppt de Bek,
Ünnert Jis de blanke See.

Wicheln ſtaht in witte Haar,
Spegelt ſlavri all de Köpp,
All is ruhi, kold un klar,
As de Dod, de ewi ſlöpp.

Wit, ſo wit de Ogen reckt,
Nich en Leben, nich en Lut,
Blau na'n blauen Heben treckt
Sach de Rook na'n Snee herut.

Jk mug ſlapen, as de Bom,
Sunner Weh un ſurner Luſt,
Doch dar treckt mi as in Drom
Still de blaue Rook to Hus.

Dagdeef.

Dær Buſch un Brook to ſnakeln
Mi in de Sünn to rakeln,
Dat ſund min beſten Dæg;
Un mank de Bom to dangeln
Un eyren Knüll to rangeln,
Dat is min grötſte Hæg.

Jn'n Krattbuſch mank de Böken
Jn'n Schatten ligg'n un ſmöken,
Dat is min Husbedrief:
Un lingelank bi'n Quellborn
To drüßeln ünner'n Sleedorn,
Dat quickt mi Seel un Lief.

Wa nett dat Water riſſelt,
Wa ſach de Blæder piſſelt,
Wa rükt dat Holt ſo grön!
De Droßel fleit ſo nüdli,
Jk reck mi ſo gemüthli:
Wa is dat wunnerſchön!

Un ward mi oppe Duer
Dat Utraun gar to ſuer,
Un geiht de Sünn to Beer:
So ſtopp ik noch en Bræfel
Un ſchumpel na min Kæſel
Un denn — na denn ni mehr.

Dat Nætfahrn.

Wat Arm' un Been hett, mutt der mit!
Dat Nætfahrn is de ſchönſte Tid!

Heſt du no'n Süffank op de Nath
So mak di Sündag oppe Strat.
De halwe Heid is oppe Been,
De Wagens rummelt langs de Steen.
De Lannweg lewt vun Köpp un Höd,
Bun flinke Been in alle Grött.
Gefellen in de feinſte Bür,
De Mädens in de grötſte Wichs,
Un de verndag to Hus blib'n mutt,
Kickt wenigſtens ut Finſter rut.

Mi dünkt, wi nehmt den Stock to Hann
Un ſlunkert ok mal mit to Lann.

De Schanz is all lebenni vull,
Se ſaagt den Baß all wie varr dull.
De Pulka's ſchallt de Garn bentlank,
De Kegelſetter ſchriggt darmank:
„Rum alle Neg'n!“ — „Wenn de Hund mit de Wuſt...“
Hemdsman'n in Sweet — wat is't ver'n Luſt!

De grote Strom geiht doch verbi.
En ächte Rarfahrt ſtoppt hier ni.
Je wider weg, je mehr Plaſeer,
Un wenn't ok achter Haſiedt wehr!

Int Holt, int Holt, wa is dat gron!
Int Holt, int Holt, wa is dat ſchon!
Wi kakt dat Water ut den Beek,
Wi drinkt den Kaffee vun en Deek.
De halve Kark is oppen Wagn,

Un Tweback vær en widen Magn,
Un Backwark vær en söte Snut
Kummt ut en grote Tut herut.

Herrjemine! int gröne Gras!
Herrjemine! un noch en Glas!
Herrje, wennt all Dag Nætfahrn wehr,
Dat geef all lang keen Dokters mehr!

Wat sik dat Volk vertellt.

Süss Stückschen.

Heill dagr, heilir dags synir!
— — — — — —
Lengi ek svaf, lengi ek sofnodh var,
Löng ero lydha lae . . .
Brynhildarquidha.

I. Ol Büsum.

Ol Büsen liggt int wille Haf,
De Floth de keem un wöhl en Graf.

De Floth de keem un spöhl un spöhl,
Bet se de Insel ünner wöhl.

Dar bley keen Steen, dar bley keen Pahl,
Dat Water schæl dat all hendal.

Dar wehr keen Beest, dar wehr keen Hund,
De liggt nu all in deepen Grund,

Un Allens, wat der ley un lach,
Dat deckt de See mit deepe Nach.

Mitünner inne holle Ebb
So süht man vunne Hüs' de Köpp,

Denn dukt de Thorn herut ut Sand,
As wehr't en Finger vun en Hand.

Denn hört man sach de Klocken kling',
Denn hört man sach de Kanter sing',

Denn geiht dat lisen dær de Luft:
„Begrabt den Leib in seine Gruft.“

II. Herr Jehannis.

To Lunden vær de Rathhusdær
Geiht Herr Jehannis hin un her.

He geiht hendal, he geiht herop —
Kummt Keen, un makt de Dær em op.

He geiht wull op, he geiht wull dal —
Kummt Keen, de em herinner hal.

Do ſtiggt de Hitt em inne Kopp
Un iwri geibt he dal un op.

„Un ſtab ik denn værr Rech un Rath
„As arme Sünner oppe Strat?

„Un heff ik ſeilt værr Volk un Land,
„Verlang ik Rech na Rang un Stand!“

He gniſch værr Iwer mitte Tähn
Un pett en Hofis inne Steen.

Do ging de Dær, he rin in Wuth
Un ſtörrt in Ogenblick wedder rut.

Un ſmeet ſik inne Haſt in Wagen
Un leet de Kutſcher vörwarts jagen.

Wer kennt den Kutſcher oppen Buck?
He hett den Hoot in' Ogen tuck.

Veer Hingſten ſwart ahn Prick un Plack —
Wa ſteegt de Mahnhaar umme Nack!

Wa ſtiggt dat Für ut Ogn un Steen!
Wa ſtiggt de Damp um Nas un Been!

Wohin? wohin? ſegg jo ni na!
De Marſchlüd ſtabt un ſeht em na.

Dat geibt na Buſum værr den Slick,
Dat geibt bi Buſum rwern Dick.

Do wiſ' de Kutſcher mit de Sweep,
Do teek Johannis na de Deep.

Do jagen ſe langs den widen Strand,
Nix blev der, as en Spor int Sand.

Nix blev der, as de Spor in Steen,
De kann man noch to Lunden ſehn.

III. Dat ſtœhnt in't Moor.

Wat ſtœhnt der Abends rut ut Moor?
Dat iſ de Wind in Reth un Rohr.
Och ne, dat iſ keen Reth un Wind,
Dar ſtœhnt en Fru, dar weent en Kind.

Dat wimmert Abends krank un ſwach,
Dat ſnuckert int de ganze Nacht,
Dat ſlücht ſik vœr de Morgenſünn
As Newel in de deepſten Grünn.

Doch wenn de Scheper Middags ſlöppt,
So hört he, wo dat liſen röppt,
So deep, ſo dumpf, ſo ſwack un leeg,
As ging der nern en Krankenweeg.

Dat iſ en Seel, de hett keen Ruh,
De ſlücht ſik as de Morgendau,
Dat iſ en Seel, de hett keen Fred,
De ſingt un ſingt ehr Wegenlied.

Un is dat Moor alleen un kahl,
Un jagt de Blärd vunt Holt bendal,
Denn flüggt se mit in Storm un Larm,
En bleke Diern, ehr Rind in Arm.

Do Dubenhaid dar is en Moor,
Dar ſtahd de Wiecheln kahl un ſeer.
In Dubenhaid dar is en Lunk,
Doch ſchriggt der nu ni Peck noch Unk.

Dat witte Wullgras ſteiht der rund,
Dat is en Dæpel ſünner Grund,
Dat Water ſiepert grön un traag
Un kummt bi Braken eerſt to Daag.

Dat is de Kuhl, dar ſmitt ſe't rin,
Dat is de Plaz, dar mutt ſe hin,
Dar ſteiht un ritt ſe ſik dat Haar
Un is verſwunn bet tokum Jahr.

De Wachtel röppt, de Harſt de kummt,
De Kukuk is all lang verſtummt —
Nu hör! wa ſtærbn dat lut un ſwar!
Bald ward dat ſtill bet tokum Jahr.

IV. Dat gruli Hus.

Dat ſüht bi Dag ſo fründli ut mit Dær un Finſtern gehl,
Des Nachts is dat en gruli Hus, denn ſtarrt dat langs de Dehl.

Dat ſlarrt op Tüffeln, Schritt vær Schritt, dat ſlarrt
der hin un her,
Doch wenn de Dag des Morgens graut, ſo hört man
dat ni mehr.

Dat's jüs, as ging en ole Fru, un ſöch de ganze Nach,
Un kunn ni finn un ſöch un ſöch bet an den hellen Dag.

Dat kummt des Abends ut de Stuv un wannert langs
de Dehl,
Un föhlt herum bi jede Dær, as wenn de Slætel fehl.

Dat funßelt an de Kakendær, dat klætert an den
Rink,
Dat krant un grabbelt an de Bred un röhrt an Slött
un Klink.

Denn ſlurrt dat wider an de Wand un raſchelt in
den Gank,
Denn pett dat langs de Trepp to höch un trufft de
Bæhn bentlank.

Dar trufft dat langſam hin un her un wöhlt in Törf
un Kaff,
Denn pett dat wedder na de Luk un kummt de Trepp
heraf.

De Saaldær bett en iſen Ked, dar ritt dat ganze
Stunn,
Doch wenn de Hahn des Morgens kreiht, is't jedes-
mal verſwunn.

V. De hilli Eck.

Bi'n Karkhof dal, to Enn dat Dorp, dar ſteiht en Bom
an'n Bek,
De Junges ſtiegt in alle Bóm, doch nie in diſſe Eck.

De ſteiht der knurri ganz alleen, en Stubben old un
krumm,
Un ſtreckt en Aſt na'n Heben rop, as lang der'n Arm
herum.

De Junges ſtiegt in alle Bóm, doch diſſe ſteiht in
Ruh,
Denn Abends draut he mit ſin Arm, un makt ſe ſtill
un ſchu.

Denn Abends draut he in den Wind un makt ſe ſchu
un ſtumm,
Denn geiht keen Fru, denn geiht keen Kind alleen na'n
Karkhof rum.

De Vageln ſteegt in alle Bóm und ſingt ehr Leed
hendal,
Hier kummt keen Flünk, hier kummt keen Lünk, un Ul
un Krei ni mal.

Hoch inne Spitz dar ſitt en Neſt, dat ward ni eenmal
klar,
En ſwarten Klunkrav ſitt derbi un ſchriggt dat ganze
Jahr.

He ſchriggt ſo boll bi Dag un Nacht, de Stimm is beesch un drang,
So ſchriggt he dar dat ganze Jahr all Menſchendenken lang.

Se ſeggt, ſo ſchriggt he hunnert Jahr, denn flüggt he op na't Noorn,
Denn drifft de Bom en annern Tilg, hoch as de Karkenthorn.

Denn ſchall en annern Vagel kam mit Flünken hell un witt,
Un ſett ſik dal un but dat Neſt: denn kummt de gude Tid.

Denn hebbt de Vageln dar ehr Plaß, de Junges dar ehr Freid,
Denn hebbt de Olen dar ehr Troſt un Rau un Ogenweid.

De Rav de ſchriggt, de Bom de brant, de Blarder jagt bendal.
Mi dünkt, dat ſüht ſo truri ut, as blev he ewig kahl.

VI. De Pukerſtock.

He har en Handſtock mit en Reem, en Wittdorn ut de Heck,
In jede Doorn en Puker ſtahn un nern en miſchen Pek.

Int Uhrgehüſ' dar wehr ſin Stell bi Eek un ſpanſche Rohr....
Denn meld't de Stock — denn mut he los wull awer Haid un Moor.

Denn ward he bleek un likenblaß, ſin Moder weent un bed,
Doch ob ſe bed un ob ſe weent, he bett keen bliben Sted.

He nimmt de Stock ut Uhrgehüſ', is witt un likenblaß,
He nimmt ſin Hot un ſeggt keen Woort un wannert los in Haſt.

Un ob he jüs ſin Middag eet, un eet ſin Abendbrod,
Un ob he ſleep en Dodensſlap: dat röppt em ut den Dod.

Denn ſteiht he op bi düſtre Nacht un grappelt inne Klock,
Un wannert fort in Snee un Storm, alleen, mit Hot un Stock.

Sin Moder liggt int Bett un weent, doch vær dat Morgenbeer
Is he torügg ſo likenbleek, as kehm he ut de Eer.

Denn itt he ni, denn drinkt he ni, un liggt as dod un ſlöppt,
Un arbeid ſtill de Weken lank, bet em dat wedder röppt.

Doch wenn dat röppt, ſo mutt he fort, un hett ni Ruh noch Rau,
Un kummt eerſt jedesmal torügg jüs mit dat Morgengrau.

Wohin he geiht — he ſeggt ni na, un ſeggt ni, wat he ſüht,
Doch markt he jeden Likentog, all ehr de Klocken lüd.

He geiht vær Dær un hett keen Ruh, un ſtellt ſik op den Steen,
Doch ſwiegt de Klocken, geiht he rin — denn kann he ſnuckern ween.

Se ſeggt, ſobald de legte Maan vær irgend Een begunnt, *)
So mut he los op milenwit un ſöken, bet he't finnt,

Un ſehn int Finſter, ſehn en Lick in Dodenhemd un Sark,
De nu noch mit ſin Kinner lacht veſtlich geſund un ſtark.

He pickt ant Finſter: een! twe! dre! — lickt ɔwer de Luken weg ...
All menni Hart un Spinnrad ſtock, de em dar licken ſeeg.

All menni Hart verſett de Slag, wenn't an de Luken kloop
Wull een! twe! dre! un ɔwerhin keek't as en Dodenkopp.

*) Begünn, zunehmen.

Denn is he weg! Doch geiht de Sag', em kummt de Tog to mót,
Un he mut xwer Alle hin, wull xwer Kópp und Hót.

Wull xwer Kopp un Schullern weg un haben xwer't Sark,
Denn mut he ſtahn un ſehn ſo na her an de neegſte Kark.

Un hett keen Rud un hett keen Rau, het noſz de Klecken lud,
Un he tum tweten mal den Tog in Flor un Mantel ſuht.

In't Ubrgehuſ' dar ſtunn de Stock mank Eck un ſpanſche Rohr,
Un wenn he meſt, ſo muſſ he fort, wull xwer Haid un Moor.

He ſteck em in en depe Gröf, he ſmet em in en Bek,
He kehm to Hus – do wehr he doch int Ubrgehuſ' in Eck.

He brok em twei, he han em kleen in luter Grus un Mus,
Doch jümmer wehr he wedder dar in Eck int Klockenhus.

He brenn em op, ſo wehr he dar, wegſmeten — wehr he da,
He let em in en Weerthehus ſtahn — do broch de Weerth em na. — —

Do kehm emal en Mann int Hus, wehr jüs op Wihnachtsahnd,
De kehm un hal de Pukerſtock — un is ni wedder kam.

Kanceljud.

But we must wander witheringly,
In other lands to die;
And where our fathers' ashes be,
Our own may never lie:
Our temple hath not left a stone
And Mockery sits on Salem's throne.
Byron, Hebrew Melodies v. IV p. 4.

Luerlütje Kanceljud!
Wa ſubt he verdwer ut!
Hangt Band ut, bangt Trand ut,
Handelt allerallerhand Grandgut.

Jſak, is dat Schipp kam?
Jo min Sawel mitkam?
Krieg'k en Wagen, krieg'k en Perr,
Krieg'k min Hot mit Feddern op?

Kinner, noch nicht!
Tokum Jahr kummt's vellicht!
Dat Water wehr dick worn,
Mät teeb'n bet de Glicksorn!

Luerlütje Kaneeljud!
Wa ſüht he fidel ut!
So aſcharn, ſo utfrarn,
Snackt jimmer, jimmer vun de Glückaarn.

Abraham, wo büſt du?
Vater Abram, ſubſt du?
Truerboom bi Babylon,
Wo's de weiſe Salomon?

Anmerk. Grandgut, kleiner Kram, z. B. mißrathene, kummerliche Kartoffeln. „Mät teeb'n... mort toben = mußt warten bis zur Glückernte.

Drees.

In'n Winter, in'n Winter, denn knackert dat Jis,
De Bom hangt vull Riep un de Koppeln ſünd gries,
Denn nehm ik min Scheetprüg'l un ſlenker to Lann,
Umme Ohren de Pudelmütz un Fuſtbannſchen an.

Frenz Buhmann hett Eierbeer, de Kachlab'nd is hitt,
De Sünn ſchient int Finſter, dat Feld is ſo witt; —
Dar knappt wat in'n Krattbuſch — wat gift dat en Schall!
Frenz, gev mi de Büß, dat ik ok doch mal knall!

Oppe Geeſt is dat Iuſti! all Dag oppe Jagd!
Dat Hart ſpringt as'n Hund, wenn de Knappbüſſen kracht.
De Haſ' ſchütt koppheiſter, dat Blod ſpritt in Snee,
De Bom ſchütt den Grieskopp, as deh em dat weh.

Dær Moor un dær Wischen, liekæwer, liekan,
Dær Strünk un dær Ruschen, de Staakbusch væran!
De Snee is so witt un dat Jis is so blank!
Jk glitsch as en Dampwag'n de Groben bentlank.

Sitt jüm inne Heid bi jum Zeitung un Book,
Dringt Thee mit de Fru'nslüd, int Landschopsbus Grog,
Un reb't Politik un speblt L'hombre un Whist:
Jk lach na den Narrnkram, min Flint inne Fuß!

Heff Knaken as Jsen, en Mag'n as en Perd,
Bün weli as en Tort mit't Leid unnern Steert:
Sla't mal ut'n Swengel — ik kam wull int Svor —
Hunrah! dær den Krattbusch, dær Wischen un Moor!

Abendfreden.

De Welt is rein so sachen,
As leeg se deep in Drom,
Man hört ni ween noch lachen,
Se's lisen as en Bom.

Se snack man mank de Blader,
As snack en Kind in Slaap,
Se singt de Wegenleder
Dær Köh un stille Schaap.

Nu liggt dat Dörp in Dunkeln
Un Newel hangt derœr,
Man hört man eben munkeln,
As keem't vun Minſchen her.

Man hört dat Veh in't Grafen,
Un Allens is in Freed,
Sogar en ſchüchtern Hafen
Sleep mi vœr de Föt.

Da's wull de Himmelsfreden
Ahn Larm un Strit un Spott,
Dat is en Tid tum Beden —
Hör mi, du frame Gott!

Familjenbiller, en half Dutz.

I. Dat Gewitter.

„Gau to, Jung! ſtick de Fork hier in de Eer!
„Man düchtig deep! — ſieh ſo! — un dar de anner!
„Un hier de Knüppel dœr de Tinn! — De Harken
„— Das recht — man ſo ſchreeg œwer an den Törfkloot!“
Grotvader wies un arbei mit de Hann',
As he dat ſegg, un har dat hild un ili;
Doch wehrn de Been ſo gau nich as de Mund,
Se wehrn all ſtump un ſtief, de Waden dünn,

De Knecken krumm un bew'ri mit ehr Spang'n
He ſtunn un röhr de Schoh ni vunne Stell
Un heel de Arms vuneen, as wenn he tolang,
Un ſeggt: „Jk will en Dutten Hau derop leggn!“
Doch keem de Jung em ſtink un raſch tovarr.
„Sieh ſo! — Das recht. — Dat ward je'n gruli Wedder!“
Un darbi trock he an ſin breden Hot
Un ſchof em inne Nack un krau den Grieskopp
Un rich den olen krummen Rüg tohöch —
„Du lewe Gott! Dat ward je düſtre Nacht!
„Jk dach dat all; wa wehr dat ſwul un brüddi,
„Un wa de Flegen ſteken darr de Strümp!
„Jan Hinners ſchull dat Föhr man lerri laten;
„He kummt ni vunne Büt ſo brickt dat los.
„Bi Möldorp un int Weſten is't noch hell —“
He dreih de Rump un röhr ſik ni van' Placken —
„Doch liggt dat oppe Geeſt je gneterſwart,
„De Wulken hangt hendal bet oppe Höchen.
„Jn Haſtedt is de Thorn man kuum to ſehn.
„Sieh an, de Wulk! dat is en Buttelſteert!
„Wo de hendal langt, bringt ſe ok nix Gudes.
„Darr geihr't all los! Sieh, wa dat ſtuffi un dreiht
„As wenn de Hatbarn inne Heben ſwewt!
„Das luter Dack un Reeth — du lewe Gott,
„Darr is wull'n halwe Schün to finden gahn!
„Un wa dat ſuſ't! Aha, dat ſind all Hagel!
„Wa ſe der danzt! — Krup ünner — ſo man to! —
„O! Nawer Springer leppt ok all in Draf;
„Wat makt he Been! ſieh an! he kann nich rawer —
„Darr kummt he rut — he hett en Stewel vull —
„Wi ward to old, dat geiht ni mehr, Herr Nachbar

„Krup He man ünner, hier's noch Platz vær Een.
„Jk denk, dat Wedder jagt wull bald værœwer.
„De Hageln ſünd to hart vær ole Knaken:
„Se raſſelt mi as Arfen oppen Hot!“
Un darbi fallt he værrwarts oppe Hann
Un krabbelt langſam rinner inne Hutt,
Un ſett ſik bi de Annern inne Reeg,
De Been værrut un mit den Rügg an'n Törfkloot.

He fohl de magern Fingern op de Knees
Un keek, as wenn he beden deh, umhöch.
Wat wehr't en old Geſicht! un blid un wurdi,
Mit depe Fohlen un mit blaue Ogen.
De Jung, en Bengel vun en half Stieg Jahr
Mit eb'n ſo'n blaue Ogen as de Ole
Un ſine blanke Hut, goldgehl verbrennt,
Seeg na em op — do leih en hellen Blitz
Un lücht de Beiden bleckli int Geſicht.

Dat ſeeg mal egen ut! De Ol ſo ruhi,
De ſtumme deepe Eernſt in alle Fohlen,
Un in dat blanke appelgehle Antlitz
As mit en Stoot de flegen Kinnerangſt.
Un dochen — keek man Beide recht int Oog,
So kunn man ſehn, dat wehr deſülwe Snitt,
Un as de Tiden noch de Ol nich rakt harn,
De Schritt vær Schritt en Fohl un Runzel drückt,
Un mit de ſware Laſt de Knaken bögt:
Do wehr dat ol Geſicht wull jüſt datſülwe,
So glatt un blank, mit gehle Lucken rum:
Grotvader wehr dat mit ſin Kindeskind.

De Hageln danzen luſti vær de Hütt
Un ſlog'n de nakten Pocken, dat ſe hüppen,
Un ſpelen inne Feern as witten Schuum
Int gröne Gras un op de blanken Gröben.
Doch keek man dær den Regen rop na't Holt,
So wehr't as bar man'n Platen ærwern Kopp,
As keek man dær en Seev ut ſine Peerhaar,
— Wat man wull deiht, wenn Moder backen will
Un man dat Sichtig gau nun Nawerſch lehnt,
Denn ward dat Allens grau un ſtreki düſter —
So wehr dat ok, wenn man de Geeſt betrach.
Dar hung en Dunſt derærwer as en Flor,
Un all de roden Melkköh war'n grau,
De truri toſtunn mit den Kopp na Eer
Un mit den krummen Puckel gegen Wind.
Wa ſuſ' dat ærwern Kopp int dröge Hau,
Un leep in ſtricken Strom un grote Drapens
De Spielen lank un blubber anne Eer!
Sogar de Stimm war wunnerlich un düſter,
As ut en Imkorf, wenn de Ole ſnack;
Dat wehr binah, as leeg man in de Dei,
Un hör, wa Moder ſachten Wiwi ſung,
Wat jümmer ſachter, jümmer warmer war —
Man hör dat knapp, man föhl dat Hart all ſlapen.
Man deh'n de Ogen drömi op un to,
De ſwunk ſe hin un her, de Bæhn beweg ſik,
Man ſeilen af — un Allens wehr verbi.

Ol Nawer Springer nuhl ok ganz in Dutten
Un trock de Plinken ſlapri op un dal.
Doch keem der'n Slag, ſo hal he'n depen Athem

Un reet de Luken apen as en Schündœhr
Un ſä: Du großer Gott, dat is je gräſi!
Grotvader ſnack, as re be mit ſik ſülm:
De Junge bör em half, un half dat Dunnern
In Angſt; doch reep der'n Rukuk oppe Hutt,
So har be ok wull Luſt, bendœrtogriven
Un gan de Lacherduv an't Been to faten.
„Wa drœhnt dat langs de Höchen," ſeggt de Ol,
„Un murrt un knurrt vun Oeſten gegen an,
„As wenn ſik Häff und Heben wat vertelln
„Un wulln mal börn, werkeen de deepſte Baſſ har.
„Jk bel dat mit de Luf; de See is gruli,
„Un wenn man oppen Diek bi Buſen ſteiht
Un denn de Waggen all hemdsmauden kamt,
„De een de anner wuthi oppe Hacken,
„Un as en Slang, ſo wiet de Ogen reckt,
„Griesgrön de ganze lange Diek bentlank
„Mit eenmal gräßli an den Steenwall dunnert —
„De een is noch ni weg, ſo kummt de anner —
„So bewert Een dat Hart in leb'ndi'n Lief,
„De Eer de drœhnt, de ganze Seediek wackelt,
„In grote Paltens flüggt de witte Schum,
„Un boch darœwer fleit de Regenpiepers,
„De Meewen lacht, de Kiwitt ſchriggt un ſchellt;
„Dat is en Larm, man kann ni heb'n noch hör'n,
„De egen Stimm verdunſt as ünnern Deck.
„Jk wet ni, wa ſe't utholt in de Hüſ'
„Dicht achtern Diek — de Schum flüggt anne Finſtern —
„Man kann ſik doch an allens wenn' un wöh'n! —
„De ol Jan Schipper hett mi oft vertellt,

„Man hörn int Bett de Schepswach dær de Schöſteen,
„As fahr'n ſe dribens baben awer hin.“

De Lütje ſeet un dröm un hör em to,
Un ſeeg em an mit grote apen Ogen;
Dat wehr em faſt, as hör he fülm dat Haſ,
Wenn Obbe mummel un de Regen valſch,
Un Nawer Springer jümmer deper ſnurk,
Bet wedder'n Bliz dat Dröm un Slapen ſtör,
De ganze Gegend witt un bleek belüch
Un denn verſwunn — de Ogen wehrn as blind.
Dat Dunnern keem un Nawer Springer jap
Un Obbe fung ſin old Vertellen an:

„Am lewſten bün ik buten un opt Feld;
„Bi'n Wedder is mi't in de Stuv to enk.
„De Lüd bebbt jümmer Angſt, wenn ſe alleen ſünd,
„Un ſünd ſe binn, ſo ſünd ſe mall un krærti.
„Ik bün ni bang, doch kann ik ok ni hem,
„Wenn bi'n Gewitter lacht un ſchrachelt ward.
„Mi dünkt, unſ' Herrgott bett dat Riek alleen,
„Un wenn he ſnackt, ſo ſchull'n wi Annern ſwigen.
„He ſnackt je doch ni alle Dag mit uns,
„Un wenn he't dohn ſchull, wi verſtabt em nich;
„So mutt he wull mitünner'n Machtwort ſpreken.

„Dat is mi as en Orgel inne Kark.
„Ik weet dat noch, wat har ik banni Luſt,
„Un frog min Vader oft, bet he am Ende
„Mi mal an'n Sündag na de hogen Stöhl broch.
„Do ſeeg ik denn de graue Organiſt,

„Wa he dar mit de Fingern pick an teek,
„Un darmit dræhn dat, dat de Seel Een bewer.
„Wi kamt wull ok mal na de hogen Stöhl
„Un ſeht de Organiſt, de dar nu ſpelt.

„Min Vader lee ni mal, wenn't leid un wedder,
„Dat wi enanner wiſen, wo dat wehr.
„He ſä: dat's veels to grot vær Minſchenfingern;
„Wat reckſt du mitten Arm? ſchall he em afflahn?
„Sogar wenn wi uns Abnds den Wagen wieſ'ten
„Un wa he jede Nacht um Karkhof fohr,
„So ſä he: Lat dat na, nückt mitten Kopp;
„De Heben is to hoch vær unſe Arms.

„Jk weet ni rech, de Minſchen ſünd nu anners;
„De Furcht is weg, un darvær hebbt ſe Angſt.
„Wi gung ni geern in düſtern æwer'n Karkhof,
„Doch bi'n Gewitter jümmer drieſt to Feld.
„Uns Herrgott kann uns finn, wo wi ok ſünd.
„Se ſtaht nich ünnern Bom, ſe meent, dat dript ſe,
„Un haut de Böm doch dal vær lumpen Geld;
„Denn denkt ſe nich, unſ' Herrgott kunn ſe draven,
„Un hett doch waſſen laten, wat ſe umſmiet.
„De ganzen Hölter ſwinnt Een vær de Ogen.
„Jk kann't noch denken ut min jungen Jahrn,
„Do wehr de ganze Geeſt noch vull vun Eeken;
„Dat dare Lock, hier dweer hendær na Schrnben
„Js eerſt vær wücke Winters apen kam.
„Wi ſegen do vnn't Moor ut nix as Böm.
„Jk wehr dat anner Værjahr rein verbiſtert,
„As ik dat nakte, kahle Dörp der ſehn kunn.

„In Hargen op min ſeli Vaders Sted
„Dar reck de dichte Wohld an'n Appelhof.
„Wi gung man dær de Kark, de Sod verbi,
„An't Imſchur bi de Stickerbein na't Backhus,
„Dar hung en groten Ellboorn mern derawer,
„Dar wehr unſ' Speelplatz vær de ſwarte Dær
„Int gröne Gras, dar leev de Beck verbi
„Un awer't Stegelſch wehr man glick int Holt.
„Wat gev dat dar int Værjahr all to kieken
„Mit all de Blöm un all de grönen Krüder,
„De Ranken un dat Maas un Pockenſtöhl!
„Dat rük ſo grön, dat raſchel in de Blæder,
„Un wi vertell'n uns allerlei Geſchichten
„Bun Giftblöm un de Slangenkönigin
„Mit Minſchenſümm un mit en golle Kron.
„De lä ſe null en Melkdiern oppen Platen,
„Wenn ſe ehr gut wehr; awer wehr ſe dull,
„So fat ſe ſik den Swanz int Muul un rull ſik
„Un tründel as en Rad ehr achterna.
„So maken wi uns fulm am Ende gruli
„— Du lewe Gott, wat hebbt ſo'n Jungs vær Angſt! —
„Un meen ſe keem, un hel'n de Arms umboch
„Un vetten denn hochbeenti dær dat Slangkrut
„Un ſegen nix as Sünndrang oder Snaken.“

„De Wulken ward all dünner,“ ſeggt de Ol'
Un kiekt berut un læbnt ſik wiet værawer:
„Bi Schruden ſchient de Sünn all oppe Heiloh.
„Doch gift't bi Ollerab noch düchti Hagel,
„Dar gaht de witten Strahlen liek hendal,
„Ok grünzt de Dunner dar noch jümmer fort. —

„Dat swänzt sik op int Noorn, dar ward dat streki;
„De Buttelsteert is wat na't Osten gahn
„Un hangt bi Hastedt as en Windelbom.
„De Schippers seggt, de treckt sik hin na't Water,
„He drift wull allnagrad de Eider rop.
„Wa ward he witt! — Dar stiggt all'n Lurk tohöch!
„Ik löv, wi hebbt dat dullste Schur wull hatt.“

Un darmit kruppt he værwarts oppe Hann
Un stickt den olen Grieskopp, as he snackt,
Un na un na de Schullern ut de Hütt
Un stehnt un treckt de stiwen olen Been
Denn achterna un allnagrad tohöch
Un kiekt sik rum un steiht in warmen Regen.
De Lurken singt em lusti æwern Kopp,
De Dunner murrt noch sachten in de Feern,
Ol Springer liggt un slöppt — de Næs in Bossen,
De Jung is half in Drom un half in't Waken,
As Nawer saagt un Obbe buten klæhnt
Un as dat köhli in den Ingang treckt.
He wuß ni recht, wehr he in't Holt bi Hægen
Un seeg de Beek, de Grasplatz un de Dær,
Un rük dat dar na Blöm un Pockenstöhl
Un Slangkrut? oder leeg he achtern Diek
Un wehr in't Bett un hör de Waggen palschen
Un æwern Kopp de Schepswach dær den Schösteen,
Un seeg de Segeln inne graue Feern,
Un wiet, wiet weg dat Land mit alle Wunner —
Denn vær em stunn der, as en Bild in Rahm,
En Mann mit graue Haar, den Hot in Hand,
Un wücke Drapens leyen langs de Backen

— He wuß nich, ob he ween un wat dat wehr —
De ſeeg mit blaue Ogen rop na'n Himmel,
Un um em rum un gegn dat gröne Holt
In widen Bagen ſtunn der ſtill un ſchön
In alle Farben, de man denken kann,
En Ehrenpoort vun een Höch na de anner.

De Ole teken mit den Hot herum
Un ſegg: Kumm rut, min Jung, dat is varrawer!
Wi müllt to Hus. Da's Fierdag varr verndag —
Unſ' Herrgott rubt: to morgen gift dat Arbeit.

II. De Sünndagmorgens.

„Wat is der Sünndagsmorgens all to dohn!
„Man mag ſik kehrn un kanten as man will,
„Noch jümmer is der'n Eck, wo man ni wehn is.“
So ſeggt en raſche Fru mit rode Backen
Un ſnackt mit Nawerſch inne Stratendarr.
Int Snacken ubl't ſe gau en Spinnwibb dal
Un wiſcht de Sproſſen an de Husdarrfinſtern.
„De Jung, min Heinri, kunn mi wull all helpen.
„Doch ſweelt un ſitt de lewer bi ſin Obbe.
„De ſlaapt toſam un gabt toſam to Feld.
„Dat's Water op ſin Mabl, de Ol vertreckt em.
„De ſeggt, ſe'n Jung de mutt en Spaden hebb'n.
„De Beſſen un de Ubl is varr de Frunslut.
„Jk do't ok lewer ſulm, as dat't em qual.
„He's doch je'n Kind, un kann ſo banni ſiecheln.

»Nu ſitt he all bi Obbe inne Stuv,
»Jl weet ni, wat ſe makt, ſe ſünd je ſtill«
Un darbi wies ſe na de Stubendör —
»Se leſ't je wull« — de Dörr ſtunn inne Knirr;
Se lang torich un treck ſe'n beten aver.
Un Nawerſch keek vun achtern dör de Reez.
Dar ſeet de Ol — de Been vör krüz an Abend,
De Nachmug keek man eben ut den Lahnſtohl,
Un heel dat Book, dat jüs de Sünn darop ſchin.
Sin Enkel ſtunn mit beide Arms ovt Lahnelſch
Un keek mit in un ſeeg em awer de Schuller.
De Ol wehr ganz verdeept un rör de Lippen
Un jag de Fliegen dann un wann vun't Book;
Nilchiri folg de Jung dat mit de Ogen
Un mak de Hals ſo lank, as wull he't eten.
De Sünnſchin full em op ſin blanke Back
Un ſpeel as Gold em in de gelen Haar.

So ſteiht int Holt en Martjen bi en Stubben:
Op beide fallt de Sünn un beide drömt —
Dun Luſt un Glück de Een — vunn Dod de Anner.

Dat wehr ok eb'n ſo ruhi as int Holt,
Man hör de Kater ſagen ünnern Abend,
De Steilirſch wett ſin Snawel anne Wiern
Un knapp de Koorns un ſtrei dat Sluf herum,
Steek denn den bunten Kopp herut ut Bur,
Un keek ſik um ſo liſti as en Habn,
Denn dalwarts, treck ſin Fingerhot heroy
Un drunk un keet em fallu un glup em na.

So stunn un glup Fru Nawersch dær de Reez —
Na de Sid un na de, un na de Beiden,
Un na de Ecken, as en Conterlör,
Un na de Fotborn mit den witten Sand,
Wo Heinri noch man kum en Spor in pett har,
Un denn na't Finster na den blanken Disch.

De Moder stunn un les' ehr ant Gesich,
As spegel sik ehr ganze Freid darin,
Ehr ganze Staat, de Stuv mitsams ehr Heinri.
Se mark ok glik, wat Nawersch fragen wull:
„Min Mann is all to Feld un suht na't Land,
„Ik lur all lang, he hett noch gar ni drunken.“
Denn ünner't Spegel damp de Kaffeketel
Un blau un witte Tassen stunn torech.

Se snacken noch, do war dat buten lud;
En raschen, fasten Schritt un denn noch een,
En harre Stimm un Spreken keem der neger,
Man hör en Hund sik freiden un Gebell
Un darop tred'n twe Mannslud inne Dær,
De een op Steweln un mit Hot un Stock,
En breden Mann mit deepe Pockennarben,
De anner keem in Tuffeln mit en Piep.
„Gun Morgen, Hansohm! Krüschan bus du dar?
„Kumm bald mal wedder Nawersch! Gaht man in!
„De Kaffe wahrt all lang, du bus wull mod!“
Un darmit heel se wit de Dörnschdær aven.

Grotvader trock de Brill wat inne Höch
Un gev den Jung dat Book un sä gun Morgen.

Ger Hansohm ok de Hand un ok ſin Sæhn
Ur frag na dit un jenes, wat der værfull.

De damp de warme Kaffe inne Taſſen,
Dat quickt en Moden na en ſware Tur.
De Huſfru ſchenk un Hansohm leet ſik fragen,
Ok Obbe rück tum tweten Mal to Diſch.
Un as ſe drunken, ſeet de Jung un blæder,
Wat nöjen keem un wa de Saal wull bileev.
Sin Vader har em dann un wann int Og,
Doch ſä he nix un leet em ſtill betem'n.

„De Kaffe deit Een gut, dat ward all kold!
„De Winter is en Mann mit iſern Fingern!
„Grotvader früßt all,“ fangt do Hansohm an,
„Mi dünkt wi ſchulln man na Brunſilgen gahn;
„Se ſeggt, dar eet ſe Wihnacht ripe Stickbein,
„As wi Johanni, dat wehr wat pær Obbe,
„So'n nette Warms, as hier bi unſe Hauahrn,
„Dar's nu je licht vun Hamborg hintorecken,
„De Junges ſingt: Brunſilgen is nich weit.“

De Glaſer reiſ't nu ok, ſeggt do de Sæhn,
Mit Fru un Kind verumorgens weg na Hamborg.

„Ja, ja,“ ſeggt Hans, „mi dünkt, ik har noch Luſt,
„Wehr blot man nich de grote Pohl der twiſchen,
„Se ſchriert je vun Amerika, dat's prächti,
„De Oſſen lopt je wild, man kann ſe fang'n,
„Een löppt der oft en Dutzend inne Schün,
„Un Haſen ſund ſo tamm, man kann ſe griven

„Un denn de Vageln, dat mutt prächti wehn!
„Jk mag ſo geern en wille braden Duv.“
Un darbi wiſch he ſmerri um den Mund,
Un keek ſik luſti ut ſin lütten Ogen.

De Annern ſmuſtern, denn ſe kenn em wull,
Un dat he geern en guden Braden eet,
Se nöm em wull Hans Maanſchin vær ſin Backen.

Do ſeggt de Brede: „Hanöhm, Spaß bi Sid.
Wull Obbe mit, ik wuſſ ni, wat ik deh,
Jk löv, man kann wat ward'n güntſid dat Water:
Denn wat man hört, dat Meiſte is doch gnt,
Dat is der frier, nich ſo enk un ängſtli,
Dar is noch Ruum, wer wil, de find't ſin Brot.

„Ja Plaz geneg,“ fallt Maanſchin em int Woort,
„Des Morgens leggt man'n Ledder an ſin Hus,
„Wenn man een bett — en Hus — un nimmt ſin Kicker,
„Un ſeggt ſik denn gan Morgen mit ſin Nawer.“

Snack du man los! wat wahr is, blivt ok wahr!
Dat's hier ſo enk, man drängt ſik een ant anner
Un ſnappt dat Brot ſik redi vær den Mund weg.
Dar's keen Geſchäf, vun alle ſünd to veel,
Un Een ſitt glik de Anner eyne Hacken.
Nimm man de Koeplud! alle Hus en Schild!
Man handelt rein mit Allns, ſogar mit Blöm,
Un wenn man't reh betrach, mit Minſchenkinner.
Un jümmer kummt wat Nies un noch wat Nies,
Vun Swewelſticken an bet na de Stiern.

Man weet ni, wat man hett un wat dat werth is,
Se kunn je noch mal opfinn, Gold to maken
Un Koorn to buken ov den Barn int Hus.
Den Dünger halt se ut Amerika
Un abrut den schönsten Weten ov de Hailoh.
Un jede Placken Eer un jede Krut,
Un jede Knaken foggt man un betahlt man
Jk weet ni, wa dat rut schall mit de Tid;
Dat gährt un wöhlt vun ünnern bet na baben,
Dat's All in een Getös' as in en Imkorf.
Dat's jus ni hähli, un se nährt sik All,
Jk weet ni mal, wa't mægli — Een vun Annern.
De All nix hebbt un dochen Allens mitmakt,
Un eyerklärter ward se, dat's gewiß,
Un afpolcert bi all dat ewi Driben;
Dt is dat rech en drifti munter Leben,
Vun Mergens fröh bet Abends lat to gang.
Doch ward mi't all to larmdi un to luk.
Een ward to Mood, as fahr man op't Caruffel:
Wenn man ok still sitt, dreht man doch herum,
Un endli löppt de Born Een ünnern Foten. —
Mi sünd de Lüd to happi un to hasti;
Mit stille Arbeid kummt keen Minsch mehr dar,
De luttsie Nadelhandel is nu beter.
Wi ward am Enn noch Juden mit enanner!
Wer arbeid'n will, is redi blot Maschin.

Un doch is mi am glücklichsten to Mood,
Wenn't Dag an Dag so rech de Glieder bruk,
De ganze Week int Wirken nu alleen,
Un as en Mahlenpferd int sulwe Spor

Un Eenerlei, as Vorjahrs bi den Törf.
Denn gaht de Been un Arm ehrn egen Gank
Un de Gedanken ſtill un ſach ehrn annern,
De ſtrid ſik nie, dat Hart is ſo geſund,
Un dat Geweten rört ſik nich in Boſſen.
Man weet, wat Rech un Plich is ahn to grüweln
Un watt man ſchall un mutt, all wenn man erſteiht,
Un Abends is man rech vun Harten möd,
Dat Eten ſmeckt, de Stunn de glid der hin,
Un mit de Sünn, ſo ſachen op un dal,
Stiggt Een de Kraf un Luſt un ſackt to Rau
Un mit de ganze Welt is man in Freden;
Jk nöm mi dat de Seel- un Arbeitsruh.

Dit Reken un Bereken un Belur'n
Un Snack und Schachern is mi rech toweddern!
Jk löv, dat's inne nie Welt ni nödi.
Dar koſft man ſik ſin lütten Placken Land
Un bud em an un ſüht ſin Saken waſſen
Un denkt: dat is de Lohn vor ſure Arbeid.
Denn hett man hier ol Segen op ſin Feld,
So weet man kum, woveel de Staat noch aftreckt.
Mit all de Stiern ward't je ümmer arger.
Un all de feinen Herrn mit Brill un Stock
Un Wetenſchop un Hochdütſch un wat Annere ...
Jk hör je oft int Werthshus wat ſe ſnackt —
Dat Meiſte is doch luter Klæneri —
Un dochen ſüht man jummer eerſt na'n Rock
Un ward de Kerl mitunner gar ni wis —
Ne — as ik ſegg — dat is mi uttehol'n!

Ja, denn mæt wi je redi oppe Been —
Meent do de Dick un maakt en breden Mund,
Un ſmökt, dat em de Damp de Kopp verſtickt —
Du vær de Fribeit un ik vær de Duden,
Un Heinri kann je Blom un Neſter ſoken.

De Lütje ſtunn all wedder achter Obbe
Un keek ſin Vader ſtief na Mund un Ogen.
Se war wat roth un lach, as Hans em anred.

Denn reiſ't man, ſeggt de Ol, ik reiſ' ni mit!
Man weſſelt nich ſin Heimath as ſin Rock.
Jk kann ni leben ahne Vaderland,
Un wer darbin geibt — ne! de hett keen mehr.
Wa dur't mi nich de armen ſtackels Minſchen,
De Noth un Hunger un de Adel wegdriffe!
Jk weet noch as de Awerelwſchen kehm,
Un de ut Holſteen ut Lifegenſchaf,
De wehrn je rein verdümmert as dat Veh,
Un ſo verſchüchtert as de Schaap vpt Markt,
De ſchu'n ſik vær ehr lirli Vadersnam
Un kropen hier as Spitzpeb'n mank uns rum —
Wenn de derbin gabt — ja, dat gev ik to,
De hebbt ni Hus noch Kluf un Vaderland.
Doch hier vp unſen lütten frien Flecken
Kann dat, ſo Gott will, nie ſo gruli warn.
Hier hebbt uns Olen vær de Fribeit blött,
Un darvun is de Marſch noch ſümmer vull,
Jn jede Ader lövt en Driv dervan,
So niedrig un ſo hoch — ſe hebbt em all.
Un de am meiſten, de dat gar ni markt.

Dat is de Friheit, de der in uns ſtickt
As Slach un Art vun Vader un vun Moder.
De makt de Slechſten grov un ſwerdadi
Un unſe Beſten grad un ſlich un rech.
Dat anner is man Allens Snackerie,
Vun baben kummt de Knechſchaf nich bendal.
Wenn wi man wüllt — de Fürſten kunnt ni veel.
Un tramp ſe uns ok op den Nacken rum.
Dat is mi jüs as mit de Relion:
De lett man ſik ni geben un ni nehm,
De hett man jüs am meiſten, wenn dat knivot.

Wa meent jüm, dat is ruhi achter't Weltmeer?
Dar drängt dat ok un drift un rift ſik af,
Wo Fürſten fehlt, dar drückt Verſtand un Geld.
De Herrſchaf is ni ut de Welt to bann,
So weni as de Furch varr Gott den Herrn.

Jk hef mal in en groten Dichter leſ't,
De Friheit leet ſo luſti as en Jumfer,
Dat wehr ſe ok, doch har ſe'n iſen Panzer.
De Olen barn ehr Jümfer Brunhild nömt,
De ehr wull friden, muß ehr eerſt bedwing.
Sunſt nehm ſe nich den König mit to Bett.

Jn Gottes Namen reiſ't — ik gab ni mit!
En olen Stubben lett ſik nich verplanten.
Jk will hier toben bet min Stündlein kummt.

De Ole ſchütt de Kopp un fohl de Hann
Un wiſ' nn keek mit blöde Ogn na Dar:

Dar ſtunn min ſeli Fru mit rode Backen
As Melk un Blot ſo friſch — wat wehr't en Dirn —
Sunnabend vær Pingſten — och vær vele Jahrn —
Jk bar dat Hus vun Martin Peters kofft —
Wi kehm vun Hærgen rop dat to beſehn —
Un ging dar langs den Fotſtieg bi den Pohl —
De leżte Feſtdag ſchull uns Hochtid warn —
Do ſtunn ſe hier tum erſten Mal in Dær.
Se feeg ſik um vun baben bet na nern,
Un ſa:vat's alſo unſe! gev man Gott,
Dat wi hier blievt bet an uns ſeli Enn!

As ſe to Rau ging, ſtunn ſe hier as Lick,
Un langs den Fotſtieg ging ik achterna.
Un ſærben Kinner heff ik dar bentlankbrocht.
Jk feeg de Drägers noch un jede Sark,
As ging'n ſe all toglik — en lange Reeg —
Vun grot un lütt . . . min Krüſchan is man nablebn,
— — De's jüs ſo old as diſſe Eſch vært Finſter — —
De grote hier — — den plant ik as he keem — —
De lütt is jünger — — ok de Sülwerpappel —
De Eek is vær min Ölſt — de wull ni waſſen — —
Man blot de ol Kaſtanje wehr hier all — —
Den Eſchen hal ik fülm ut Norderwold — —
Wa wafft ſe all! — — as wehr'n ſe ewi junk —
Wi Minſchen kamt un gaht as Blöm un Gras.

Dar hebbt min Kinner ſpeelt — de een na't anner —
Un as ſe all to Rau wehrn, keem uns Heinri.
Dar ſeten wi des Abends op de Grasbank
Un ſegen to, un unſe Nawers keem,

De jüngern mit to ſpeeln, de oln to ſnacken
Bet allens ſtill wehr, un de Wächter reep.
Dar warn wi mit enanner ſtill un grau.
Wa menni Een, de dar as Jung herumdaaf,
Seet mit de Jahren ruhi bi uns Olen.
Un menni Jahr, wenn't wedder Summer wer,
So feil der'n witten Kopp in unſe Reeg,
Bet mi't teleg doch gar to faken keem,
Jk kann mi mank de Annern nich mehr finn.
Un jümmer fremder warn mi de Geſichter,
Ok war mi dat des Abends gar to kolt,
Jk hol mi nu wat fröher inne Stuv,
Un kiek darr't Finſter na min olen Böm.

Ne, ne, min olen Frünn, ik gah ni weg,
Jum ſund mi bleben, as de annern ging,
De lesten op den Plan vun all de annern
Ob ik ſe neegſten Vorjahr wull noch grön ſeeg? — —

De Ole ſtütt de Hann op beide Larbneeſch
Un hev de Rügg en betjen ut den Stohl
Un keek mit blöde Ogen rut ut Finſter.

Do ſat de Lütt em ſachen an ſin Arm,
Un Anneſdan nehm ſin Taſſ vun Mund un ruß ſe,
As wenn de Kaffee bitt — un ſett ſe hin —
Un wehr to höch — un greeb de Ol ſin Hand
Un le de anner op de Jung ſin Kopp.
— He dar ſik wull wat Kaffe int Geſich pußt —
Dar ſtunn wück Dravens inne Pockennarben —
Doch ſä he nix un ſeeg de Ole an.

De Ole em, un denn ſin Kindeskind.
So ſtunn ſe dar, as wehr't en Klewerdre,
De ſulwe Art un Suitt, de ſulwe Slach,
Un doch ſo unlik as vunn Harſt tum Frohjahr,
De ſtille witte Winter twiſchen Beide.

Ok Hansohm hev ſik ſachen inne Hoch
Un ſtell ſin Piep to Siden annen Stohl,
As ſtocken Damp un Wiz em innen Mund.

De hör de Ol ſin Swigerdochter ween,
He druck de Beiden liſen anne Sid,
Un ſegg: Lat nus to Kark un lat uns beden,
Dat wi hier bliewt bet an uns ſeli Enn.

III. Heinri.

De Hansohm wahnt ok redi wunnerſchön!
De Wiſch an'n Gaarn un an de Wiſch dat Holt.
Un rechts un links de Möller un de Preſter ...
De hett genog vun Eer un ok vun Himmel,
De döff ni wannern na Amerika —
Vun vorn de warme Sünn, na'n achtern Schatten,
Un rund herum de gröne Ogenweid ....

He's ok all rut un lett de Ogen loven,
De Sunn un Wollgefalln op beide Backen.
He liekt mal rwern Diek un na de Swaan,
Un hört vor Dorr dat Water un de Räder —

Dat's nett vun Feerns, ok wenn man öller ward
Un hett all graue Haar, as Hansohm kregn hett.
Dat ward Een nödi as dat dägli Brot,
Een ſmeckt doch nix, wenn dat en daglank feihlt,
Un de Gewohnheit makt dat jümmer ſöter,
Un Hansohm, de ni Kind noch Kuken hett
— Uns Heinri is erſt dar, ſo lang he gret is —
Steiht nu binah as fröher Obbe deh,
Un kiekt na Böm un Büſch as wehrn't ſin Kinner.

Uns Heinri ſluntert lewer langs den Hof
Un ſüht na Riſen un Levkojenplanten
Un wa de dicken Köpp vun Bohn un Arſen
In lange Reegn de ſwarten Betten klövt.

Dat is en egen Bengel — ſtill un ſchu.
Man ſchull wull meen, de kunn en Eek utriten —
Dat deiht he ok — ſo'n lütje as en Finger —
Wenn he een finnt, wo Minſch un Deb berumwett
Un driggt ſe ſorgſam, as en Vagelneſt,
Mit beide Hann, un plant ſe ſtill in Gaarn.

Vernmorgens geibt be lingelangs den Hof
Un ſtellt ſik anne Heck, de na de Wiſch geibt
He lehnt ſik mit de Ellbagn op de Poort,
Un ſubt getullt na de Koh int Grafen. —
Wa rukt dat ſöt un krüdri na Kaneelblöm!
Un ſtormt der grön und ſakti rut ut Gras!
Un langs de ſtille Wiſch mit ſtille Koh
Dar drömt un ſnackt de Marblenbeek hintlank
Un blinkert as en Spegel mit en Goldrahm

Vun Botterblöm, so sach un doch so ili,
As gew dat nern in Schatten wunner Wichtigs,
Wo he sik mank de Ellernbüsch verstickt.

Wat knarrt un klirrt dar rechter Hand in Tuun,
De as en gröne Mür de Wisch hentlanktreckt?
Un baben sitt he vull vun witte Blöm;
De is so dich, de lett keen Muus hendær
Un hoch, dar kann keen Mann heræwerkieken —
Wehr dat de lütje Poort na Presters Gaarn?
Wa hasti wenn' uns Heinri dat Gesich,
As har em vun de Im, de dar herumsingt,
Een gar to näswis' um de Ohren summt.
He rich sik op un trä en Schritt torüch
Un stunn in de Kaneelbüsch mank de Blæder.
Denn keek he langs den Stieg an Pasters Tuun,
Un gluv as schull der wunner wat herut kam.

Dat wehr ok wat! Toeerst en sachen Stimm,
De bi sik sülm en Melodie hinmummel,
Un denn en Kleed — so witt! — un denn en Strohhot —
Un denn — so swew der'n Engel langs dat Gras
In hellen Sünnschin un in dicken Schatten,
Un lach un lev as Ros' in Morgendau,
Un doch en Hals, as wehr't en witte Tulk —
Un nehm se denn den Strohhot æwern Arm,
Un streek dat Haar sik vunne Steern torüch —
So sluntern ehr de dicken brunen Flechten
De Schullern dal, as wehr't en Last to dregen.
Nu kummt se wedder langs den Stieg torüch
Un buckt sik dann un wann, en Blom to plücken,

Un ſieiht mal ſtill un ſüht ſik rund herum —
Wenn ſe dat wuſſ, wa wi hier ſtabt to kieken,
Wa ſe ſik bi ehr Kleed an'n Boſſen publt,
Un mit de Blöm ſik putzt — wa war ſe roth warn!

Doch ſieh! wat is der los? — Du lewe Gott —
De Bull! de Bull! — un Heinri ſchriggt vertwifelt,
He ſpringt, as wehr't en Stegelſch, arwert Heck
He ritt in'n Griff en Sleedhom ut de Poort,
He is all op den Stieg un draut un prahlt
Un ſchriggt un flüggt, as goll't ſin egen Leben —
Un all as wehr he raſend — op den Stier.

Maria kehm noch mit den Schreck dervun.
Dat hung man an en Haar, ſo bar he toſiott —
Do föhl he langs den Rügg en Slag un noch een
Un wedder een, as wenn man Arſen döſcht —
Un brüll, un wütbi dreih he ſik herum
Mit rode Ogen un mit lange Tung,
De Kopp varr Schreeg na Eer un trag de Bulten.
As wull he fegg'n: wer darrt dat mit mi wagen?
Doch as he man de Stimm hör faſt un ſeker,
De commandeer un ſeeg den Steck to hoch,
En Mann un Ogen, de ni vun em wiken —
So wenn' he ſik in Brummen langſam af
Un knurr ſik langs dat dichte Gras darvun.

As Heinri ſik herumdreih na dat Mäden,
Do wehr ſe ahn en Woort un ahn en Lud
Un likendlaff beſwöt in Ohnmach fulln,
Un leeg derhin, de Hot noch arwern Arm.

Nu kehm de Reeg an em mit Angſt un Schrecken,
De eben vær de Oſſ ni beev noch ſchütter.
He ſmeet ſik op de Kneeden vær ehr dal
Un heel ehr Kopp to höch un nehm ehr Hann,
Un reep ehr ſchüchtern — doch ſo angſt un pünli,
Dat muſſ en Doden wecken ut den Slaav.

Doch as ſe nu de Ogen grot herovſloog
Un ſwack nu ſtill umherſeeg as in Drom
Un deev de Athen kehm un in de Backen
En beten Roth, dat ſchien man eben vær,
Do nehm he ehr vær Freid in beide Arms
Un hev ehr as en Kind, as har he't funn,
As wehr't ſin egen — vær ſik inne Luf
Un droog ehr lud in Lachen un in Ween
Un Snacken — hoch- un plattdütſch mank enanner
Den Stieg hentlank un dær de Preſterpoort,
Un ſett ehr dar in Schatten op de Bank.

Eerſt ſcham ſe ſik, war roth un wedder bleek,
Un ſeet un drück ehr Hann un ſeeg na'n Heben —
Mit eenmal ſloog ſe em de Arms um Hals
Un ſeeg em an mit grote brune Ogen,
Verſteek den Kopp an em un ſegg — Min Heinri!

IV. De Welt.

Weeſt du, wat Krieg heet?
Lat di dat vertelln!
Du heſt wull hört vun Spanjers un ehr Möern,

Wa de ſik umbringt mit en Putt vull Bri
Un ſülſten miteet, un toſam crepeert
Vær Wuth un Gift mit Flöſen un mit Beden —
Dat's Snack vær Tidverdriv — dat is keen Krieg!
Wi hebbt je ſehn — dat's wat vær Peter Lüg —
So klænt uns doch keen Löcker innen Kopp!
Jüm ſchulln noch ſegg'n, de freet ſik as de Löwen
De Een de Anner — op bet an de Swänz —
Wi Minſchen ſünd keen Jisbarn un keen Slang,
Dat Blot dat kruppt, un All: hebbt en Hart,
En Drüppen Gall — un leep ſe redi ærver —
Verklört dat nich to Black un Kunkelmei,
Un ok de Ruſſen mæt ehr Pelz eerſt kopen,
Un kamt ni as de Seehunn op de Welt.
Jüm meent, dat geibt mitünner as de Feldmüs:
Denn krigt dat Volk en Schur un mutt ſik umbring
Un ſtört int Water, wenn't keen Katten gibt.
Ne! ne! dat's nich ſo lich! Dat Leben is ſöt,
De Dod is bitter, ſteiht all inne Bibel,
Un Minſchenſlachten ward min Dag keen Handwark
Wo liggt dat Land mit luter Schinnerbannes?
Ne! ne! wi hebbt uns trocken, as de Schaap
Vær't Slachtermeſſ. — — Wat Recht is mutt bendær'
Na, denn man los! — En Eſel blieb to Hus!

Doch as de eerſte Booſſel op uns tokehm
Langs de Chauſſee, as op en Kegelbaan —
Toerſt en Bliz — he kummt! he kummt! dar wirrt he!
Twe — dremal — as en Hatbar, de der opflüggt — —
Do ſprung wi all koppheiſter inne Gröv.

Dennößen ward man't wennt, as hör't derto —
Man ſüht em kam, un wahrt de Korv to Sid —
Un kiekt em ruhi na, vor wen he makt wehr —
Wer ſtortt, de liggt; wi Annern blievt der na.

Am ſlimmſten is dat Jammern un Geſchrig
Vun Minſch un Veh, un denn dat Woort vertreſchen,
As dreef man'n Koppel Oſſen vor na Hamborg — —

Wi harn ſo Een — en lütten griſen Kerl —
Verdrögt un mit ſo'n ſlutderigen Bart,
Un krakli int Geſich as engelſch Ledder —
All'n olen Hund mit luter loſe Tän —
Doch har de Kerl en Stimm, dat wehr wat gräſigs!
Dat kehm der rut, as kehm dat ut en Tünn —
Gliekgülti as de Kerl de Bückeln utröpt:
„Karreh!“ Wi dräng tohopen in den Weg
Vun Wall to Wall, de Schullern anenanner,
De Banjonetten vörwarts as en Hekel —
„Nu ſtaht, un lat ſe kam!“ — Du lewe Gott!
Dar kehm ſe an — ik war dat nie vergeten!
Dit fürchterliche Rummeln vunne Peer!
Dargegen wehr dat Scheten nix as Knappern,
Un xwer Allens rut de ole Griſe,
As wehrt de Stormklock: Junges! faſt! ſtaht faſt!
En Larm, as full de ganze Welt tohop —
Un dochen leep dat liſen langs de Reeg:
„Man ſtill, man ſtill!“ as wehr dat inne Kark.

Do kehm ſe langs de Weg as kehm de Floth,
Un Peer un Minſch un Köpp un Arms un Säwels –

As wülter ſik en Wagg den Strand herop —
Dat mutt noch mit, dar kann keen Drippen wiken,
Dat's all een Klumpen vuller Schum un Wuth,
De Peer as raſend, un de Minſchen baben,
As flüggt en Koppel Kreiden vær en Storm —
De armen Lüd! — wat hölp't? — ſe muſſen raff —
Wi ſtunn as Pahlen — „Für!“ dar fulln ſe hin,
As puß en Wind dat Hackelſch vun en Deel.

Wer ſtörtt, de liggt; wi Annern bliert der na,
Un gaht der ſtramm hendær, dær Dick un Dünn
Un Küll un Hitt — de Hitten is dat Slimmſte,
Wenn man vær Dörſt nix Anners denken kann:
Denn geiht man redi dröm mit waken Ogen
Un ſüht un hört un denkt man jümmer: Water!
As leep der'n Beek, as hör man'n Watermæhl,
As heel en Kind en Schaal hin — rein ſo kolt! —
Du langſt mit beide Arms — un weeſt, du drömſt —
Un ſnübbelſt dümmli op din egen Föt —
Un denkſt, dat geiht ni an, dat föhrt na't Dullhus,
Du muſſt der gegen an — du muſſt di wehr'n —
Du muſſt wat ſnacken mit din Kamerad —
Wa wunnerli! Dar will keen Stimm herut!
Du ſeggſt: Dat's banni hitt — un wat du ſeggſt —
Doch hörſt du't ſülm ni — rein as inne Dæs —
Dat ſitt di faſt in'n Hals — dat is as Ledder —
So ſtiif un drög — dat rummelt as en Stewel —
Un rein in Angſten fahrſt du ut den Drom —
„Wat feihlt di! Jung! ſegg an! wa ſühſt du ut!“
... Wer bett dat ſeggt? ... du oder din Nebenmann?

.. Wer weet? ... Dat wehr en Schreck! .. wa ſeeg he ut!
„Nix! nix!“ .. em loopt de Ogen innen Kopp ..
He ſüht ſik haſti um un gribbt de Luch ..
Un ſpringt, as wehr he raſend, gegen Wall,
Un ſtört torüch ..
De liggt .. un wi mæt wider.

Doch kehm der'n Soot, ſo ſprung wi ſchier herin —
Verſupen oder drinken — dat is Eens —
Dat Water inne Træg, de Köpp int Water,
As ſungt de Mireems an en Syropsdrapen —
So veel der Platz hebbt, ſteekt de Steert to höch --
Un rippt un rört ſik ni, as wehrn ſe anpäkt —
Un güttſt du ok en Ammer bab'n derop.

Dat's eenerlei — wat Rech is, mut hendær!
Man los! man los! — En Eſel blüvt to Hus! —

V. Vadershus.

Dar ſteiht en Poſten eenſam oppe Hailoh
Un wannert ſtill in Maanſchin op un dal.
De is der mit uns Herrgott un ſin Flint
Un ſin Gedanken moderſeeln alleen.
De Hailoh liggt ſo ruhi un ſo brun
Un wit, ſo wit de beſten Ogen reckt,
As leep ſe inne wide, wide Feern
Mit Duf un Dak un Himmel all in Eens,
Bet anne graue Kimming — em to Föten,
So ſlack un wesli as dat ſtille Haf.

Dar steiht he as en Schürpahl gegen Heben
— De Maanschin blinkert op sin Banjonett —
Un lett de Ogen wannern langs de Haid
Vun Knüll to Knüll de gele Schin hentlank
Un wit daræwer hin in Nach un Schatten
Un wider noch, wo de Gedanken treckt,
Bet na en Hus — de Prester anne Sid,
De Beek un Waterræder an de anner,
Un wannert mit de Beek de Wisch hendal
Bet an dat Heck un Port un in dat Holt — —
Un nühlt de Kopp un steiht un seggt: Maria!

Denn geiht he wedder langsam op un dal.
Wat schall man dohn? Gedanken hebbt ehrn Gank
Un op de Hailoh stöt se narbens an.
Dar fleegt se, as en Holtduv langs de Marsch —
To Hus, to Hus! — sieh an! wa hett se't ili,
Un is all bi de Höchden ut't Gesich.
Wull æwer't Moor — dar floog se so to Tiden,
Wenn he un Obbe arbeid'n bi den Törf,
Wull dörch de Abendluf — hoch æwer'n Eschboom,
Wenn se in Schummern seten vær de Dær.
Do wehr dat schön! do wehr dat all so ruhi.
Un Morgens weck se nich de Larmkanon.
Denn wanner he na Hansohm un de Mæhl
Un hin un her vun't Hus, as nu dat Denken.

Nu hett he leben lehrt un starben sehn
Un weet, de Welt is bunt un kort dat Leben,
De Minschen kamt un gaht der as de Haidblöm,
De ward topett un plückt un ward toreten

Un blöht doch narbens, wenn man ſe verplant,
Un webr't ok in de warmſte Preſtergaarn.

He bevt den Kopp un wannert werder los.
Wat kummt dar langs de Haid in Hot un Stock?
Webr't vun de anner Sid, ſo gnad em Gott!
He ſteiht un ſüht ſik um — denn kummt he neger.
De bett de Breed — doch geiht he ſtiif un mód —
Wat ſocht de hier bi Nachten inne Wildniſſ?
„Wer da?“ Min Heinri! — Gott, du lewe Gott!

Un koſt dat ok en Kugel un dat Leben —
De Flint is weg — ſe fat ſik um den Hals —
De Ole is de Hot vun Köppen fulln —
Do ſchient de Maan em op ſin Pockennarben
Un op de Haar mit Grau un Sülwer mank,
Un in de blauen Ogen ſtabt de Thran.
Gottlof! du büſt mi bleben! nu is't gut!
Doch Heinri kann man eben ſegg'n un ſnuckern:
Wi hangt toſam bet an uns ſeli Enn.

VI. Ut Lenken ward en Leed.

So'n Püſſeln un Garncern un Arfen planten
Dat giſt en rechte Seel- un Arbeitsruh.
De Platz an'n Tuun bentlank is doch de beſte,
De bett de frihe warme Morgenſünn.
En beten rop dar givt dat Hus all Schatten
Un ok de Eſchen haben æwer hin —
Wa is de wuſſen! — Dat is rein en Kerl —

En breden Sleef – un ſchier! — un wat vern Höchde!
De Tuun ward ok to bred, de mutt mal knippt warn,
He's ok to hoch vær Greten mit ehr Tüg.
Wa hett dat Unkrut ünner Deeg un Tier!
Brennetteln — töf — dat Deert: — ik will di kriegen!
Un all dat anner Tüs mit lange Wutteln —
All all de Köpp herut — un Quitſch un Queken —
So'n Judenſchol — wa hett dat Luſt to waſſen!
Dat's rech en Irrgarn — kiek ſe ni herut
Mit blanke Köpp, as hörn ſe mit dermank?
Wulln ok mal to ſehn, ob de Sünn noch ſchin?
Un Höhnerſwark — man los! — en För to Tid!
En arm Kaſtanje rein dermank verſneert!
De ſchüll jüm doch ni ...

„Guden Morgen, Nachbar!"

De Ole rich ſik langſam inne Höch
Un wiſch den Sweet vun Näs un Pockennarben —
„Gunn Morn Herr Paſter! dat's en Værjahrsdag!
„So mutt dat wehn, dat is all redi warm!"
Herr Paſtor le de Ellbagn op den Tuun
Un keek na alle Kanten in den Gaarn.
De Tulken kehm all op un Oſterblöm,
De Stickbeernbüſcher harn all gröne Blæd,
Doch heln de Im ſik an de Peperblöm,
Un ſachten keem de eerſte Bottervagel,
So liſen as en Blatt, un blank as Gold,
Bunt Hus heræwer inne helle Sünn,
As kehm he vun de Eſchenbom hendal.

Doch eet he kum, ſo kehm en anner Fleerlink
Dært Hus hendær in vuller Fahrt un Hitten,

De Parlen ſtunn em hell um Mund un Vørkopp,
Un um de Schullern ſlunkern gele Haar.
De ſeeg ut blaue Ogen wild herum —
De Mütz in Hand — de ſöch wull na de anner.
Wa dett Ehr Heinri dar en Jung, ſo ſmuck
As Melk un Blot, ſo ſegg Herr Paſter liſen —
De's jüs ſo old as min Maria ehr.
To Pingſten kummt ſe mal mit ſams ehr Doctor.
Dat ward en Leben vørr de beiden Jungs!
Min Dochter ward ſik ok vun Harten frein,
De holt noch jümmer veel vun Se Ehr Heinri.

Ja, ja! ſeggt do de Ol, he is't ok werth —
Jk will ni vun em ſpreken — he is gut —
He har wull höger kam kunnt, wenn he wull —
He deh vørr mi, wat weni Kinner doht —
Gott lohnt em dat!
Herr Paſter kamt Se in
Un nehmt Se'n Piep un'n kohlen Drunk vørleef!
Lop rin Jung! ſegg Beſcheed, Herr Paſter kummt!

Anmerk. Black un Kunkelmei (Dinte und Curcumä, ein ſehr gewöhnlicher Farbſtoff aus Oſtindien), d. i. ſchwarz und gelb.

Feldmaus. Die Feldmaus (Wühlmaus, Hypudaeus arvalis) wird oft zur furchtbarſten Plage durch ihre Anzahl und verſchwindet ſo räthſelhaft wie ſie kommt. Das Volk glaubt, ſie ſtürze alsdann (alle 7 Jahr?) in die See. Naturgeſchichten behaupten, ſie wandre.

Grotmoder.

Grotmoder nühlt in'n Lehnſtohl
Un holt de Huspoſtill.
Jk weet ni, wat de Olſche
Nu jümmer leſen will!

Se liekt ſik dær ehr Brillglas
De Og'n noch redi blind.
Se is noch orri ſtrewi,
Doch lang ni mehr keen Kind.

Vernmorgens is ſe gänzli
Verbiſtert un verbaaſ't,
Se ſüht ni, dat de Müvve
Ehr anne Rocken taſ't,

Se markt ni, dat de Kater
Ehr inne Nachtmütz flövvt
Un de Kanarjenvagel
Ehr op de Fingern löpvt.

De Sunn ſchient doch ſe ſtunk
Un makt ehr Backen roth — —
Du lewe Gott in Himmel —
De Olſche . . . de is dod!

Min Platz vær Dær.

De Weg an unſen Tuun hintlank
Dær wehr dat wunnerſchön!
Dær wehr des Morns min erſten Gank
In't Gras bet anne Knеen.

Dær ſpeel ik bet to Schummern hin,
Dær gev dat Steen un Sand;
Des Abends hal mi Obbe rin
Un har mi bi de Hand.

Denn wünſch ik mi, ik wehr ſo grot,
Dat ik der rævver ſeh —
Un Obbe meen — un ſchütt den Hot —
Dat keem noch veels to frëh.

Dat keem ſo wit, ik hef ſe ſchn,
De Welt dær buten vær;
Jk wull, ſe wehr man half ſo ſchön,
As vo min Platz vær Dær.

Wa Swinegel un Matten Haſ' inne Wett leepen.*)

Swinegel har de ſlechte Mod':
Drunk he to veel, ſo prahl he groot,
Un keem't ins, dat de Dörſt em quäl,
So drunk he jedes Mal to veel,
Un Dörſt — dat wehr ſin ſwacke Sid —
De quäl em faſt to jeder Tid.

Bi'n Mæhlendiek to Enn de Wiſchen
Har Pock en Weerthohus mank de Ruſchen,
Dar bru de Boff ſin baierſch Beer,
Dar wehr dat nett, wenn't Summer wehr.
Ok kunn man dar dat Water ſehn —
Un Pock ſin Fru de ſung mal ſchön!

Hans Nachtigahl wahn wat to Sid —
Dat's doch ok nix vær Börgerslüd
As Stackel-Swiin un Matten Haſ',
De hört dat geern, wenn Kukuk blaſ',
Un rük dat geern, wenn Wittkohl ruk,
Un wultert geern in weeken Slick.

*) Anmerk. Swinegel, der Igel; Matten, Name des Kaninchens und Haſen, verderbt aus Martin.

De Haf' wehr bang — he heef de Post —
Swinegel ſeet der breed un grot,
Un ſegg: Wat dünkt di, Nawer Matten?
Wi ſitt hier ſuchti un in Schatten —
Wi ſwiert mal um! wi drinkt mal dær!
Uns Kroegweerth friggt je Schülgns dereær!
De Sünndag is de ſechſte Dag:
De Schoſters holt Kantüffeljagd,
Swinegels ut de Püll to rapſen.
Jk fürch mi gar ni dær de Tapſen,
Doch makt ſe Fru un Kinner bang;
Jk gah un ſpikeler ſo lang.
Wüllt wi mal glik blau Maandag maken?
Di knickt ſe doch je ſunſt de Knaken:
De ganze Landwehr is mit Lüſſen,
Jk hef man hört, de kriegt je Büſſen.
Giff an! wat ſchüll wi mal beriten?
Heſt Luſt mal inne Wett to ſmiten?
Schüll wi mal wrangeln? wullt mal haken?
Heſt Moth, en Barentog to maken?
Jk har noch Luſt, den Bull to narrn,
Wa ſchull de Bengel grimmi warn!

Doch Matten ſegg, un ſlick de Hann:
Dat ward wull Tid mal antoſpann.
Wenn Nawer mit will, mak he to,
He's man wat langſam inne Schoh.

„So'n Stankverfit! ſo'n Schrækelbeen!
„Hett de wull'n Mullwapp loyen ſehn!“ . . .

Genog, Swinegel makt en Wett,
Wokeen de beſten Schinken hett:
Dre mal de Wiſchen op un dal,
Bi'n Pockenſtehl dar wehr dat Maal.
Un keem de Haſ' to erſt to Stell,
Trock he em föftein Nadeln ut Fell,
De wull he an ſin Leeſſte ſchicken,
Dar kunn ſe Slachtid Wuff mit pricken.
Den neegſten Sünndag wullu ſe renn, —
Un darmit har de Strit en Enn.
In Freed un Eendrach, as dat hör,
Broch Matten Nawer bet na Darr,
De lä ſik as en Kluun torech,
Un Matten hüpp op Töntjen weg.

Kriggt man des Abens mal en Feeg,
So hett man annern Dags en Bleeg,
Un wehr man klöker as en Boſſ,
So ſteiht man Morgens as en Oſſ:
De Kopp ſo dick, de Moth ſo ſlech,
Un alle Herrlichkeit is weg . . .
Dat's leidi: güſtern ging't as ſmeert —
Vorndag de ganze Welt verkehrt.

Swinegel dach: wa wehrſt du dumm,
De Matten löppt di dremal um!
He ſehl all langs de ganze Hut,
As trock man em de Stacheln ut;
He knull ſik wedder ſtill to hopen,
Sin Fru muſſ em to'n Kaffe ropen.

Un muss em fragen, wat em fehl,
Un lüff em denn sin sware Seel,
Un sä: dar lat du Frunslud sorgen!
Nix mehr as dat — so büst du borgen!

De Sünndag keem — wa lach de Welt!
De Sünn schien op't Kantüffelfeld,
De Schosterjunges keem mit Hacken,
Mit Schootfell vær, in vullen Snacken,
Opkrämpte Arme — un all noch nüchtern!
Uns Stachelswiin verkroop sik schüchtern,
Kroop langs de Reegen æwer'n Wall,
Na't Holt rin, na de Wischen dal,
Un seeg dar Matten all an'n Graben
Int Gras sik öb'n int Spring'n un Draben.
Wa wehr he glatt, wa wehr he kämmt!
Un alle Lenken smeert un stemmt,
As har Jan Claßen*) em eerst reben.
Swinegel! — loop! — dat gelt dat Leben! —

De Has' de leep, as wehr't en Swolk,
As wehr't en Schatten vnn en Wulk,
He leep de lange Wisch hendal,
Un wehr in't Flegen bet ant Maal.

Sieh dar! int Dack an'n Mæhlenpohl,
Wat sitt dar oppen Pockenstohl? . . .

---

*) Anmerk. Berühmter Dithmarsischer Gliedersetzer. Das s. g. Jan Claßen Oel ist noch allgemein bekannt.

— De Haſ' de dacht, he wehr wull buhn —
Swinegel! — ruhi in en Kluun! —

»Wat? büſt all ankam? ſegg de Haſ' —
»Ja«, ſegg Swinegelſch, »dat's je'n Spaß!«
De Haſ' de ſeeg man eben hin —
He heel ehr vorr Herr Stachelſwin —
So jag he as en Bliz darvan,
Un keem bi't Holt bi'n Doorpahl an.

Sieh dar! dar huck all an den Pahl
Fru Stachelſwiinſche ehr Gemahl!

De Haſ' de wüs em gau de Rügg
Un jagt hendal, as wenn he flügg. —

Un wedder ſitt der — jedes Mal —
Op'n Pockenſtohl — an'n Heckenpahl —
— Un wenn he as en Kugel ſus —
Swinegel! ruhi, as to Hus!

So leep he dremal op un af,
As floog en Piil mit vuller Kraf,
Tolez in Angſt un Sweet un Noth,
Un as he ankeem — wehr he dod. —

Unruh Hans,

de letzte Zigeunerkönig.

Krub ünner, krub ünner!
De Welt is di gramm!
Ole reet.

In Lind'ner Moor dar ſteiht en Hütt,
Wer is de Ol de buten ſitt
In bloten Kopp mit ſwarte Haar,
As Törf ſo brun un ſunderbar?

So ſitt he op en groten Bült,
As wehr't en gaten koppern Bild,
De Backen vun de Sünn vergüldt,
De witten Ogen lopt em wild.

Wat makt he hier int Lind'ner Moor?
Dat's Allens brun un wild un ſoor,
Dar waſſt keen Boom in deepen Sump,
Dar ſchriegt de Pocken ſtill un dump,
Dar kiekt des Morgens ut den Daak
Keen Hütt — as diſſ, ut Soden mak.

De Moorlüd hebbt all Fierabnd
Un wandert dær de Haid toſam,
De Schüffeln blinkert wiit hendal,
Dat ganze Moor is ſtill un kahl.

De Ole ſüht ni her, ni hin,
He ſüht man jümmer in de Sünn;

De farvt de Hochden gold un gehl
Un inne wide Feern en Mæhl,
Un treckt ſik in en ſulwern Strahl
Bi Büſum ſtill na't Haf hendal.

Wo ſüht he na? un fohlt de Hann?
Un röhrt de Lippen dann un wann?

Un ſä he di ok lud un klar,
Wat he der brummt ſo ſunnerbar —
Du meenſt, he har di wat vertellt
Vun Babel ut de Ünnerwelt.

De kehm dar Een de Haid hentlank
Mit miſchen Ketels ſpegelblank,
De Backen ehn ſo miſchengehl,
Dat Haar ſo ſwart as Sott un Kæhl.
De ging all oft den krufen Weg,
De bruk keen Klüwer un keen Steg.
De kehm de brune Haid hendal,
As bruk he nich den Born enmal.
De Hæv hett Flünk, dat Fahl hett Been,
Heſt du en Minſchen fliegen ſehn?
Un ſett he æwern Gröp ſo ſlank,
So klirr'n de Ketels gehl un blank,
Denn glinſtern em de Ogen un Tän,
As Ebenholt un Elfenbeen.

De Ole ſitt un ſüht em kam,
Un drückt de magern Hann toſam,

Un as he ſo na'n Heben ſüht,
So ward he fründli, ſtill un blid.

Man noch en Sprunk un wucke Schritt,
Je ſteiht de Junge vær de Hütt.

Ut Lumpen kickt de ſine Hut
Bun Hals un brede Schullern rut,
Un wille Kraf un Ewermoth,
De kruſ't de Lwpen, ſmall un roth,
Doch ſteiht he vær ſin Ole blöd
Un ſinni oy ſin nakten Fót,
De eb'n noch dær de Hailoh ging'n,
As kunn keen iſen Keed ſe dwing'n.
He leggt de Arms vær krüz tohop
Un bögt den willen krufen Kopp,
De em de Ole ſach beröhrt
Un lang in fremde Sprak beſwört.

Denn barn ſe ſik bi beide Hann
Un ſegn ſik — e wodenni? — an.

Heſt du en ole Moder ſehn?
Se ſitt un ſpinnt — alleen — alleen,
Se ſitt un ſpinnt de ganze Dag,
Un liggt un gruwelt Nach vær Nach:
Se fürt ehr Wihnach blot mit Ween,
Un fürt ehr Oſtern noch alleen,
Un Summers inne warme Sünn,
So ſitt ſe noch alleen to ſpinn.
Un wedder is de Winter dar —

Du lewe Gott — dat drütte Jahr!
De ſtillen Winterabnds begünnt *),
Se ſitt der noch alleen un ſpinnt.
De Snee de knarrt vun menni Tritt,
De Een man blot is nich dermit,
De is ſo wiit, Gott weet, wohin,
Un ſe mutt ween un ſpinn un ſpinn.
Dar — hör! — dar kummt en Schritt hentlank,
De hett dat ili — na de Gank,
De hett wull noch wat Wichtigs vær,
De — hör! — De kummt an unſe Dær —
Un langs de Deel — wer — ſchull — dat wehn?
Moder — hol op! — dat is din Sæhn!

Unruh Hans Krüſchan — ſeggt de Ol —
So büſt du dar? Jk dach dat wull!
Du harſt mi ſeggt, dær Buſch un Brook,
Du harſt mi ſeggt, dær Für un Rok,
Dær Noth und Dod, dær Beek un Bach,
So wehrſt du hier to'n längſten Dag.
Un noch is Tid — ſett dal — nimm an,
Noch is de Sunn ni ünnergahn.

Wa wunnerli! Wat wehr't en Sprak!
En Dutſch, as wehr't in Babel mak!

Un darmit kroop he in de Hütt,
Un hal en Kaffen, wucke Pütt,

*) Begünnen heißt: länger werden.

En Ketel, Fürtüch, Haid un Stroh,
Un bald, ſo brenn dat lichterloh.

Unruh Hans Krüſchan, ſieh darhin!
Int Water dukt de golne Sünn,
Jk beſ ehr bed vun Himmel to Eer,
Dat ſe di ſeker to mi föhr
Dær Murt un Moor, dær Pohl un Pahl
Un di vergoll mit gollen Strahl,
Un dat de Minſchen di ni bunn,
Wo ſe den Weg ni to di funn.

Sühſt dn de Spitz dar achtern Doorn?
Dat is de Heider Klockenthorn.
Jk ſeeg em nie in't Abendroth,
So kaakt un brennt mi all dat Blot.
Dar beſ ik ſeten in en Lock,
Dar wehr ik ked't an Pahl un Block,
Dar wehr ik faſtſmed't an en Pahl,
Dar kehm ni Sünn noch Maan hendal —
Dn wehrſt noch niit in düſſen Leben,
Jk har di kum din Nam eerſt geben
„Unruh Hans Krüſchan“ — Dær de Hutt,
Hier oppe Stell, wo ik nu ſitt,
Dar ſeet din Mutter oppe Bank —
En Gitanilla blink un blank,
Un ſung vun Grenada en Sang.

Do kehm de Kaſſak — hö! — ik waſſ,
He brenn dær Luſt, he lach dær Luſt —
So ſtaht de Tigers inne Wuth —

He ſlog tocerſt — ik droop em gut!
Hier is dat Biel — dar is de Murt,
Wo nu de Knaken fublt un ſmurrt.
Se hebbt mi halt un mi verhört,
Jk bek man ſeggt, ik bar mi wehrt,
Un kehm der'n Kaffak noch ſo grot,
Un fat ehr an — ik ſloog em dod.

Un as ik tockehm, bek ik ſöch —
Kaffaks un Gitanilla weg.

De Ole ſeet un ſweeg en Stot,
Un heel de magern Hann in Schoot,
Un ſchütt den Kopp — un wat he mak,
Un mummel wedder'n fremde Sprak.
Am Ende keek he inne Sünn
Un ſtunn, as muſſ he ſik beſinn.
Denn ſlot he ſach den Kaffen op,
Un ſammel mank de Plünn herum,

Un bunn en roden Doek um Kopp
En bunten Gurt um Lif herum,

Un rich ſik hoch un furt op,
Un ſwunk en bunten Stock herum —

De Sünn de keek noch ehn herop,
Dat ganze Moor webr ſtill un ſtumm.

Wa wunnerli war't alltohop,
As he nu ſung, as he nu brumm:

Wat treckt di hin na't Weſten?
Wat treckt di na de See?
Du büſt de Himmelskönig
Un ik Gitano-rey.

De Zeyler vun Jelander
De ging vun Hand to Hand.
Wat lock uns in den Nebel
Ut ſchöne Morgenland?

Dar reckt en Barg na'n Himmel,
Un baben blitzt de Snee,
Al Bordji ſchickt dat Water
Bet na de grote See.

Wi trecken as de Wulken
Ut boge Aſia,
De blaue Belladonna
De trock uns achterna.

Dat Water waſſt in't Loven,
De Wulken füllt de See,
Wo is din Volk, Gitano?
Segg an, Gitano-rey!

Wull as de Steern an Heben,
So wehrn wi antoſehn,
Wull as de Sunn am Abend,
So ſtah ik hier alleen.

Un mit de Himmelskönig
Sin letzten gollen Strahl —
Iskander! hör! Iskander!
Legg ik din Zepter dal.

Wat treckt di hin na't Westen?
Du grote Himmelsrey?
Se sünd wull achtert Water,
Achter de grote See.

Ik bün so möd vun't Töben,
Ik kann nich achterna,
Min Sehn de schall se söken
Wull in Amerika.

O föhr du em un Alle,
Un wiis du em de Bahn,
Un bring du em in Purpur
Na'n Takt — i — Suleiman!

Dar reckt en Barg na'n Heben
Un baben blitzt de Snee,
Un baben lat em glänzen,
As du, o Himmelsrey!

Un as de düstern Wulken
Dar um din gollne Kron,
So stah en Volk Gitanos
Wull um sin blanken Thron!

Hör mi, du Himmelskönig!
Ik be di oppe Knee,

Tum letzten Mal beſwör ik
Di as Gitano-rey!

De Sünn verſteck de letzte Strahl.
Se ſmeten ſik int Reethgras dal.
De Newel le ſik dik vot Moor,
De Pocken quarken dumv in't Rohr.
Dat Für dat flacker gebl un ſwach,
Allehm un dämmerig kehm de Nach.
De Steern de trocken ſtill un blaſſ,
Se legen ſtill int kohle Gras.

De Hütt is lang all'n Dudden Bült,
De Rüſchen wafſt dar grot un wild,
De Moorkuhl is en ſwarten Sump,
Dar fleit de Unken ſtill un dump,
Int Lackreep bröd de wille Aant —
Dar hett vær Tid'n en König wahnt.

Anmerk. Gitano (ſpaniſch) Zigeuner. Gitana Zigeunerin. Gitanilla kleine Zigeunerin. Gitano-rey (ſprich Ghitanorey) Zigeunerkönig. — Iskander (arabiſch) für Alexander den Großen. Al Bordj (altperſiſch) der Nabel der Gewäſſer, die Ormuzd (Gott der Perſer) gegeben, d. i. der höchſte Berg. Takt-i-Suleiman Thron Salomo's, die Stadt Oſch am Himmelsgebirge. Kaffak (Kokak) d. i. Straßenräuber. Belladonna Tollkirſche. Mit den Zigeunern kamen aus Indien mehrere Giftpflanzen, namentlich der Stechapfel.

Hans Schander.

Wenn Markt un Boden leri ward,
De Geeſtlüd langs den Landweg fahrt,
As't Sünnabnds jümmer ward to lat,
So ſchulln wi ok wull op de Strat.
Doch wi ſitt drunkfaſt bi den Krooß,
Makt een Knop na den annern los —
Wat tellt wi op de depen Weg',
De Pütt un Pöhl un Gröb'n un Steeg
Bun Rugen Barg bet Weſſelburen?
Unſ' Olſche ſitt je warm to luren,
De Kopp in Dook, de Arms in Platen —
Se will de Hitz ni aftöl'n laten. . . .

Dat funn Hans Schander ok ſo wahr
In't Heider Peermark vörrig Jahr.
Hans Schander! weerſt du doch ſo klok
Un hörſt, wat din ol Telſche ſprok!
Se ſä di doch, du weerſt en Supur,
Du weerſt en ächten, wahren Rugſnut,
Dat an vun Juni bet to Mai
Din Nars wehr jeden Sünnabnd twei,
Dat jeden Achendeel na Mæhl
Du un de Möller barn to veel,
Du brochſt keen Peerd na Krüſchan Smidt,
Beſapen brochſt du't wedder mit;
Gungſt kum to Kark mit nüchtern Kopp
Un keemſt to Hus mit'n Blihoot op.

Se warſchu di, vær all din Sünn
War man di mal in'n Landgrabn ſinn,
In Düſtern war'n di noch de Heren
Bi'n Rugen Barg mal afvroferen.
Dat keem noch mal — du ſchuſt man ſehn. —
Du brokſt toletz noch Hals un Been,
Se war'n di noch mal Morgens twiſchen
De Pocken ut den Norwohl fiſchen. . . .

Wa arg de böſen Manns doch ſünd!
So menni Rath geibt innen Wind!
De beſte Fru ehr beſte Woort
Spöhlt de verdreihte Brannwin fort!

Doch unſen Hans ni to vergeten:
He har ſik Peermark ganz verſeten.
Dat wehr in Heid doch gar to nüdli;
He ſmök un drunk ſik ſo gemüthli:
Geburtsdag fir't man, wenn man mag,
Doch Peermark is ni alle Dag.

Un bi em to ſeet Peter Roder,
Den har he lewer as ſin Broder —
So'n Peter Luſti — lütt un rund,
De har vær Kneep ni waſſen kunnt,
De ſeet un „mau“ jüs as en Kater;
De Beerwitz leep as ſchiti Water;
Vær Lachen kunn de Werth ni ſtahn,
War roder as en kuhnſchen Hahn,
Un Spaß un Harg noch jümmer gröter,

Un Beer un Brannwin jümmer ſöter,
Een Qualm un Larm de ganze Stuv,
Un de Werthſche krei as'n Lacherduv.

De Wind mug buten hul'n un brumm,
Wat ſcheer ſik Hans en Haar darum!
Blev em man Krooß un Buttel ſtahn,
So kunn vær em de Welt vergahn.

As Jm'n mit ſöten Hönni flegt,
So flog ſin Hart un wehr vergnögt;
En König mag wull glückli ween —
Doch Hans belach em inne Tähn.

De Spaß is as op't Feld de Mahn:
He fallt entwei, fatſt du em an;
He's as de Snee in't Water ſmeten: —
En Ogenblick witt, un denn vergeten:
He's as dat Nordlicht inne Höch:
Kickſt du man hin, ſo is't all weg;
He's as de bunte Regenbag,
De in en Ruff de Storm verjag.

Keen Minſch kann ærwer'n Stunn befehln
Man kann de Klock wull rüggwarts ſtellu,
Doch geiht de Tid ehrn ſcheden Gank —
Un Hans mut fort in kort od'r lank.
Dat ward to lat, he mutt to Peerd,
Un wehr Frenz Buhmann ok de Werth;

He mut to Perd, un wehr't en Wedder,
So gruli — as ſin Telſchemedder.

De Windkerl blaſ' as ſchull de ſtarb'n;
De Regen klatſch mit Höllenlarm:
Denn leih der'n Blitz an'n ganzen Heben,
Denn mak de Dunner de Eer to beben.
Dat kunn je'n Kind in Düſtern ſehn,
De Döwel wehr vernacht to Been.

Hans tründel wietbeent op ſin Ruhn,
Gev em de Sparn un re dervun,
Let Dreck un Lehm rund um ſik ſpein,
Un Wind un Wulken hul'n un leihn,
Greep dann un wann mal na de Mütz,
Brumm dann un wann en Bummelwitz.
Un wenn de Ruhn mal trager leep,
So knall he ſitwarts mit de Sweep.
He wehr je'n Kerl! he har je Knaken!
Wat ſchull ſo'n beten Wedder maken!
De Höhnergloben is vor Küken!
De Foſſ, de dod is, lett ſin Rücken!
He hör nich op ſo'n Biwerklarn!
He har ſin Dag ni ſpökeln ſehn!
He re je oft den Heider Weg,
Wenn man keen Hand vor Ogen ſeeg!
In'n Nacht ſo ſwart as Kaffedick,
In'n Dreck ſo deep as Eiderflick.
Un Ruhn — dat wehr en Peerd to lopen!
Ok kunn man ſacht en Minſchen ropen.

Ja — dat is wahr — vernnacht wehr't dull!
Pickſwarte Luft — bi Mützen vull
Kunn man ſe'n acht Dag mit ſik dregen,
De Sünn har doch keen Lock rin kregen.

Un liekes — rüggwart mut man lieken,
Een kunn je wat opp' Hacken ſlieken —
Denn wehr ok Allens ſwart un grau, —
He kenn den Weg je to genau:
Bi Weſſeln is dat nich ſo ſeker —
Frag Böhmke man, den Appelharker!
Dar liggt de Nætgank linker Hand,
Dar keem Jan Hinners vun Verſtand. . . .
De Weſſlers nt de ole Welt
Tellt dar in't Gras ehr falſche Geld.
„Kron oder Munt!“ ſeriggt denn de Een,
„Sni af! ſni af!“ — „To kleen! to kleen!“
De Landvermeter mit de Eel
Röppt Nacht vær Nacht: „Hier is de Scheel!“
He hett Dithmarſchen do vermeten
As Land un Friheit war'n toreten,
Un alke Jahr vun Ort to Ort
Geiht he en lütten Hahntritt fort. —
Un inne Sandkuhl dicht darwær
Befull Ties Hans mit Wagn un Peer:
Un in den Buſch hier'n beten rop
Hung Dodek ſik in'n Sackſtau op;
Un hier in't Siel, wo't Water ſickelt,
Funn ſe dat Kind in Stroh inwickelt.

De Storm hul as dat Weſterhaf,

Mit Ammers keem de Regen raf;
Blind war'n de Ogen, wenn dat leib,
De Dunner reet de Ohrn entwei.
Vərn „Bullerwedder“, as man seggt,
„Mit Stackholt“ wehr't noch veel's to slecht;
Wull't Hunden bageln un Katten sin'n,
Kunn de Skandal ni gröter sin.

Un as de Larm recht höllenarg,
Seeg Hans in'n Bliz den Rugen Barg —
Un vun den Tippel bet to'n Grund
Viglin un Danzen kunterbunt.

En Klewerveer is wunnerschön
Vər alke Art vun Ogwerschrön!
As Bosco mal na Schanz spazeer,
Keem jüst en Reeg vun Melkdierns her.
He dreih sin Rink — un mit en Mal
Meen se, dar wehr en Waterpahl.
Do schörten se de Röck to höch —
Man Een seeg Allens slack un drög;
De har sik eerst in'n Ogenblick
Bi't Door en Klewerveer afplück.

En falschen Schülnk kann ok wull den'n —
Hans wuss tum Glück, he har noch een...

Wat löppt so kolt sin Rügg bentlank?
Dat is keen Sweet — dar's Water mank.

De Been un Kinnlad'n bewert em —
Schull he vellicht dat Fewer hem?

Ruhn föhl de Sparn, Hans greep de Mahn –
En Bliß, en Böhm'n – dat Krack blev ſtahn.

Herr je noch mal! wat war he wiis!
Em war'n de Haar as Beſſenriis!
Se lüchten em de Müß vun Kopp
Un ſtunn as Börſten pillik op!...

Dat wehr keen Danz, as Schulz uns lehr,
Ec'ſaiſe, Franҫaiſe vun Hamberg her,
Keen Cotillon un engelſch Jigg –
„Kopf ins Gerad – Füß answärzig!“
Ne, Sarbentritt un Schülper Bar,
Un Ebſchereh en anner Paar,
Un Jägern, Twetritt inne Wett,
Un ehrer um lütt en Menuett,
Un Ruſſendanz – de Been in Hucken,
As Grasbüppers un Haſſelpocken. –

Bab'n oppen Barg feet Peter Ohrt,
He ſtreck de Geig un ſä keen Wort,
Un bi em fidel Ackermann,
Un Dedek ſett dat Waldhorn an –

Un as he tut, keem't Oſten her,
As Kannber mit ſin twinti Peer:
Höhup! man hör de Knaken klætern;
Höhup! man hör de Athem rætern.
Bun Krabbuſch na Oſtroh hendal,
Dært Moor bet na den Galgenpahl,
Un vun den Keller na Spanngrund

Ging't beiſterkopp un kunterbunt.
Se kem'n ſogar vun Hemmingſtedt
Un ut den Sand bi Weddingſtedt.
Bi Dufendüwel un Grimſlit
Liegt vele Junkers inne Schit,
Veel ſchöne Been un adlige Knaken,
De Föfteinhunnert de Fahrt mit maken,
Aſ wi Kong Hans de Bür opbunn
Un em de Schoh vull Water ſtunn.
De flogen alle ut den Murt,
Aſ wenn en Swarm ut'n Imkerf ſnurrt.
De Ahlfeldts mit de langen Leden,
De dre hunnert Jahr in't Swinmoor ſeten;
Ranzauers — aſ Kantüffelpüll —
Stek'n Kopp rut ut de Lackreepknüll —
Maas wuff ſe op de kahle Pann
Un gröngehl Water dripp dervan.
Dat ging, aſ wenn he blaſen har:
„De Bur de kummt, nu wahr di Gar!“

Aſ Bartelmäs de Hatbarn teht,
Aſ jüm in Harſt de Wulken ſeht,
Aſ wenn in Heb'n de Tüten ſchriegt,
Aſ wenn de Beeſt dat Birſten kriegt:
So flog'n ſe, Junker Slenz an'n Topp
Dal na Spanngrund, den Galgn herop!

Un hoch op't Rad ſeet ol Claas Dau;
He wehr vun't Fahrn noch banni flau;
He har ſik eb'n de Been utſtecht,
Un ſett ſik jüs den Kopp torecht.

He wehr ſin Tid en argen Sünner,
He drüſſel dre unſchulli Kinner,
Mit ſærben Harten — aß he ſwahn —
Kunn he bi Dag unſichtbar gahn.

Hans Lakmann lærhn ſik an den Pahl,
Em fulln noch oft de Fingern dal,
He ſchrof ſe faſt an beide Hann
Un trock ſik denn ſin Schehnbeen an.

Nu richt de Anner ſik to höch,
Un reck de Lenken all torech,
Un rör de Kinnback ſunder Lippen,
Un ſleg ſik op ſin nakten Rippen.

De Red muſſ banni Indruck maken,
Se klappern Bifall mit de Knaken.
Denn Allens ſtill — de Junker tred'
Herut as beel he'n Gegenred,
Nehm Herr vun Galgen oppe Nack
Un nu ging't værwart buckeback.

Steibt man bi Weſſeln op den Wall
So ſüht man langs de Haid hendal,
De Galgen van di na Oſtrob,
De Ringe Barg dicht vær di to.
Dar beel uns Hans, aß wenn he drömm,
As nu de Huren neger kem.

Ja wehr'n dat Heider Meldierns wehn,
Mit rode Lippen um de Tähn —

Doch ole Schachteln, sünder Strümp
Un Schoh — un Fleesch — in'n Dodenhemb —

Bi Dag un vær sin egen Dær —
Keem solken Tog vun Wesseln her,
Man leven rinner, bartensfreh,
Wehr man erst Dær un Klinken te
Har Hans keen Magen as en Peerd,
Dat Binners har sik buten kehrt. . .

Man kennt den Dowel an sin Fot
Un Bonaparte an sin Hot,
So muss man, keek man blot mal hin,
Vullstedtsche glick an't Prüschen kenn.
Se seet un heel ehr'n Näsentros —
En Povis — statt en Tabacksdos.

As Lieschen Allerlei noch lew,
Do kunn se bellen as en Teef . .
Dat kunn man nu noch anne Teen
Un an de Kinnbacksknaken sehn . . .

Se föhr ok hier dat grote Wort,
Se smet ehr Been na Peter Ohrt,
Do full de ganze Kerl in Stücken,
As wehr't en Huven Swewelsticken.

Dat Danzen heel en Ognblick op,
Un Peter söcht' sik wedd'r tohop.
Un Lieschen wink de Fremd'n to höch,

Slog Bullſtedtſche ehr'n Povis weg,
Stött »ol Madam« vun'n Pockenſtohl,
Un »ſwarte Carl« in'n Ruſchenpull —
Denn wink ſe Dodek mit de Hand —
Un darmit ſtob'n ſe dar den Sand.

Nu kreeg Muſik un Danz erſt Art,
As wenn de Marner »Roland« fahrt.
Se krell'n ſik as en Slachterwif,
Se dreihn ſik as en Pütjerſchier.

As jener Kerl mehr Hans to Moth
(De ole Kritz ſlep em in't Slot,
He ſunn em vppe Strat beſapen
Un leet em in ſin Stuv utſlapen —
Wat de dennoch wull Ogen mak!)
Rich vull'ns ſo gut ſtunn Hans ſin Sak.

He dacht an all ſin ſchändlk Akten ...
He wull ſik nu to betern ſeken ...
En Sweetdrupp hung an jede Haar —
Un wa mi recht is, de he gar —
Jk weet dat ni genau — genog,
As he de Ogen opwarts ſlog,
Neem wedder'n Blitz un denn en Krachen.
Denn ducht' em faſt, as hör he lachen —
Denn ſohl he'n Junkſein in't Geſich,
Um Arms un Hann un langs den Rügg ...

Dat wehr, as ſtunn he achter'n Peerd'
Un föhl dat Fucheln mit den Steert...

As he de Ogen apen kreg.
Wehr Ruhn all xwer'n Wiltrabl weg.
He jag to Hus....
Dat wehr doch leidi —
Sin Ruhn ſin halwen Steert wehr heidi.

Anmerk. Zwei und einzelne Stellen ſind aus Burns' ſchottiſchem Tam o' Shanter.

Bar ein Tanz. Der Schülper Bar iſt eine noch vorhandene Tanzmelodie. Schülp iſt ein Dorf bei Weſelburen.

Dufendüwel. Dufenduwelswarft Tauſendteufelswerft bei Hemmingſtedt am Schweinemoor, wo 1500 den 17. Februar unter Wolf Isebrandt das Heer des Königs Johann (Hans), worunter die ſchwarze (oder große) Garde unter Junker Stenz mit Hülfe der verengelaſſenen Fluth niedergemacht wurde. Die Garde rief: »Wahr di Bur, de Gar de kummt!« ſpäter die Bauern: »Wahr di Gar, de Bur de kummt!«

Grimflit grimmige Ecke (Schleſ. slice engl.) im Oſtroder Moor, unweit Spanngrund und dem (ähnlichen) Keller, bekannte Schlachtörter.

Weſſeln, Dorf bei Heide, von weſſeln wechſeln, tauſchen, wo die Weſſelbuern (Wechſelbauern), die jenen Flecken grundeten, wohnten.

De Fischtog na Fiel. *)

Dat heet sik Lief un Seel opfrischen:
Des Sünndags mal na Fiel to fischen;
Dar geiht dat lusti Tog um Tog,
Denn mal'n Hek un denn mal'n Pog.

Man sitt de Wek sik redi krumm,
Man sitt de Wek sik redi dumm,
Dat wehr je schändli, wehr je sündli,
Theer man sik Sünndas ni mal gründli,
Un mak sik mal de Lenken öli
Un Ünnerlief un Seel mal köhli.

Dat is en Schoster redi nödi,
Dat holt em Hart un Bossen smödi,
Keen Sodaseep sat so op Pick,
As Sünndas mal na'n Fieler Diek.

De Luf is schön, dat Wedder moje,
De Sünn is noch nich ut de Koje,
De Heiders liegt noch deep to snurken,
In Schummern trillt de eersten Lurken,
Umswir'n un Sing'n vun Duz un Pocken
Is vun Sünnabnd noch nich int Stocken.
Doch rükt dat ut de Böm so frisch,
Een ward so nüchtern as en Fisch.

*) Fiel, Dorf mit einem kleinen See, eine Stunde von Heide.

Doch rükt dat Gras ſo grön vun ünnern,
Dat kunn en Fohrmannsknecht vermünnern.

De Schoſters ſünd all lang int Wogen
Un waſcht den Slap ut beide Ogen.
De Kaffe dampt — dat Finſter apen —
De Rullbrod ſmeckt ok ſöt int Slapen.
En Sleven Pannkok nimmt man mit,
Hannoveraner hett en Nett,
Specſchoſter mit dat Angeſicht
De nimmt dat op ſin breden Rügg.
De Blickenſläger kummt to angeln,
Der Kannegießer »thut nicht mangeln«,
Ok fehlt keen Brannwin, Melk un Beer,
Un vorwarts treckt dat wille Heer,
En »ole Garr« vun Stümp un Stummeln,
De Schotfelln ballert anſtatt Trummeln,
Jan Reuter mit de holten Stewel
Is Hinterleutnant ſünner Säwel,
Doch mit en Schecht un Angelroth
Un Kluwer vnn en dörtig Fot,
Un mit en Korf vor Bars un Hek
Un Proviant vor'n ganze Wek,
Un anne Sid en leddern Taſch,
Un vor de Boſt en blickern Flaſch,
Un inne Mund en Näſenböter
— Dat ſmeckt, je körter, um ſo ſöter —
So treckt he los »mit frohem Muth,«
Dat ächte Been ſtickt achternt.

Du beſt wull ehr en Pudel ſehn:

He ſlept en Ked-Enn mank de Been,
Na alle Ecken kiekt he lüſtern,
Un löppt vær Freiden rein in Biſtern,
Un pruſt na jede Katt un Kater,
Un lett an jede Bom ſin Water,
An jede Eckſteen mutt he ſnüffeln,
In jeden Miſten ſöggt he Trüffeln,
Un alle Muslöck kratzt he deper,
Un rükt bi jeden Hund na'n Peyer,
Doch ehr he't wis ward, liggt he med
Un knurri wedder an ſin Ked....

De Schoſters ſund utlaten fröhli!
De Schoſters ſund unmaten ſeli!
So flink un flöti as de Wind —
So lang de Köt ni blaß ſünd.
Wa dreibt de Kopp ni, as en Swanzſtück,
Wa geibt de Snack ni, as en Danzſtück,
Wa fleibt de Tung ni flank in Snack,
Un Been un Schoetfell raſch in Takt!

De Pocken weet ni, wat der loos is,
De Schoſters weet ni, wat en Gröf is
Un Grübb un Graben, Gröf un Graff.
Un gaht ov Allens lik op af.

Perdauz! — De Blickenſläger drinkt —
— Dat beet in Stahn — »un ſinkt un ſinkt —«
Der Kannegießer »wullt en Satz nehm'n«...
Jüs as de Anner in'n Morag kehm.
Wo is Jan Reuter mit de Schech?

Speckſchoſter!! krieg dat Rett torech!
Jan Reuter!! gau de Kluwerſtaken!
Jan Reuter lerrt, em knackt de Knaken —
De holten — och, dat Moor is marr!
Dat unacht Beer geibt deey bendarr!
Dar ſitt he faſt mit all ſin Rettſchoy!
Gottlof! de Blickenſläger ſteibt oy
Ut Noth un Dod un Murt un Schiet —
Natürlich — oy de gunner Sid.
Sonſt barn de Schoſters all de Strump los,
Un wullu der rin oy Darm un Lümp los,
Un barn em rutfregn, dat's nu eenmal
Gewiſſ, un ſchulln ſe em ant Been baln
Na't Öwer, wo de Red noch rund ging:
Od wuſt dat Water bet na'n Grund ging?

De Pocken webrn all ſo tofreden,
Fung mählt wedder an to reden,
De Hatbar ſtunn un keek vun Feern,
As wuſt he Swimm und Fiſchen lehrn,
De Blickenſläger ſunn dat fuchdi,
De barbecut Schoſters ſunn dat luchdi,
Un ſtunn bedenkli all ant Öwer,
Un dachten all: wa kummt man rawer?
De Hieren na de Hek un Baro,
De Dare mit ſin natten M —,
De Hieren lung'ri wa en Fiſchtog,
De Dare hung'ri achtert Diſchdook
Bi Kind un Kük un Kaffekann,
Un dröge Sunndagswäſche an.

Dat Water hett ſin egen Tücken
Un Moor un Gröben hebbt ehr Rucken:
Das jüs, as Winters Gaarn to winn:
Wa's mægli! gar keen Een to ſinn!
Un nich en Stegelſch, nich en Steg!
Wa kamt de Fielers hier torech?
De lopt je na de Heid in Düſtern,
Un webrn der noch mit Botter güſtern!

Speckſchoſter ſeggt: Wi mæt dat wagen!
Jan Reuter! giff den Kluwerſtaken!

He treckt vunt Ledder, ſpütt in Hann,
Un ſat den Steck, un ſett em an,
Un nimmt en Fahrt, un deibt en Zug —
Un ſwewt witbeentig inne Luch!

Hol liſ de Tung! hol ſtiif de Ohrn!
Steil ſteiht de Kluwer, as en Thorn!
Jüs pilliſt, as en Stärderbalken —
Speckſchoſter hangt, as an en Galgen,
Un taltſöt, as en ophung Kater,
Un kiekt unglückli dal na't Water.

De Schoſters ſchriegt: Nu hol di baben!
Kanngießer: Och, er fällt in'n Graben!

Dat deh he ok. — Speckſchoſter ſwunk,
De Kluwer gieh to Sid un ſunk — —
Dat Waterpedden geiht in Winter,
Johanni is dat etwas dünner — —

Een, twe, dre Schritt... De Schoh lopt ærwer!
De Bür is vull... He kummt ni rærwer!..
De Kopp is weg... Dat ging noch gut...
He krubbt op de Sid wedder rut!

Dat wehrn denn Twe! Wa nu de Annern?
De fangt verdreetli an to wannern.

De Offen dachten: Wat's der los?
De Schoſters ſund wull nich bi Troſt!
Un kehm niſchiri langs de Wiſchen,
As wulln ſe mit na Ziel to fiſchen,
De Steert to höch, de Kopp verrut —
Se nehm ſik faſt vernünfti ut.

De Schoſters ſtunn nn ſunn an. Öwer,
Un dachten all: Wa kamt wi rærwer?

So neeg bi Ziel — man hör ſe karrn*
As Offen vær de Gröv to barn —
As Offen anne Barg to nærhlen,
Un hörn güntſid de Kaffemærhlen,
Un ſehn de Diek mit all de Fiſch in,
Un ſehn de Hüſ' mit deckte Diſchen, ...
Jüs blot en Tweernsdrath vær en Pannkok...
Dat mak de Schoſters redi unklok,
Dat makt je'n Moltmærhlsoffen hitt'li!
Dat makt en Schoſter gänzli nütt'li!

*) Karrn = buttern.

Se staht as quesi Schap vær'n Heck:
En paar sünd dær, Gott weet, wasück.
De Annern lopt de Kopp in Tun
Un een mank anner as en Klun.

Harn se mi fragt um Rath in Noth,
Ik har een wusst: Man makt en Boot
Ut alle Schotfelln un denn fahrt man
As Kinner Arams *) æwern Jordan.

Doch hier wehr Rath un Anslag dür,
As bi de Köh mit lopen Für **).
Schüllt wi hendær op Leben un Dod, Fründ?
„Denk an din Kinner, de ni grot sünd!“
Swimm'n oder sinken? „Dat's je gräßli!“
Doch wehr't ni deep nog, dat wehr häßli —
Man kunn dat blot vun bab'n nich sehn —
An Hemduttrecken dach nich Een.

Wenn so de Kopp vunt Denken swar is,
En Dripp Verstand an jede Haar is:
Man kunn wull as en Sootswang wanken,
Koppheisterscheten vær Gedanken . . .
So hett man, — as en Steen an'n Slaggboom,
So hett man, as de Tung in'n Waggboom
Jüs as en Paßboom an de Mæhl —
Sin Magen ünner an sin Seel.

*) Beni Aram, Kinder Syriens. Die halbwilden Beduinen am Jordan setzen noch mit aufgeblasenen Lederschläuchen über den Fluß.

**) Lopen Für, Trommelseuche.

Un wenn de Kopp to ſwind'li ſiggt:
De Magen holt dat Glikgewicht,
Un ſtröm dat Denken redi armdick:
De Magen is en ſekern Parmtik,
De lett de Seelenklock ni utneihn
Un de Gedankenſtrom ni rutfreihn.
De is, löppt de Vernunft mal dännich,
Stangtom un Halter vær de Menſch.

De Twe op Güntſid wuſchen Hemder,
As fröher edle Königskinder,
Un ſchien ſe vullens nich ſo hell
As Elfenbeen vun Hut un Fell:
De Blickenſläger wehr doch hart,
Man blot de Hann fulln ut de Art,
As drog he Hannſchen bet an'n Ellbagn
Ok har de Kopp en ſwartli Kehlkragn.
Speckſchoſter awer mak ſik leidi
As en Senater vun Taheiti.
Doch — as ſe wehrn, ſo dehn ſe blinkern,
Un ſeten mit de Been to ſlenkern.

Do ſeggt de Klempner: Har it en Hannkok!
De Schoſter: Oder ok en Pannkok!
Pannkok!! erſcholl es durch die Weite
„Pechvogel! kommt an meine Seite!“
So reep de Kannegießer lockend,
Un ſieh! dat Birſten kehm int Stocken,
Un ſieh! de Magen kehm int Zucken,
De Schoſters awer all in Hucken
As Sniders un de Türkſche Diwan,

Un heeln ehr hungerige Lief an,
Int gröne Gras, ant ſmucke Öwer,
Rund um den p'litſchen Kannenſtöwer.
De Twe Güntſiters kregn ehr Deel
Hinæwer an den Kluwerſtæbl.

De Minſch ward banni quält op Eern,
Mut banni ſweten, ſik to nährn,
Mut klein un ſeihn un ein *) un meihn,
Ehr he wat kriggt, ſik mal to frein,
Un hett he't endli rund in Pannkok,
So ſeggt de Magen kum mal: Dank ok,
So is de Hunger rein ſo hitt,
Man kunn wull rinfallu inne Grutt,
De Haar um't Hart rum wüllt Een ſeng'n,
De Funkens ut de Kuſen ſpring'n,
Un Arms un Mund un Tung un Backen
Hebb't bilt, man wedder wegtopacken,
Man dærtobring an Sünndagmorgen,
Wat Weken koſt an Sweet un Sorgen.

Man kunn't ni anſehn, abu to ſchruweln,
Man kunn't ni anſehn, abu to gruweln:
Wa ok dat Gröſte raſch vergeibt,
Wat Mog un Tid erſchaffen deibt.

Wa langſam treckt de Plog de Svor!
Wa langſam leggt ſik Johr an Johr!

*) ein = eggen.

De Jung ſitt op de Peer un ſlöppt ni,
De Knecht geiht achteran un röppt: hü!
Un geiht un geiht un holt de Plogſteert,
Un anne Wall dar liggt de Krogwerth.
Un ſuht ſe na, un ſmökt un ſmökt,
Un ſuht, wa ſwar de Pagen treckt,
Een vær de anner, Schritt vær Schritt,
Sin Knecht, ſin Jung, ſin Ogen mit;
He hört man kum de Ræder janken,
Un achteran treckt ſin Gedanken,
Bet güntſid günnert anne Værwenn,
Dar ſüht he ruhi ſik de Peer wenn,
Un mähli rüggwarts kummt de Tog:
Sin Peer, ſin Jung, ſin Knecht, ſin Plog,
All liklankut as an en Snor —:
So leggt ſik langſam Fohr an Fohr.

Wat vær'n Geduldsſack is ſo'n Bur!
Wa hett he't fur! wa hett he't fur!
Denn nu dat Seiden antoſehn!
Un denn vær't Opkam nich to bed'n!
Un denn in'n Winter in den Snee
Nix dohn to künn, as „dre Blatt dr.“ —
Un Værjahrs wedder losſtudeern
Ant Smöken un Gras waſſen hörn — —
Ne! ne! de Weg is lank to fahrn
Bet tokum Harſt de Wetenahrn!
Un denn noch reiſen to verkopen,
Un Geld to telln bi ganze Hupen —
Wat koſt dat Mög an Kopp un Rügg,
Ehr mal de Möller Weten krigg!

Denn wedder ſtöben, mahlen, ſichen,
Utwegen, kopen un anrichen —
Bet man dat endli ſmort un braden
To'n Korf rutkriggt as fetten Fladen!

Fett wehrn ſe wehn! — as brate Rippen —
Kanngießer ſlick ſik noch de Lippen.
Brun wehrn ſe wehn un kroſſ an'n Rand —
De Klempner har no'n Stück in Hand —
— He kreeg ni oft vun diſſe Gadung —
Dat wehr dat letzte vun de Ladung.

As ik all ſeggt heff: Een kun ſchruweln
Un Alle ſeten ok to gruweln
Int gröne Gras, ant bunte Öwer,
Rund um den p'liſchen Kannenſtöwer,
Un dachten an Vergänglichkeit
Und den gewalt'gen Zahn der Zeit,
Un barn wull ungefehr beleggt,
Wat ik jüm eben ſung'n un ſeggt.

Se ſeten rund herum den Teller,
Un de Gedanken warn wat beller,
Speckſchoſter awer op Gunſid
Den warn tocerſt de Bregen wit.
De vulle Magen kehm int Wirken,
Dat koble Bad deh ok ſin Stärken,
He ſeggt, un ſteiht mit eenmal op:
Lüd! wi hebbt Blinkök vor den Kopp!

„Wi ſünd je dümmer as en Rött!
Jk gah na Fiel un hal en Brett!

Speckſchoſter wenn' dat Angeſich,
Speckſchoſter dreih de brede Rugg,
He wenn' den Puckel dick un fett,
Un ging na Fiel un hal en Brett.
De Annern ſeten noch to töb'n,
As he krummvuckli wedder kehm,
Un ſegen as na'n Wundertier:
Warum ſe dat nich inſullu wehr!
Un ging herœwer Een bi Een,
Toletzt Jan Reuter mit dat Been,
Un ſwegen ſtill un ging na Fiel,
Un kehm bet an dat holten Sichl. —

Dar leeg de Diek int gröne Reth,
Dar leeg he ſmuck int Sünndagskleed,
Dar leeg he hell int gröne Gras
Un blenker as en Spegelglas,
So friſch un klar, ſo ſtill un blau,
As Abendluch, as Morgendau,
As Veilchen, as en Kinnerblick,
Vun'n Heben rut dat blauſte Stück.
Man ſeeg un ſeeg un har ni nog,
As keek man in en lachen Oog:
De Himmel ſchient dar rut ſo blied,
Man ſüht un weet ni, wat man ſüht.

Sitt ſtill, du arme Pock int Rohr!
Sitt ſtill, un ſing din Sünndagschor!

Vorndag is allens Ruh un Fred,
De Hatbar ſteiht un drömt int Reth,
He hett ſin rothſten Steweln an,
He hett ſin blankſten Feddern an,
He ſteiht opt eene Been un hört,
Wa't rund umt Water ſingt un röhrt,
Un wa de Krutſchen luſti bad,
Un wa de Heck int Blaue ſtaht,
Un wa de Aant gedülli bröd,
Un op de Spitzmus bi ſin Föt.

Vorndag is allens Fred un Rau,
De Lurken ſingt int Himmelsblau,
De Mücken ſpehlt as Sülwerſtuff,
De Swülken ſegelt dær de Luf,
Un ſwewt un ſeilt ant Öwer lank,
Un dippt in'n Diek ſo ſpegelblank.

Dar kamt ſe her! en ganze Reeg,
Dar jagt ſe hin! un ſnackt vergnögt,
Bet na de lütje Fiſcherhütt,
Wo Neſt an Neſt an'n Balken ſitt,
Wo hoch de anner Hatbar ſteiht
Un blau de Rook na'n Heben geiht.

Wer har den Kukuk dat verdacht,
Wenn he de annern röppt un lacht?
Un alle Plogſteertn achteran:
Kukuk! kumm Kiwitt! kiek mal an!

Unſ' Fiſchervolk wehr ſtill un ſeeg,
Wehr rein verſtummt un ſtill un ſweeg,
Un ſetten ſik ant Öwer hin
Hell in de ſchöne Sünndagsſünn,
Un kehm int Snacken un Vertelln
Bun't Wanderleben ao Geſelln,
Un wat ſe ſehn, un wat ſe dahn,
Un wa ſe wit un wider gahn
Mit Ranzen op un Stock in Hand
Int grote dütſche Vaderland.

Dat ole Hart kehm rein in Swunk,
De ole Burſch war wedder junk,
Vergeet hier in de Morgenluf
Sin lütt bedrövte Arbeitsſtuv.

Ja, wehr de Sünn ni deper ſackt,
Se harn wull bet Sünnabend ſnackt,
Un Rath un Drath un Blick un Pick
Vergeten an de Fieler Dick.

Do ſeggt Kannzießer: Lieben Leut,
Mich ſchwant, es wär wohl Zeit für heut!

Dat wirk! Denn Alle düch intwiſchen,
Dat war nagrad mal Tid to fiſchen. —

Wenn ole Pagen recht verdaut hebbt,
Wenn ſatte Köhbeeſt edderkaut hebbt,
So is dat nütli antoſehn,
Wa ſe allmähli kamt to Been.

Eerſt ſtehnt een Enn un richt de Steert op,
Denn kummt de Achterenn vunt Deert op,
Denn ſtehnt de anner Enn un ſtreckt ſik,
Denn ſteiht dat ganze Beeſt un reckt ſik;
Doch ſünd de Pagen meiſtens ſpattlahm,
Un künnt toeerſt ni recht to Patt kam,
Un humpelt rum un pett en Twetritt,
As wenn en Klempner dat Liefweh ritt,
Un krümmt ſik as en Worm int Sandlock,
Denn leider! eet he to vel Pannkok!
De kniept em as en bös Geweten,
De ſett em as Kolik int Sweten,
De kruvt as ſmölten Bli int Lief lank,
De zwickt em as en iſern Kniptang,
De druckt em an de korten Rippen —
Jan Reuter! beſt du noch en Drippen?
So krieg' de blickern Flaſch vun Knop,
Un ſchrav den letzten Reſt tohop,
Denn ſchall dat ſik wull bald verdeelen —
Wi Annern mœt vatin ni nœhlen!

De Schoſters ſeht ni oft na'n Heben,
Steernkieken is ni Noth tum Leben,
Wi hebbt keen Wüſt' as Dubenbaid,
Un dat is Holmer Oſſenweid,
Un keen Kameel as Segenbück,
Un makt keen Reiſ' as hier na'n Diek,
Wi bruk keen Klock as unſe Mag',
Un de geiht ſeker Dag vœr Dag.
Wer hett wat mit de Sünn to dohn?
De ſchient, un mag ſe ünnergahn.

Doch wehr't verndag en anner Sak,
De Schoſters dachten: Wat's de Klock?
Se ſöchden na de Sünn int Norn
Un keken na de Heider Thorn,
Un ſöchden rund umher de Sünn,
Un kunn ehr rund herum ni finn.
Do ſeggt der Een: Jk lov, dar ſitt he!
Wi kriegt am Enn noch en Gewitter!

Ja wehrn dat blinne Möllers wehn,
De harn dat mit de Naſen ſehn!
Doch Schoſters ſünd ni licht to ſchrecken:
De meen, dat war ſik noch vertrecken. —
Dat dühn int Weſten as en Bank
Vun Prükenköpp bet Möldorp lank,
De ganze Luch wehr ſwul un bruddi,
De Hatbar ſtunn bedrückt un duddi,
De Swölken ſegeln dicht ant Reth,
De Pocken ſung ehr ludſte Led,
De Lurken ſeten ſtill to dröm,
De Jm de ilen ut de Blöm
Un ſumm un jagen na de Feern,
Un alle Mæhlen ſtunn in Scheern.
De Schoſters hebbt kalvleddern Seeln,
De meen, dat war ſik noch verdeeln!
De lövt ni an en Dunnerwedder,
Bet op de Borten danzt de Teller,
De lövt ni, dat dat Regen givt,
As bet ſe't ut de Steweln drift.

De Klempner blev int Gras to wraugeln,

Jan Reuter ſett ſik dal to angeln,
Dat holten Been wiſ' inne Höch,
Noch höger op de Angelſchech.
De Annern ging mit Nett un Staken
To Water an, en Tog to maken —
Barnt de Dicke — opgekrümpt —
Bun nern de Bür un babn dat Hemd —
Rüggwarts — un trock mit beide Hann,
De Annern pulſchen achteran,
Man blot de p'litſche Kannenſtöwer
Blev inne Schoh un an dat Öwer.
He ſeeg na't Werk, un bar dat Reden,
Ob ſe dat „richtig machen thäten.“
De Pocken keken inegeſamp to
Un dachten: dat is alſo'n Dampboot!
De Schoſters trocken krumm un ſtumm
All um dat Nett umt Öwer rum.
Se trocken rut, ſe ſmeten rin,
Doch wehrn der nix as Pocken in,
Se fleren fort, ſe trocken op —
Nix as Dreckvageln — Kopp an Kopp!
Se trocken wit un wider hen,
Jan Reuter kunn ſe kum mehr kenn,
He hör man blot de Kannenſtöwer
Op hochdütſch reden hoch vunt Öwer,
He hör dat ſwack un ſwacker ſumm,
Am Ende war dat gänzli ſtumm.
Do dücht em faſt, dat drähn un duſ',
As wenn de Floth vun widen ſuſ',
He keek ſik rund — dat drähn un zitter —
Min Seel! dat ward en ſwar Gewitter!

De Klempner wehr ſin Liefweh los
Un ſä: Jehann, wi mæt to Hus!
Jan Reuter keek an'n Heben lank —
Dar klöw en Bliz de ſwarte Bank!
Jan Reuter nehm ſin Angelroth,
Jan Reuter nehm ſin holten Fot,
Sin Pip, ſin Korv, ſin blickern Flaſch —
Dar kehm de Dunner, dat dat gnaſch!
Dar kehm de Dunner, dat dat bewer!
Dar kehm de Schoſters all ant Öwer!
Se lepen barbeent — ſünner Schotfelln
Un ſöchten na ehr Körv un Brotſtelln.

Se harn nix fung, as mal an'n Grund
De Fiſcher ſin verdrunken Hund,
Se meen en Stær un noch wat gröter,
Do wehr't toletz en doden Köter.
Wat nu to dohn? Wat nu vær Rath?
Fiſch muſſ man hebbn, un wehrn ſe brat!
Fiſch muſſ man hebbn, ob Bars, ob Hek —
Sunſt gev't to Hus en natte Wek,
Sunſt wehr bi't Frunsvolk nich to duern,
De all mit Putt un Bratpann luern,
Un fragden: »Rawerſch, itt ſe kalte?
»Min Mann mag lewer botterbackte!«
Se ſtunn un kratzen Kopp un Ohrn —
Keen Fiſch — un dar de Heider Thorn!
Se ſtunn un kratzen vær un achter —
Keen Braden — as een vun de Slachter!

Do ſeggt de Dicke rein in Andach:
Lothgeter! nu giv du en Anſlag!

De ſeggt Kanngieſſer: Anderſt niſcht?
Mir gehn ins Haus und kaufen Fiſch!

Dat löſ' de Knütt! Se warn ſo froh,
As war ſe't ſchenkt, un Geld darto!
Se barn in Draf ehr Körv to fat,
Se ſtörm de lütje Fiſcherkath,
Se koffen Heck un Bars un Aal,
Se koffen Krutſchen alltomal,
Se nehm ehr Reitſchop oppen Rügg,
De Regen klatſch ſe int Geſich,
Se nehm ehr Steweln inne Hand,
Se wannern æwert natte Land,
Se wannern fort bi Blitz un Regen,
Dær Murt un Moor un Gröf un Stegen,
Keen Graf ſo bred, keen Wiſch ſo marr —
Se kehm hinæwer oder dær.
De Murt leep in un ut de Taſchen —
De Regen deen, dat wegtowaſchen,
Un Het un Swet un Pick un Slick
Blew op den Weg na'n Fieler Dick.

Dat beet ſik mal de Lenken theern,
Dat beet ſik mal de Leden ſmeern,
Dat beet ſik mal de Glieder öln
Un Ünnerlief un Boſſen köhln!

Se kehm — dærnatt bet op de Felln —
To Hus — doch kunn ſe wat vertelln,
Un ſnacken fröhli achter'n Diſch ok
Noch Jahren vun de Fieler Fiſchtog.

Min Vaderland.

Du meenſt, ik ſeet un bewel, *)
Ás du din Blot verſpritz?
Du wettſt in Wuth den Säwel
Un ik min Riim un Witz?

Weet Gott, ik har keen Drapen,
De nich lebenni kroop,
Un all, wat di bedrapen,
Dat ſloog mi alltohoop.

Man markt dat ni, wa truri
Den Vagel fülm dat klingt,
Wenn he der warm un luri
In Winter Leder ſingt.

Denn denkt he an ſin Bröder
Un all ehr Kraf un Moth,
Dat ſtrömt em in ſin Leder
Un tröſt em in ſin Noth.

Du meenſt, den Snawel ſpitzen
Un ſchrigen Gall un Giff?
Och ne! dat Dunnern un Blitzen
Dat hört nich inne Schriff.

*) Bewelu d. i. tändeln, nicht bewelu, bobeln.

De Trummel hört to'n Sawel
Un Wuth inne Kanon:
Wi Sängers hebbt den Snawel
To'n liſern Takt un Ton.

Fiif Leder to'n Sing'n.

Dat erſte.

Dar wehr en lütje Burdiern.

1.

Dar wehr en lutje Burdiern,
De muſſ na Melken gahn,
De har en breden Strobbet,
Doch Strümp har ſe nich an.
Wa kannſt du lütje Burdiern
Alleen na Melken gahn?

2.

Se har en lichten Strobbet,
Se har en ſwäre Drag,
Doch wenn ſe hin na Melken gung,
So gung ſe hin un lach.
O du lütje Burdiern,
Wat heſt du'n ſware Drag!

3.

Du büst je as en Weeys so dünn,
Du büst je rein so ßart,
Du heßt je nog to dregen
All an din egen Haar.
O du lütje Burdiern,
Du driggst je gar to swar!

4.

Kumm mit, ik will din Drag nehm,
Un hal de Köh na'n Sleet,
Un wenn der scharpe Steen kamt,
So fat di anne Ked.
Ja, du lütje Burdiern,
So fat man an de Ked!

5.

O ja, du lütje Burdiern,
So fat man seker an:
Ik kunn di geern noch mitnehm
Un dreg'n di op de Hann.
Un wehrn der nix as Steen in Weg,
Ik drog di op de Hann.

Dat twete.

Dar geiht en Bek.

1.

Dar geiht en Bek de Wisch hentlank,
De hett dat rein so hilt,

So geiht min Hart de ganze Dag,
Un ſteiht ni eenmal ſtill.

2.

Dat ſteiht ni ſtill, aß bi de Mahl,
Dat Rad dat geiht un mahlt,
Dar ſteiht mi dat oy eenmal ſtill,
Aß ſchull dat mit bendal.

3.

Dat ſteiht ni ſtill de ganze Weg,
Aß jüs oy diſſe Plack,
Un kam ik æwer't Steg tohöch,
So kloppt dat, aß dat Rad.

4.

Dat Rad dat dreiht, de Mahl de geiht,
Un binn dar ſingt dat lud,
Un kam ik roy, ſo kickt de Kopp
Gewiß na't Finſter rut.

5.

De Bek de löppt ſo gau to Mahl
Un treckt ſo langſam weg,
Ik lev, dat geiht em jüs aß mi:
Dat is em gar ni treck.

6.

He treckt verdi an unſe Gaarn,
Dar gah ik noch bentlank,
Un hör em, wa he ſacht vertelt
Bun Klappern un Gefank.

Dat drütte.

O wullt mi ni mit hebbn?

Nach Burns.

1.

O wullt mi ni mit hebbn, lütt Anna Kathrin?
O wullt mi ni mit hebbn, lutt Anna Kathrin?
Du kunnſt je wull fahren, du kunnſt je wull rid'n,
Oder wullt an min Sid gahn, lütt Anna Kathrin?

2.

Wat ſcheert mi din Vader, ſin Hus un ſin Feld!
Wat ſcheert mi din Meſſerſch, ehr Stolt un ehr Geld!
Segg blot, ik ſchall mitgahn, ſegg blot, du büſt min,
Un kumm in'n Linnwullnrock, lütt Anna Kathrin!

Dat veerte.

He ſä mi ſo vel.

1.

He ſä mi ſo vel, un ik ſä em keen Wort,
Un all wat ik ſä, wehr: Jehann, ik mut foort!

2.

He ſä mi vun Leef un vun Himmel un Eer,
He ſä mi van allens — ik weet ni mal mehr!

3.

He ſä mi ſo vel, un ik ſä em keen Woort,
Un all wat ik ſä, wehr: Jehann, ik mut foort!

4.

He heel mi de Hann, un he be mi so dull,
Ik schull em doch gut wehn, un ob ik ni wull?

5.

Ik wehr je ni bös, awer sä doch keen Woort,
Un all wat ik sä, wehr: Jehann, ik mut foort!

6.

Nu sitt ik un denk, un denk jümmer deran,
Mi düch, ik muss seggt hebbn: Wa geern, min Jehann!

7.

Un doch, kummt dat wedder, so segg ik keen Woort,
Un holt he mi, segg ik: Jehann, ik mut foort!

Dat letzde.

Min Anna is en Ros' so roth.

1.

Min Anna is en Ros' so roth,
Min Anna is min Blom,
Min Anna is en Swölk to Fot,
Min Anna is as Melk un Blot,
As Appel oppen Bom.

2.

De Vullmach bett en Appelgaarn,
Un Rosen inne Strat,
De Vullmach kann sin Rosen wahrn,

De Bullmach kann ſin Appeln ahrn:
Min Anna is min Staat!

3.

Se is min Staat, ſe is min Freid
Un allens alltomal,
Un wenn de Wind de Roſen weiht,
Un wenn de Wind de Appeln ſleiht:
Se fallt mi nich bendal.

4.

Se fallt ni af, ſe fallt ni bin.
Se hett ſo'n friſchen Moth;
So blöht min Hart, ſo blöht min Sinn,
Min Anna blüht de Blom derin
Bet an min ſeli Dod.

Hartlev.

Wat weenſt du di de Ogen blank?
Segg an: wat deiht di weh?
Is Vader krank, is Moder krank,
Is Broder ut to See?

»Och ne! mit Vader hett' keen Noth,
Un Moder ſpinnt dat Flaſſ,

Doch wehr't em beter, wehr he dod
Un ünner't gröne Gras.

Ja beter leeg he kold un ſtill
All ünner'n Likenſteen —
De Wind is lud, de See is wild,
Un ik mut ween un ween.“

Un ging de See ok noch ſo krus
Un noch ſo arg to Kehr:
All menni Schipper kehm to Hus,
De lang vergeten wehr.

So ween di nich de Ogen blank,
Un wiſch di man de Thran;
En junge Blot, en nie Plank
De ward ni ünnergahn.

„Un leeg he inne depe See,
Dat wehr em wull to günn,
Dar dör he nix vun Angſt un Weh
Un Scham un Schann un Sünn. —

Dar kehm Soldaten blink un blank,
De wehrn ſo ſmuck to ſehn,
Dar ging Soldaten ſtink un frank —
Do fung ik an to ween.

Un ween mi noch de Ogen ut
Un bün ſo hartsbedröbt,
He wehr ſo junk, de wehr ſo gut,
Jk bar em Allens löbt.

He wehr ſo junk, he wehr ſo ſlank,
He ſa, he kehm ſo bald,
Nu her ik all de Weken lank,
Wa Lov an Blader fallt.

Un kummt he nu un nimmermehr,
Wa ſchall ik eenmal hin!
So ſack ik as dat Lov na Eer
Vorr Schimp un Schann un Sünn.“

Minneſänger.

Das Laub beginnet fallen,
Und Winter naht mit Macht.
Ergeht an dich die Frage:
Was haſt du für dich bracht?

Haſt du der rothen Äpfel?
Haſt du der ſüßen Birn?
Haſt du voll goldner Halme
Die Scheuren bis zur Firn?

Haſt Hölzer auf dem Boden?
Im Keller ſüßen Trunk?
Dann fürcht dich nicht zu ſehre,
Furrath haſt du genung!

Ich ſah die Liljen blühen,
Dazu die Haideblum,
Die Nachtigall im Walde
Die ſang des Maien Ruhm.

Da blühte mein Gemüthe
Allauf aus ſchwerem Leid,
Gemahnte, mitzuſingen
Des Maien Herrlichkeit.

Und ſangen wir ſelbander,
Frau Nachtigall und ich,
Da nahm ſie aber Flügel
Und flog zum Himmelrich.

Und flog zum blauen Himmel,
Sah fröhlich allumher,
Und flog zu neuen Blumen
Gen Süden über Meer.

Nun ſtand ich faſt betroffen
Und rief: Frau Muhme, halt!
Da ſtand ich ganz alleine
Zu ſingen in dem Wald.

Es fehlt mir ſehr an Schwingen,
Sonſt flög ich gerne mit,
Sonſt flög ich mit gen Süden,
Wenn ich zwei Flügel hätt.

Auch hab ich ſchier verſäumet
Der Fruchte einzufahn.
Doch der die Liljen kleidet
Wird mich nicht durfen lan.

Gloſſar.

Vorbemerkung über die Ausſprache.

Das æ lautet breiter und tiefer als ä, faſt wie öä z. B. Sæhn fä ſe (Sohn ſagte ſie). Das gedehnte a lautet tiefer als das hochdeutſche a, dem o ähnlich, wie das däniſche aa, ſchwediſch ä, z. B. Water, wa grot faſt wie Woter, wo grot. — Moder, Vader ꝛc. alle Wörter mit dd haben einen eigenen Laut, der in einigen Gegenden ſich dem tt, in andern dem ll nähert; am ähnlichſten iſt er dem engliſchen weichen th, altnordiſch dh. — Das t hinter ſtarren Conſonanten, hinter den Spiranten und hinter m wird nicht oder ſelten gehört, z. B. he kumy ſtatt he kummt, Luiſ ſtatt Luſt ꝛc. doch habe ich es nicht weggelaſſen, wenn es Irrungen veranlaſſen konnte. Mancher Reim wird dadurch bloß in der Schrift und ſcheinbar unrein. — Die Wörter auf ng klingen ſtark durch die Naſe, wie das franzöſiſche en: ſo ſpricht z. B. der Plattdeutſche kling'n ganz anders, als der Hochdeutſche, der im g viel mehr einen dem ch ähnlichen Hauch hören läßt. —

Noch bemerke ich Folgendes über einige häufige Wörter, deren Schreibung ich der Deutlichkeit wegen nicht genau dem Klange anpaſſen durfte: ehr (ihr, ſie ꝛc.) lautet wie är (wie das eer in Theer). Obbe (Großvater) ſpricht Obb-de. Der Artikel verſchmilzt gewöhnlich mit der voraufgehenden Präpoſition; oft habe ich das bezeichnet, oft nicht; man ſpreche dann z. B. in de Welt wie inne Welt, op den Barg

wie oppen Barg. — Die Sylbe lich ig iſt in Dithmarſchen meiſtens in li i (glücklı. gräſi) verflacht, doch nicht immer; eine beſtimmte Regel mochte ſchwer aufzufinden ſein; der Leſer muß hier nach ſeiner eignen Mundart abändern. Im nachdrücklichen Sprechen werden ſie, wie auch andere verflachte Laute mehr vernommen. Ich habe dies in gewichtigeren Reden, namentlich im antiken Versmaße der „Hanne“ vorſichtig benutzt. — Ich habe mir die Mühe gegeben, beim erſten Entwurf jeden plattdeutſchen eigenthümlichen Laut durch eigens erfundene Zeichen auszudrücken, und ſo zu ſagen von jedem Wort ein Daguerreotypbild genommen; dieſe Zeichen habe ich ſpäter gleichſam in hochdeutſche Schrift ſo weit überſetzt, als es zum bequemen Leſen nöthig war. Wo daher ein Wort verſchieden geſchrieben vorkommt, da drückt die Schreibung, welche dem Hochdeutſchen am unähnlichſten iſt, am genauſten die plattdeutſche Ausſprache aus z. B. hem (hemm) ſtatt hebb'n (haben) fülm ſtatt fülb'n (ſelber), keem, kehm ſtatt kom'n (kamen). ſeng ſtatt ſegg'n (ſagen).

Glossar.

A.

Aab Affe.
Aant Ente.
Aarn ernten, Ernte.
Ach'ndeel Achteltheil, Achteltonne, Scheffel.
Achter hinter.
Æwerdadi von über und That, wie æwermodi von über und Muth.
Æwerelfsche Transalbingier, Hannoveraner.
Alke jedes; Alkeen Jeder.
All (kurz unbetont gesprochen) schon.
Ammer Eimer, von ein bar, was Einer tragen (bæren) kann, wie Zuber von zui bar, was Zwei tragen können.
Angel Stachel z. B. bei Bienen, Schlangen (wie noch das Volk glaubt).
Anners anders, sonst.
Anpakt angeklebt.
Arfen (Arten) Erbsen.
Arfschop Erbschaft.

B.

Bab'n, bam oben.
Bæn, Bæhn, Boden.
Banni (unbanni) sehr.
Barmharti rührend, kläglich.
Bartelmes Bartholomäus, 24. August circa verlassen uns die Störche, die am 24 März erscheinen.
Beer Bier, de Sünn geiht to Beer, geht unter, (weil man Abends zu Bier geht?)

Beenti flink.
Bessen Besen, Bessenris Besenreis.
Beswön, beswöden ohnmächtig werden, beswimeln dasselbe im verkleinernden ironischen Sinn.
Betemen laten gewähren lassen, ungestört lassen z. B. Buköken (ein Kobold, nicht eine Kuh) vun Bremen, lat min Hanne betemen.
Birsten Brunst, das Rennen des Viehs in der Hitze.
Blees Abzeichen an der Stirn, ein Pferd mit solchem, Trunkensein.
Blid, blied mild, vergl. liden.
Blihot Bleihut, Trunkensein.
Böken Buchen von Book Buchnuß.
Born Boden.
Boos Kuhstall (frisisch Bosem).
Booßel Kugel zum Werfen, booßeln, damit werfen z. B. iisbooßeln eigentl. auf dem Eise werfen.
Boss, Bossen Brust, æ wer de Boss spreken, mit dem Gaumen r, d. i. vornehm sprechen.
Botterblom Dotterblume, Caltha palustris.
Bottervagel Schmetterling.
Bræsel Pfeife, kleiner wichtiger Mensch.
Brook Wald, brach.
Buck dick, straff; dat Hart ward buck das Herz wird weit, regt sich.
Bullern hohl klingen.
Bull Stier.
Bunkerappel große rothe Apfelart.
Buten draußen, vun buten lehrn auswendig lernen.
But, Moorbut Stück Moorland.
Buttel Bouteille, Buttelsteert Wasserhose.

C.

Constor'n Consistorium.

D.

Daak Nebel.
Daben toben, laut spielen, daaf tobte.

Dack Dach, Schilf, Rohr Phragmites comm.
Dæs Taumel, Verwirrung.
Dammeln, dangeln ſchlendern.
Dännſchleppen wild laufen, durchgehen der Pferde.
Deg un Tier (organiſche) Kraft.
Deen dienen.
Dei Wiege.
Dennoß, noßen nachher.
Diſen Heed verwirrter Haufen Heede.
Dodenhamer Todtenhammer, Todtenuhr, ein häufiger kleiner brauner Käfer, der das eigenthümliche Klopfen verurſacht.
Dreank Dreiling.
Dreſen Tracht Schelte.
Drall, krall, prall gedreht, rund, feſt ꝛc.
Dreier Thürgriff.
Dribens geradeswegs.
Drillen prellen.
Drippen Tropfen.
Drœknig langſam knurrend im Sprechen.
Drög trocken.
Drüffel Schwelle.
Drüßeln ſchlummern, erwürgen.
Düch däuchte.
Duken tauchen, Düker Taucher, eine Art Ente.
Dünjen, Dœnjen, Dönchen, Schnurre, Anekdote.
Durfen altd. bedürfen, darben.
Dußeln ſchlummern.
Düſti ſtäubig.
Dut Kuß.
Dutt, Dutten kleiner Haufen, gedrückter Ber., in Dutten zuſammengeknäuelt, gekauert.
Dwatſch verſchroben, unſinnig.
Dweern hin- und herwackeln, ſich ſträuben dwer quer, etwas ebendaſelbe.

E.

Ebbe Elſabe.

Ehr ihr, ſie.
Ehrer um lütt öfters, dann und wann.
Elhorn Flieder.
Elk, Ilk Iltis (von Ellen Kraft? vergl. Weli) Jeder (Alkeen).
Entzücken entſetzen, erſchrecken.

F.

Fahl Füllen.
Faken oft.
Fatdok Tellertuch.
Fees, Fähs eigentlich Faden, für Rauſch, fäſt faſerig.
Fiecheln koſen, ſchmeicheln, ſtreicheln (über die Backen).
Fikenvertellerſch Klatſcherinn, Angeberinn.
Firn und Firſt wie Poſitiv und Superlativ: das Höchſte z. B. von Bergen, vom Hauſe, auch der Schnee auf Bergen.
Fleerlink Schmetterling.
Flip Unterlippe, lett de Flip hang läßt die Unterlippe hangen, flipen weinerlich ausſehen.
Flodi leicht.
Fludderi flatternd, verwirrt, nachläſſig.
Flunk Flügel bei Vögeln.
Foln falten.
För Fuder.
Fork Heugabel.
Foſſ Fuchs, de Foſſ brut (braut) der Nebel neigt.
Foß, Föſſ Furſte.
Fram ſtill, ſanft, die Urbedeutung von fromm.
Frei freute, Freid Freude.
Fruſſt friert.
Fuchteln wedeln.
Fuchti feucht.
Funßeln mit etwas Haarigem über die Haut fahren, ſchnell mit den Händen herumgreifen, beim Kartenſpiel die Karten trügeriſch verwechſeln.
Fur Feuer, lopen Fur Trommelſeuche beim Rindvieh.

G.

Gau raſch, ſchnell.

Gær Kind.
Giffen vermuthen.
Gleem ein ſchmaler Streif.
Glinſtern glänzen.
Glupen von unten hinaufſchielen, auch wohl ſeitwärts lauern.
Glur Blick.
Goldſmid Libelle, Waſſerjungfer.
Grappeln herumtaſten, tappen.
Gräſen Schauder.
Grinen lächeln.
Gunt dort fern, Güntfid jenſeit, namentlich der Eider, güntfid gunnert hinterm Jenſeits.

H.

Hæg Behagen, Freude.
Hækern mit Kleinwaaren handeln, bildlich vielgeſchäftig nichtsthun.
Hæp Hoffnung, hoffe, hoffte.
Hæv Habicht.
Haf (däniſch Hav) das Meer.
Hagelbütel Schrotbeutel.
Hanſſup enges Unterkleid für Kinder, Jacke, Hoſe, Strümpfe in Einem Stück.
Happi gierig, von happen ſchnappen.
Haſſelpock Laubfroſch.
Hatbar, Adebar Storch (ovum ferens nach Grimm gemäß alſo der bekannten Sage).
Häkeln hecheln, kämmen.
Heben (engl. heaven, goth. himins) Himmel namentlich der obere Theil, im Gegenſatz von Kimming Horizont.
Heidi weg, fort.
Heiloh, Hailoh Haideſtrecke (Lohe = Haide? Es giebt ein Dorf des Namens).
Heiſterkopp, koppheiſter kopfüber. Heiſter altdeutſch Knüttel.
Hemdsmaun hemdsärmel.
Hennig mittelgroß.

Heure (höire), winſter (venſire) dän. rechts und links.
Hewein tändeln, heweli verzärtelt.
Hitt'li übermäßig eilig, lächerlich eilig.
Hö hütet, hütete.
Höch — to höch in die Höhe.
Hof Garten, auch Hof.
Höhnerſwark Vogelmiere, Stellaria media.
Holtduv Holztaube.
Huslünk Sperling.

J. (Vocal.)

Jisjæk, Jisjækel Eiszapfen (engl. icecicle).
Jm (Jim) Biene.
Jns einmal.

K.

Kæſel kleines Haus (casa lat. Haus).
Kaff Spreu, Schale von Samen.
Kaneelblom Syringe, rother Flieder.
Kaſpelvag Kirchſpielvogt.
Kaſprat beſperat.
Keben Kiemen.
Keit keck, gewandt.
Kekelrehm Zungenband, kakeln gackern.
Kimming Horizont, namentlich bei Schiffern.
Klar fertig.
Klei Marſcherde, klein darin arbeiten, überhaupt graben, auch wühlen, fudeln, kratzen (Buchſtaben, ſich hinter den Ohren kratzen).
Klehnen gemüthlich ſchwatzen.
Klewervoer Vierklee.
Kluckern kosen.
Klun Knäuel Garn.
Klunkrav Kolkrabe, Rabe.
Kluwer, Kluwerſtaken Springſtock.
Knabbüff, Knapper für Flinte.
Knebſch, knäpſch ſchlank von Wuchs (von knipen kneifen, preſſen).

Knep, Knäp Kniffe.
Knewel eine Achſe in der Mühle, ironiſch großer Kerl.
Knick Zaun, der jedes dritte, vierte Jahr gekappt (geknickt) wird.
Knirr — inne Knirr von Thuren, kaum offen.
Knüll Grasplatz, Raſen im botaniſchen Sinn.
Knutten ſtricken, Knüttwihr Stricknadel, Knüttüg Strickzeug.
Knuppen Knoſpe.
Kote Kajüte, Schlafſtube, mit komiſcher Nebenbedeutung.
Koppbeiſter Kopfüber.
Krabbuſch, Krattbuſch, Kratt Zungholz, Krüppelholz, verwirrtes Gehölz.
Kragen nöthigen beim Eſſen und Trinken.
Krall, ſ. drall von krellen drehen, beſonders Garn mit den Fingern.
Krækeli zerknittert, faltig, runzelig.
Kroti herausfordernd.
Krein krähen. Krei Krähe, Kreiden Krähen.
Kriɒs — di'n Kriɒs kriegen anpacken.
Kroop kroch von krupen kriechen, krub ünner kriech unter.
Krooß Bierkanne, meiſtens aus Zinn.
Kuri zuſammengekauert, traurig.

L.

Lackreep Riedgras, Carex.
Lat ſpät (engl. late).
Lebel, Lebbbel Löffel.
Leden Glieder von Lid Glied, ledweek ſchwach.
Lenken, lenngn ſchmerzlich ſehnen.
Lenk Gelenk.
Leet — dat leet es ließ, ſah aus wie.
Leeg ſchlecht, verderbt; er lag.
Leid Zügel.
Leidi ſonderbar.
Leihn, leidn blitzen.
Lerri leer.

Liden thauen, lidſam weichherzig.
Liekes gleichwohl.
Löv — ik löv ich glaube.
Lüchen lüften, aufheben.
Luch Luft.
Lüffen erleichtern, aufheben.
Luri ſtill warm, dumpf und trübe.
Lüffen — mit Lüffen gierig, lüſtern.
Lütt, lütj, lütjet klein.

M.

Maan, Mahn Mohn, Mond, Mähne.
Maas Moos.
Mank zwiſchen (engl. among).
Martjen (Kohblom) Marienblümchen, Tauſendſchön, Bellis perennis.
Matten (Marten, Martin) wird Haſe und Kaninchen gerufen, ſchon im Thierepos (Reinke Voſſ).
Mau Aermel, Een wat op de Mau binn etwas aufbinden, vorlügen.
Medder, Meller, Mellerſche Tante, von Mutter wie Vetter von Vater.
Mern mitten, Mert Mitte.
Mirreems Ameiſen.
Miſchen Meſſing, meſſingen.
Möt Begegnung, to möt, inne Möt entgegen (engl. meet ſich treffen).
Moje ſchön, beſonders bei Schiffern z. B. moje Wind.
Mullerig, mudderig wüte.
Mümme, Mohm Mühmchen, Muhme.
Mürpe Meps.
Murt Moraſt.

N.

Nöblen zögern.
Narms, nardns nirgends.
Neeg nahe.

Nehm, ſik nehm ſich gut aufführen
Nern unten.
Neti ärgerlich, niſſig, zänkiſch.
Niey genau.
Niſchiri neugierig.
No'n noch Einer.
Nößen nachher.
Nubl gebückt, nubl en gebückt ſitzen.
Nückſch widerſpänſtig.
Nütt nütze, gut.
Nütt'li vom Hornvieh ſtößig, unſinnig.

O.

Obbe (ſprich Ohbbe) Großvater (old Pa).
Ognverſchrön Blendwerk.
Oof, Oken Bodenraum dicht unterm ſchrägen Dach.
Opbeden, inne Kark beden confirmirt werden.
Orri ſehr.
Ower Ufer.

P.

Palten Fetzen, großes Stück.
Pann Stirne (däniſch Pande).
Parmtik, Parpentikel Perpendikel.
Paſſbom Zangbaum an der Mühle, ſie zum Stillſtehen zu bringen.
Pattu par tout, durchaus.
Peperblom Kellerhals, Daphne.
Pefel Pieſel, Saal.
Petten treten, davon Poot Fuß.
Piffeln flüſtern.
Plætern pappeln, plappern.
Platen Schürze.
Plinken Augenlider, zwinken.
Pluſti verworren.
Pockenſtohl (Froſchſtuhl) Pilz Champignon (engl. toadsstool).
Ponäf' Polonaiſe, eine veraltete Art Rock.

Povis oder Wulferts Balgpilz, Staubpilz, Lycoperdon bovista.

Prente Bockstabn Frakturschrift.

Priele Wasserläufe im Strande.

Prüker Taubenart.

Puhlen pflücken, krauen ꝛc. z. B. Erbsen aushülsen, die Backe krauen.

Puker messingene Nägel.

Püsseln sich beschäftigen, zum Zeitvertreib arbeiten, Kleinigkeiten ordnen ꝛc. Im Norden hat süßeln fast dieselbe Bedeutung, bezieht sich auf häusliche Arbeiten.

Putt un Pöhl Pfuhl und Pfützen.

Pütjerschiev Töpferscheibe, Putt Topf.

Q.

Quesi eigensinnig, unsinnig verwirrt, von Quees kleine Blase in der Haut z. B. vom Brennen, Quese ist auch der Drehwurm Coenosurus cerebralis, der die Drehkrankheit der Schafe (quesi Schaap) veranlaßt.

Quickborn fließende Quelle, lebendiger Brunnen, altdeutsch queeprunno; queck, quick lebend, frisch, muthig, keck, z. B. Quecksilber lebendiges Silber, Queckholder Wachholder, der immerlebendige, immergrüne Baum; quick engl. rasch.

Quicken erquicken, beleben.

Quitsch Quecken Triticum repens.

R.

Raffer herab.

Raken streichen, raffraken herabstoßen, alla tha rak Harakir konungr af riki island, alle rakte Harald vom Reich.

Rangeln sich wälzen.

Rau Ruhe, utraun ausruhen.

Rekeln (Frequentativ von recken) liegen und sich behaglich dehnen.

Reeden alle Arbeiten zusammen, wodurch eine Hausfrau egenred (eigengemachtes) Zeug fertigt, also spinnen, weben ꝛc.

Redi in Ordnung (engl. ready), förmlich, wirklich.
Reitschopp Geräthschaft.
Roog roh, rauh.
Ropper herauf.
Rümpels Gerümpel, Trümmer.
Rün Wallach.
Ruschen Binsen, engl. rush. Ruschenpull Binsenbusch.

S.

Sa sagte, sän, sagten.
Sacken sinken.
Schahlen spühlen, wegspühlen, wobei ein eigenes Geräusch gehört wird.
Schapp Schrank.
Scheef, Schäf un Schinn (Acheln) Abfall beim Striegeln von Flachs und Haar.
Scheffsch schäbig.
Schel, Schäl Scheidung, Marke.
Scheen, Schän Schienbein.
Schetprugel Flinte.
Schit Schmutz, schiti schmutzig.
Schitkrat kleiner Kerl.
Schulen schützend bedecken (z. B. unter dem Dach), lauernd sehen, schielen.
Schumpeln schlendern.
Schrakeln schiefbeinig, kümmerlich gehen.
Schrad schräge.
Schraueln sich eben mit Eis belegen.
Schummern Dämmerung.
Seel Griff am Eimer.
Seiln segeln.
Sett Napf, Gefäß.
Settanner selbander.
Sickbült Rasen aus einem harten Grase (Aira caespitosa Rasenschmiele).
Slangkrut Farrenkraut.
Slanti schlaff (vergl. engl. slender).

Slant Lumpen, Trant Tand.
Sleef hölzerner Rührloffel, Schlingel.
Slenkern schlendern z. B. den Arm.
Slicken lecken, Slick Schlamm.
Sliken schleichen.
Slöpendriwer Schlittentreiber. Herumtreiber.
Sluf Schale von Samen.
Sludern klatschen.
Smacken vor Wohlschmack mit der Zunge schnalzen.
Smetsch, smehtsch schlank, was sich leicht verbiegt, verwirft.
Smidi geschmeidig.
Smurrn vermodern, aus Luftmangel verderben.
Smustern schmunzeln.
Snætern schwatzen, klatschen.
Sneckeln schleichen goth. snikan wovon Snaken Schnecken und Schlangen (engl. snake).
Sni af schneide ab.
Snübbeln stolpern. snubbeli dod blidn plötzlich sterben.
Snuckern schluchzen.
Snut Schnauze, Maul.
Soot Brunnen, Mehrzahl Söd.
Sott Ruß.
Spein sprützen.
Spint 1/14 Tonnenmaaß, hier Hut.
Spildom Spindelbaum, Evonymus europaeus.
Splettbeent rittlings von spliten spalten, spleten gespalten, Splat Spalte.
Spökeln spuken.
Splitterdull bitterböse.
Stakbusch Stober, Spürhund (Eigenname).
Stankversit Staker.
Stackelsch Stacken.
Steern Stern, Sturn.
Steert Sterz, Schweif.
Stichdein, Stickerdein Stacheldeeren, Rasdein (Prunus-Cerasus) Kirsche.
Stormen stark riechen, düften (friesisch starmen).

Störtten ſtürzen.
Strünk Mehrzahl von Strunk (truncus lat.) Stamm z. B. Kohlſtrunk, Geſtrüpp.
Streem Striemen, ſchmaler Streifen.
Stubben Baumſtumpf.
Stur ſtraff, ſchweigſam.
Sunner, ſünder ſonder, ohne.
Sulm, ſulbn, ſülſt, ſulſten ſelbſt.
Sunndrang Blindſchleiche, Bruchſchlange.
Sußank Sechsling.
Swart, mi ſtunn dat Swart in'n Weg mir ſtand das Schwarze (die Buchſtaben) im Wege.
Swiern, umſwiern ſchwärmen.
Sweep Peitſche, wovon Blatſch das dünne Ende.
Swahn wahnen, ahnen.
Swolk, Swulk Schwalbe.

T.

Tallföten zappeln, namentlich im Sterben krampfhaft zucken. nur vom Vieh gebraucht.
Tafen, tæſen ſchleppen, zerren, tæſt ſchleppig, teſt (taſi) zahm z. B. Katzen.
Tæt Stute.
Teht ziehen.
Tilg, Tilgen Zweig, Aſt, isländ. teinn.
Tinn Zinken z. B. in der Harke (im Rechen).
Tippel und Topp Spitze.
Töben warten.
Toreten zerriſſen.
Trähtſch widerſpenſtig.
Trünneln, tründeln roſſen, ſich wälzen.
Tulk Tulpe.
Tuſchen beſchwichtigen.
Tun Zaun.
Tüten Regenpfeifer, Charadrius.

U.

Ununtt auffätzig.

Utraun ausruhen.
Uteken Rübchen schaben, durch Gebehrden verhöhnen.
Utwreng ausringen z. B. ein nasses Tuch.

V.

Vordwas quer.
Van di von dir, rechts. to di links, bei Pferden.
Verklamt verklommen (von klamm feucht).
Verhesbes't verwirrt.
Verndag heute, vernnach diese Nacht (hinecht allemannisch).
Verpust athemlos, verpußen ausruhen.
Versmiten verwerfen', krumm machen.
Vullmach Gevollmächtigter, Landschaftsdeputirter.
Vun een auseinander, also in twei.

W.

Wa (sprich beinahe wo) wie, wadenni, wasück wie.
Wa'k Wat ik, was ich.
Waggen große Wogen.
Waggbom Waage.
Wallbeenti fabelbeinig.
Warschun warnen.
Waterböhrs Wasserhorse (Gesellschaft, wo man nur Wasser trinkt), Nachbarsbesuche (clubb), nicht zu übersetzen.
Watten Vorland vor der See, der de Watten = übern Harz: vaad dän. naß, vatn schwed. Vand dän. Water platt beides Wasser, vergl. waten (waden), Wade.
Weli überkräftig, von Wehl Kraft, auch Wehr Stärke. De Well kriegen den Sieg gewinnen. Altd. Ellen Stärke, daher Elennthier (Elch).
Week (Wäk) Woche.
Wewerknecht, auch Schuster die langbeinige bekannte spinnenartige Milbe an den Wänden, Phalangium.
Wiern, Wihrn Metalldrähte.
Wichel, Wiechel Weidenbaum.
Windelbom (Ponterbom) beim Ernte fahren der Baum zum Niederschnüren des Fuders.

Wies warn gewahr werden.
Wiesnut Naseweis.
Wofück, wonehm wie, wo.
Wrangeln verstärkt von rangeln und ringen wälzen.
Wründel Ring aus Zeug auf dem Kopf unterm Milcheimer, kommt vom Worte rund.
Wude einige.
Wulp Welpe, wulpen welfen.
Wultern wälzen.
Wull wollte, wir, Wolle.
Wullt willst.
Wuss wuchs, wußte, Wurst.
Wutteln Wurzeln. Moorrüben Daucus.

J. D. Appel's Buchdruckerei

Sinnstörende Druckfehler.

S. 30	Zeile	2 v. o.	statt	un vohn	lies	un to vohn.
„ 31	„	11 v. u.	„	Zeageln	„	Vageln.
„ 37	„	9 v. u.	„	nweern	„	nwern.
„ 38	„	10 v. o.	„	Je	„	De.
„ 117	„	14 v. u.	„	Ahn—	„	Achn—.

Briefe

über

Hochdeutsch und Plattdeutsch.

Briefe

über

Hochdeutsch und Plattdeutsch

von

Dr. Klaus Groth

Kiel
Schwerssche Buchhandlung
1858

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck der normal. Königl. Schulbuchdruckerei in Kiel
(G. H. Mohr).

Erſte Abtheilung.

Erſter Brief.

Ich werde nach und nach, in nicht gar zu unregelmäßigen Pauſen, meine Gedanken über ſprachliche Gegenſtände niederſchreiben ſoweit ſie mit meinen poetiſchen Arbeiten in näherer Beziehung ſtehen. Es kann Ihnen wenigſtens keine Laſt ſein ſie zu leſen, wir bleiben in einem geiſtigen Verkehr, den mündlich eine ungebundene Unterhaltung leichthin knüpfte oder naturwiſſenſchaftliche Unterſuchungen ernſt machten.

Philoſophiſche Fragen knüpfen ſich an alles an; wer nicht zuletzt ſtrebt mit ſeiner geiſtigen Errungenſchaft wenigſtens an die Löſung der großen Räthſel des Menſchenſeins heranzugehen, wen das Leben, und ſei es das einer Blume, nicht an

den Tod, die Regel an den Zuſammenhang des Ganzen erinnert, wem nicht das Wiſſen eine Angelegenheit des Herzens wird, der weiß ſchon gar nicht.

Für mich habe ich den Vortheil, daß ich an eine beſtimmte Stufe der Anſchauung anknüpfen kann wenn ich einer bekannten Perſönlichkeit meine Gedanken niederſchreibe, — daß ich es mit einer gewiſſen Freude thue, wenn ich ſie Ihnen mittheilen darf.

Manches von dem was ich zu ſagen habe wird etwas ganz Gewöhnliches ſein, Neues wird wenig vorkommen. Aber wie viel Neues denkt der Einzelne? Ich werde es ſogar meiſtens nur mit alten Vorurtheilen zu thun haben.

Iſt Plattdeutſch oder Hochdeutſch die vollkommenere Sprache? Ich ſage abſichtlich nicht ſchöner oder beſſer, ſondern vollkommener. Die Schönheit iſt nur Eine Seite, die Bequemlichkeit, die Brauchbarkeit eine andere. Das Engliſche möchte doch für den Gebrauch auf Kanzel Markt und Katheder, für Geſchichte, für die Wiſſenſchaft, für den Verkehr bequemer ſein, aber ſchön wäre es nicht. „Schön iſt was gefällt."

Es gibt faſt keine der ſ. g. gebildeten europäiſchen Sprachen, die nicht von irgend einer Seite her als Muſter der Vollkommenheit geprieſen iſt oder wird, die Griechiſche von den Gelehrten, die Franzöſiſche von der halben feinen Welt, wenigſtens früher. Jedes Volk lobt ſeine Sprache, und man verzeiht es ihm, bloß der Norddeutſche ließ ſich bis dahin gefallen ſeine Mutterſprache als platt, d. h. hier gemein zu bezeichnen und anzuſehen. Eine Zeitlang ſprachen geheimnisvolle Stimmen vom Sanſcrit als der gottgeſchaffenen Urmutter aller indogermaniſchen Sprachen, von ihrem wunderbaren Glanz in Farbe und Bau, das iſt jetzt nicht mehr Mode. Unſer Altmeiſter Jacob Grimm ſchrieb vor vierzig Jahren vom Gothiſchen wie von dem Ideal der Schönheit, wovon wir Neudeutſche in Schuld und Sünde abgefallen, vor zehn Jahren hielt er gerade das entgegengeſetzte Ende der germaniſchen Sprachentwickelung, die engliſche Sprache für die vollendetſte.

Iſt es möglich hindurch zu finden, wo man auf dieſe Weiſe ſchwankt? vermögen wir es mit unſerer Kraft, wo die Beſten nur zu tappen ſcheinen? Iſt es der Mühe werth, wenn man hindurch

fände, ſich ein Urtheil zu bilden? Man könnte vielleicht etwas Beſſeres thun. Aber ich für meine Perſon mußte mich fragen als ich meine poetiſchen Arbeiten vorbereitete, ob nicht eine ſchwächliche Neigung für heimiſche Klänge mich verführte, im Plattdeutſchen eine Schönheit und Vollendung zu finden, die in Wirklichkeit vielleicht nicht darin ſteckten.

Man ſagt ein Genie gehe nicht unter, einmal vorhanden breche es ſich von ſelbſt nothwendig Bahn. Ich glaube freilich nicht daran, ich glaube daß manchem Genius früh genug die Flügel geknickt werden, daß er nicht zum Fliegen kommt. Man ſollte denken auch eine Sprache, wenn ſie Lebenskraft hat, müſſe ſich ſelbſt erhalten, entwickeln, ausbreiten. Dieſem Vorurtheile gemäß denken viele Vernünftige über Volksdialekte ohne Litteratur, wie übers Unkraut gegen ein Gartengewächs oder einen vollwüchſigen Baum. So ſchrieb Grimm in der Vorrede ſeiner Grammatik, Volksdialekte ſeien roh. Ich las dies vor lange mit wahrhaftem Schrecken, denn ich hatte zu viel Reſpect vor Jacob Grimms Urtheil, ich glaube zu viel.

Wenn ich gegen einen solchen Ausspruch an, der sich namentlich auf das Plattdeutsche bezieht, kämpfend und Schritt für Schritt allmählig zu der Ueberzeugung gekommen bin daß das Plattdeutsche die vollkommnere der beiden Schwestern sei, so werden Sie schon neugierig werden auf die Gründe aus denen diese Ansicht erwachsen ist.

Könnte ich sie Ihnen nur leicht und klar vorbringen! — Wir wollen zunächst nur einzelne Charakterzüge aufsuchen, hin und her, und wie Sie es bei Bestimmung einer Blume zu machen pflegen, Merkmale sammeln, deren tieferen Zusammenhang wir vielleicht später in Einen Gesichtspunkt zusammenfassen können.

Lob und Tadel würde ich lieber gar nicht aussprechen, ich kann es aber nicht vermeiden, ich habe zugleich eine tief Verletzte zu vertheidigen. Sollte ich dabei mitunter etwas warm werden, so liegt die Schuld vielleicht nicht bei mir.

Zweiter Brief.

Die hochdeutsche Sprache ist sehr undeutsch geworden. Dieses Undeutsche liegt nicht in den s. g. Fremdwörtern. Das Englische besteht zur Hälfte aus Fremdwörtern und doch bleibt die Sprache echt englisch. Die Puristen welche im vorigen Jahrhundert bei uns mit lächerlicher Wuth diese armen Eindringlinge verfolgten, hatten zwar das richtige Gefühl daß ein Feind sich eingeschlichen, aber wo er seine Festung, sein Lager aufgeschlagen das ahnten sie nicht. Der Sprachgeist ist im Englischen durch alles Fremde unberührt geblieben, der Sachse hat den Romanen innerlich besiegt, er ficht mit seinen Waffen, er braucht römische, keltische Ausdrücke mit deutschem Sinn.

Die deutſche Sprache kränkelt in ihrem innern Weſen an Ausländerei, die Nachäfferei hat ihre Phyſiognomie verzerrt. Als die Deutſchen am Schluß des Mittelalters mit der klaſſiſchen Litteratur der Griechen und Römer bekannt wurden, da nahmen ſie gerade den unſeligen Cicero zum Hauptmuſter ihrer Rede. Da kamen die langathmigen langbeinigen Perioden; die Länge und Schwerfälligkeit wäre noch zu verzeihen, aber die Geſchmackloſigkeit riß ein, der Sinn für Schnörkel und Zierrath erſtickte den für Natur und Schönheit, man that dem Genius der Sprache Gewalt an, und es war ſeine Stärke und Schwäche zugleich daß er es leiden konnte und nicht ganz unterging.

Wenn man ein gut geſchriebenes franzöſiſches Buch mit einem deutſchen dem Stile nach vergleicht, ſo macht das franzöſiſche immer den Eindruck des Ungekünſtelten, es iſt als wenn der ſchlichte geſunde Menſchenverſtand daraus ſpräche. Zwang und Müh ſitzen immer mit dem Deutſchen an ſeinem Schreibpult, ſeine Sprache iſt nie ganz wie bloß geſprochen, ſeine Sätze reihen ſich nicht leichthin aneinander, ſie ſind immer verkettet, ver-

ſchlungen. Dies kommt äußerlich genommen von unſerm Ueberfluß an logiſch beſtimmten Conjunctionen, und dieſe unſeligen verdanken wir jener Periode erwachender Wiſſenſchaft. Wir begründen vermitteln beſchränken, wenigſtens in unſerer geſchriebenen Rede auch wo kein Grund dazu vorhanden iſt, „inſofern obgleich dennoch freilich zumal wenn, es ſei denn, unter der Bedingung daß" u. ſ. w. — ſolche und hundert ähnliche Conjunctionen werden faſt durchſchnittlich unnöthigerweiſe geſchrieben, fordern heraus Gründe zu denken wo keine nöthig oder vorhanden ſind und machen Gedanke und Rede ſchwerfällig. Leider alſo können wir nicht einfach dadurch zur Natur zurückkehren daß wir jenen Periodenbau mit ſeinen Schnörkeln einfach aufgeben, denn die deutſche Sprache trägt Spuren ſeiner rohen Gewalt für ewig in ihrem Gliederbau.

Man hat von jeher die Fügſamkeit deutſcher Zunge gelobt jede fremde Sprache nach deren Eigenheiten in ſich wieder zu geben, Gewandtheit und Gelenkigkeit wird ihr beſonders nachgerühmt. Es iſt wahr daß ein Franzoſe ſich vergebens bemühen würde die Sprache Homers, Pindars,

Herodots wiederzugeben, einen griechischen Eber, ein Petrarkisches Sonett oder die Grandezza spanischer Prosa nachzuahmen. Dennoch ist jenes Lob ein zweideutiges. Unsere Uebersetzungskünstler wie die Porten welche griechische, persische, arabische, romanische Stoffe und Formen nach Deutschland gebracht, haben ebensosehr unserer schönen Muttersprache Gewalt angethan, sie aus den Fugen gerissen, unser Gefühl für ihr eigenthümliches Wesen, für deutsche Schönheit der Rede abgestumpft. Unser Gesichtskreis hat sich erweitert, aber er hat an Bestimmtheit verloren, wir sind auch hier Kosmopoliten geworden auf Kosten unserer Nationalität. Der Vortheil mag größer sein, der Schaden ist groß. Ein Organismus kann auch übergelenk werden, mir kommt die Sprache vor, wenn ich z. B. Rückerts Makamen lese, als hätte sie mehr Gelenke als Glieder, sie tanzt wie mit brüchigen Beinen.

Der Hauptgewinn dieser Bemühungen von Dichtern und Uebersetzern besteht wohl in dem Erwerb des Hexameters für unsere Poesie; die Platenschen Oden beweisen daß wir andere klassische Metren nur künstlich wie Treibhauspflanzen cultivieren

können; das Sonett der Romanen iſt ein zweifelhafter Gewinn den wir uns wollen gefallen laſſen; das perſiſche Ghaſel wird in ſeiner Einförmigkeit gewis bald nur ein langweiliges Curioſum bleiben.

Was ich hier als Undeutſch in unſerer heutigen Schriftſprache getadelt habe, betrifft alſo nicht einzelne Ausdrücke, franzöſiſche oder lateiniſche, es betrifft die Conſtruction der Rede, das Gefüge des Satzes, die Wortſtellung wenn man die Sache ganz äußerlich betrachten will. Aber dies trifft gerade den Nerv des Weſens einer Sprache. Wie muß ein Sprachgefühl zerrüttet ſein das ſo denken kann:

> Eine deutſche Stadt möcht ich erbauen
> Unter Himmel einem ewig blauen.
>
> Rückert.

Denn die Satzbildung hängt mit dem Gedanken aufs engſte zuſammen, die Logik der Sprache ſelber wird angegriffen wenn der Satzbau verdirbt. Und dann greift das Uebel weiter. Man leſe einmal willkürlich herausgegriffen einige Sätze von Luther: ſein Deutſch hat ein Geſicht, ein Männerantlitz, es iſt nicht bloß das Lutherſche, nicht

bloß ſein Geiſt und ſeine Größe, ſondern die Phyſiognomie der Sprache ſeiner Zeit, mehr oder weniger vielen Schriften der Reformation gemeinſam. So ſprechend hat ſelbſt Leſſing ſeine Proſa nicht wieder geſchrieben. Die Sprache hatte noch Charakter und dieſer war echt deutſch.

Vergleichen wir damit den Stil unſerer Zeit, beſonders gerade den gewandten fließenden, des wir uns rühmen: wie charakterlos iſt er geworden, einförmig in ſeinen Wendungen, abſtrakt und blaß in Fleiſch und Farbe.

Riehl z. B. iſt gewis mit unter die gewandten Proſaiſten der Gegenwart zu rechnen, und er iſt ein Mann, der ſich um deutſches Volk und deutſche Sitte verdient gemacht hat wie wenige: ſein deutſcher Stil kränkelt aber mit an dem allgemeinen Verderbnis unſerer Sprache. Wir können das hier nicht im Speciellen belegen, achten Sie aber vorläufig nur einmal auf ſeine unnöthige Häufung von abſtrakten Subſtantiven, ſo werden Sie ſchon Auge für andere Mängel gewinnen.

In ſeiner „Familie" lautet z. B. gleich der zweite Satz, Gott habe „die Ungleichheit und

Abhängigkeit als eine Grundbedingung aller menſchlichen Entwickelung geſetzt", worin nicht weniger als vier Abſtrakta vorkommen.

Nun gar unſere Zeitungen und Journale! Und von deren Undeutſch nimmt jeder Deutſche täglich ſein Quantum zu ſich; wo ſoll unſer deutſches Sprachgefühl bleiben? In der That, die Sache iſt ernſt, wie ſoll man helfen und retten?

Dritter Brief.

Zunächst will ich Ihnen Ihre Fragen beantworten, dann werden wir wohl allmählig weiter, auch zu einem positiven Inhalte gelangen, und selbst wenn ich Sie scheinbar von dem Zielpunkte abführe den ich selbst aufgesteckt habe, so werden wir reicher auf einem Umwege und sicher wieder dahin kommen.

Sie schreiben mir: „Ich kann nicht von dem Gedanken lassen daß das Innere des Menschen, seine Bildungsstufe, seine Gemüthsbeschaffenheit seine Sprache erzeugt und bildet, und daß es einen Weg geht dem nicht entgegen zu bauen ist. Ich höre daß die Sprache des Mittelalters die vor 20—30 Jahren die jungen italienischen Schrift-

ſteller wieder einführen wollten untergegangen iſt; das iſt wohl gut; mir ſchien ſie gezwungen und unnatürlich. — Kann man ſich wohl denken daß wir Deutſche der gebildeten Stände bleiben würden was wir ſind, wenn wir wieder Plattdeutſch ſprächen? Unmöglich."

Indem ich dieſes las wurde mir zu Muth wie wenn Sie erwarteten, nachdem ich dem Hochdeutſchen manche Fehler und Schwächen nachgewieſen, nachdem ich Sie vielleicht zu meiner Anſicht herübergezogen dem Plattdeutſchen den Vorzug einzuräumen, dann würde ich Ihnen zumuthen: bitte, ſprechen Sie von nun an Plattdeutſch mit unſerm Freunde und mir. Darauf antwortete ich Ihnen im Voraus: Wir wollen bloß unterſuchen, wir wollen nichts umſtürzen, wir wollen keine Gewaltſamkeiten. Was ſich aus der erkannten Wahrheit ergibt, das mag werden und wachſen wie es aus der unerkannten geworden wäre. Fürchten Sie keine praktiſchen Conſequenzen, haben wir doch eher zuſammen eine Kamille oder eine Fliederblume unterſucht, ohne daß Sie fürchteten Sie müßten nachher einen Thee davon trinken und ſich ſchwitzen legen. Im Ernſt, ich glaube daß keiner der plattdeutſchen

Schriftſteller je den Gedanken gehabt daſſelbe in Gebiete des geiſtigen und geſelligen Lebens wieder einzuführen wo es nicht von ſelbſt noch ſich ſeinen Platz bewahrt hat oder ihn wieder erobern wird auch ohne ſie. Sie ſchrieben zunächſt gedrungen vom Geiſte der ſich einen Stoff zur Verkörperung ſucht, aus Wehmuth, aus Heimweh nach Jugend, Glück, Treue und Liebe. Die Schriftſprache bot ihnen nicht was ſie ſuchten. Warum nicht? Das wird ſich Ihnen in dieſen Blättern allmählig deutlicher entwickeln. Dabei entſtand in Einzelnen das Bewußtſein der Macht und Schönheit unſerer Mutterſprache, die Lieder und Erzählungen dieſer Schriftſteller haben in Vielen wieder eine ähnliche Empfindung von der Herzlichkeit, der Wahrheit, der Treue des Plattdeutſchen erweckt, auch in Ihnen, während vorher das Vorurtheil allgemein verbreitet war daß es wegen ſeiner Rohheit den Namen des platten Deutſch wohl verdiene. Dieſe Empfindung iſt eine Macht die nicht ohne Wirkung bleiben kann. Wie ſie manche zur Production getrieben hat, ſo wird ſie in Anderen anderes wirken, und wenn ich ſie nun in Ihnen und vielleicht auch in Andern zur Erkenntnis erheben kann,

wenn ich gezeigt habe worin ſie ihre Wahrheit, ihre Gründe hat, ſo wird auch dieſe Einſicht wieder Folgen haben. Solche Mächte wollen wir aufrufen, es iſt unſere Pflicht es zu thun: um ihre praktiſchen Folgen kümmern wir uns nicht.

Allein damit fange ich denn zugleich an Ihren Einwurf, den ich im Allgemeinen unterſchreibe, zu beſchränken und Ihnen zu widerſprechen. Die Entwicklung der Sprache geht allerdings ihren Weg aus eigner Macht, die Sprache iſt ein Organismus deſſen Entſtehen, Werden, Wachſen, Gedeihen und Verfall nicht abhängig iſt von Menſchen, aber doch nicht ganz unabhängig von ihnen. Einflüſſe aller Art, die nicht aus der Sprache ſtammen ſondern von außen kommen, verändern dieſelbe, nicht bloß ihr Geſchick ſondern auch ihren Charakter; menſchlicher Wille, bewußtes menſchliches Thun können dann unter zeigneten Umſtänden einen weſentlichen Einfluß üben. Die Academie hat unter Ludwig XIV dem Franzöſiſchen Feſſeln angelegt, die es noch nicht wieder geſprengt hat, es iſt ſicher daß die franzöſiſche Sprache jetzt eine andere wäre ohne jene 10—12 Männer mit ihrem Wörterbuch. Das

Beſtreben der Jung-Italiener eine Sprache des Mittelalters zurückzuführen ging unter, das Beſtreben der Vlamänder zur Herſtellung einer vlaemiſchen Litteratur, die vor 1830 gar nicht exiſtierte, ſcheint ſein Ziel zu erreichen, es erſcheinen jetzt ſchon über 60 Zeitſchriften in vlaemiſcher Sprache.

Die innere alſo wie die äußere Entwickelung einer Sprache geht nicht abſolut unabänderliche Wege, menſchliches Thun, menſchliches Wollen, menſchliche Einſicht ſind nicht ohne Macht — unter Umſtänden werden Sie ſagen, aber die Umſtände können da ſein wie wir ſehen. Rohe Gewalt hat ſchon manche Sprache vernichtet. Humboldt erzählt in ſeiner Reiſebeſchreibung daß am Orenoco ein Papagei noch kurz vor ſeiner (H's) Ankunft dort die letzten Worte einer untergegangenen Sprache, die mit dem Volke ſelber vom Erdboden verſchwunden war, geplappert habe; das Volk hieß die Atures. Die Normannen haben mit der Eroberung Englands das Volk und die Sprache zerbrochen, aus den Trümmern hat ſich eine neue, vielleicht die vollkommenſte Sprache gebildet. Wilhelm von Humboldt iſt der Anſicht daß überall jede Sprache

nur dadurch zur Vollendung gelangt daß ein neuer Geiſt ſich des Sprachſtoffes bemächtigt, daß ein fremdes Volk, erobernd oder erobert, ſich mit demjenigen vermiſcht das ſeinen Sprachkörper gleichſam rein wie eine Pflanze geſpeiſt und getränkt hat, und nun friſchen Geiſt in die ſtarken aber ungelenken Glieder haucht; auch die reinſten Sprachen wären demnach Miſchſprachen, ihre Vollkommenheit ſpräche eben dafür.

Die Sprache wüchſe alſo nicht wie ein Baum des Waldes, ſondern wie ein Obſtbaum im Garten, es muß ein Pfropfreis darauf geſetzt werden wenn er ein edles Gewächs werden ſoll, Menſchenthun und Menſchenverſtand greifen auch in dieſen Organismus hinein. In unſer jetziges Schriftdeutſch hat ſogar der allertrockenſte Schulmeiſterverſtand eines einzelnen Mannes tief hineingegriffen, Veränderungen, Beſtimmungen gemacht, denen jetzt die Millionen Deutſche folgen als wären es göttliche Geſetze, dem organiſchen Bau der Sprache eingeprägt. Ich meine Adelung. Der Mann hat durch ſeine Grammatik und ſein Wörterbuch einen unglaublichen Einfluß geübt. Was wir z. B. jetzt über den Caſus bei Präpoſitionen ſchon

in der Elementarſchule lernen iſt keineswegs durchſtehend richtig, z. B. wegen regiert nicht immer den Genitiv, bei nicht immer den Dativ, gegen müßte ſogar nie mit dem Accuſativ ſtehen, ſondern mit dem Dativ: aber Adelung hat es einmal zum Geſetz gemacht und jetzt iſt es Geſetz dem ſich kein Gebildeter entziehen kann. So fließen unbewußte Triebkraft, äußere Gewalt und verſtändiges bewußtes Thun in dem Strom einer Sprache zuſammen, ja ſelbſt der Unverſtand kann weitgreifende Aenderungen hervorbringen, die ſich nie wieder ausmerzen laſſen. Seit der Erfindung des Buchdruckes hat z. B. Unwiſſenheit aus allerlei Gründen Buchſtaben namentlich das h in unſre Schrift eingeſchoben wohin es nicht gehörte. Es geſchah vielleicht aus einer Art geſchmackloſen oder doch unbegründeten Formenſinn wonach auch wir ja z. B. nicht gut ein ſ (ſtatt s) als Auslaut ertragen können. Jetzt können wir das h nicht wieder los werden, denn hin und wieder iſt es in die Ausſprache übergegangen, z. B. in gehen, ſtehen, die jetzt zweiſilbig einen Reim auf flehen und ſehen geben, und ſich nicht allgemein wieder einſilbig machen laſſen. Den gewaltigſten, ja

gewaltſamſten Eingriff in Geſtalt und Charakter jeder Sprache hat ihre ſchriftliche Aufzeichnung gemacht. Dieſe war anfänglich natürlicher Weiſe jedesmal unvollkommen. Jedes Volk, ſo weit die Geſchichte reicht, lernte es von einem andern — wir wiſſen nicht wo die Erfindung zuerſt gemacht iſt — die Griechen von den Puniern, die Lateiner von den Griechen, Gothen alſo Deutſche von jenen. Die Laute ſtimmen nur zum Theil, gerade die eigenthümlichen konnten alſo nur unvollkommen bezeichnet werden. Wir wiſſen dieſes zumal an den Eigennamen, z. B. an deutſchen die Tacitus und die Griechen ganz verſchieden ſchreiben. Es begegnet uns noch jetzt, wo z. B. der bekannte Biograph Mozarts und Beethovens Ulibitſchef in ſeinen franzöſiſchen Werken ſich Ou, ruſſiſch dagegen mit Einem Anlaut ſchreibt.

Dadurch floß gleich etwas fremdes Blut in die naturwüchſigen Adern und an eine völlig reine originale Entwicklung war nicht mehr zu denken. Dazu kommt daß die Erſten, die eine ſchriftliche Abfaſſung verſuchten meiſtens ihre Bildung in der ſchon ſchriftlich gefeſſelten ausgeprägten Sprache gewonnen hatten, ja haben mußten, wenn ſie zu

dem Werke fähig ſein ſollten. Sie brachten von der fremden Denkweiſe mit, die fremde Conſtruction ging unwillkürlich in die neue Aufzeichnung hinein. Das geſchriebene Wort iſt ein Bild des geſprochenen, die Schrift ein Bild der Rede. Die erſten Aufzeichnungen einer Sprache geben nothwendig ein unvollkommenes Bild vom damaligen Zuſtande der Sprache.

Wir haben ein Buch von Firmenich „Germaniens Völkerſtimmen", Probeſtücke in faſt ſämmtlichen deutſchen Mundarten. Es iſt ein anſprechender Gedanke, eine Bilderſammlung ganz eigner Art, und der Gedanke ſcheint ſo leicht ausführbar, man läßt ſich eben aus jeder Gegend eine Sprachprobe ſchicken. So hat Firmenich es auch gemacht. Damit iſt es aber eben nicht gethan, Firmenichs vielgelobtes Buch hat gar keinen Werth, wenigſtens ſind die Probeſtücke welche ich controlieren kann, nämlich die in plattdeutſchen Dialekten, bis auf wenige, ſo ungenau, entweder halb hochdeutſch oder carrikiert idiomatiſch daß ſie ihren Zweck gänzlich verfehlen, von ihnen aus ſchließe ich daß die übrigen nicht beſſer ſind. Den Aufzeichnern legt ihre hochdeutſche Bildung Feſſeln an, ſie können

nicht frei im Dialekt denken, und ihre Gewiſſenhaftigkeit verführt ſie zu Uebertreibungen in den Eigenthümlichkeiten ihrer Mundart; ſtatt eines Portraits iſt damit die Karrikatur da.

Als ich zuerſt anfing plattdeutſch zu producieren war es mir faſt unmöglich plattdeutſch zu denken, allenthalben ſchlichen ſich unbemerkt die Formeln hochdeutſcher Conſtruction und Gedankenfolge ein, ſo daß ich faſt verzweifelte zu meinem Ziele gelangen zu können. Wie ſollte es nun denen die zuerſt deutſch, alſo Hochdeutſch meinetwegen und Plattdeutſch z. B. Holländiſch niedergeſchrieben haben, beſſer gegangen ſein, wenn den Zeitumſtänden nach auch anders?

Wohin dieſer Umweg uns führen ſoll, das wird ſich Ihnen bald zeigen, vorläufig nur zu der allgemeinen Einſicht: daß in der Entwicklung einer Sprache freier Trieb und äußerer Zwang, Natur und künſtliche Cultur zuſammenwirken.

Zweite Abtheilung.

Vierter Brief.

Bevor wir in unſerer Unterſuchung weiter gehen, müſſen wir uns über ein paar Ausdrücke verſtändigen, die uns dabei immer in den Weg kommen, uns verwirren werden — wie ſie ſchon manchen verwirrt haben — wenn wir über ihre Bedeutung nicht klar und einig ſind: ich meine die Ausdrücke Dialekt, Mundart. Dieſe Ausdrücke gehören zu den vielgebrauchten, denen man allenthalben begegnet: im Geſpräch mit Reiſenden, in Zeitungen, in kritiſchen Blättern, in Bücherverzeichniſſen. Man ſammelt die Mundarten Deutſchlands, nächſtens auch Frankreichs, und ſpricht davon, wie von einem Nationalunternehmen beſtimmt die Ehre des ganzen Volksſtammes zu wahren. Man ſpricht viel von Dialektforſchung,

es erscheint eine eigene Zeitschrift: „Deutschlands Mundarten, eine Monatsschrift für Dichtung, Forschung und Kritik", und wo nur für oder wider des Plattdeutschen gedacht wird, da kann man sicher sein die Ausdrücke Dialekt Mundart zu vernehmen. Es sind also coulante Ausdrücke geworden, aber nicht bloß coulante sondern auch prägnante, bedeutungsschwere, Ausdrücke mit denen man nicht bloß eine Sache bezeichnet, sondern zugleich ein Interesse aufruft, ein Urtheil abgibt, Werth und Würde der Sache bestimmt. Ein Buch in hochdeutscher Sprache, in französischer Sprache kann alles Mögliche erhalten, kann gut oder schlecht, platt oder erhaben sein, a priori weiß man nichts darüber als daß es französisch oder hochdeutsch geschrieben ist, man muß das Buch erst lesen, ehe man es versteht, man muß die Sprache verstehen, ehe man es lesen kann. Bei einem Buche in plattdeutscher Mundart wäre das alles anders. Man würde auch ohne die Sprache zu verstehen und ohne das Buch zu kennen im Voraus wissen, in welcher Sphäre es entstanden sein muß, in welche Sphäre es hineingehört. Hochdeutsche Gedichte sind eben hochdeutsche Gedichte,

wenn ſie nicht von Heine oder Uhland ſind, es können Oden oder Gaſſenhauer ſein: aber Gedichte in plattdeutſcher Mundart müſſen nach dem Kuhſtall riechen, das iſt Selbſtverſtand, und jede Ode unter ihnen wäre eine Sünde wider Apollo. Woher kommt das? Hat es einen vernünftigen Grund? Hat es einen Grund, wenn die Kritik jetzt die Muſe des Quickborn für eine verkappte Hochdeutſche erklärt, man habe ſich täuſchen laſſen, ſie ſei zu vornehm um plattdeutſch zu ſein, und Fritz Reuters Muſe laut für die echte plattdeutſche, ausdrücklich weil ſie einer Viehmagd gleiche? Oder wenn man auf der andern Seite von den Volksmundarten wie von Nationalſchätzen ſpricht, welche Dichtung, Forſchung und Kritik zu wahren und zu mehren haben: ſollen wir beiſtimmen und helfen?

Die Ausdrücke Dialekt Mundart ſind alſo zu Schlagwörtern geworden, die nicht bloß treffen, ſondern auch ſchneiden ſollen. Beim Gebrauch ſolcher Wörter muß man vorſichtig ſein. Wir kennen ſie aus der Politik her, wo die „breiteſte Baſis“ und andere alles Mögliche bezeichneten, von den Parteien bald als ja bald als nein gebraucht

wurden. Auf einem Gymnaſium wird gelehrt, das Plattdeutſche ſei eine bloße Mundart, keine wirkliche Sprache. In ſolchem Sinne bezeichnet Mundart gar keine Sache mehr, ſondern nur die Geſinnung des Sprechenden, und bedeutet: wir mögen das Plattdeutſche nicht. Zu einem ſolchen Schlagworte iſt das Wort allerdings ganz geeignet, es iſt ſo klar und zugleich ſo vieldeutig, daß es Jeder verſtehen kann und Jeder in ſeinem Sinn anders. Wer weiß nicht, was Dialekt, was Mundart bezeichnet? Z. B. der ſchwäbiſche Dialekt iſt die Mundart, welche die Schwaben ſprechen. Allein wenn es heißt, daß Schiller ſein Lebelang den ſchwäbiſchen Dialekt nicht überwinden konnte, ſo bedeutet Dialekt bloß die beſondere Ausſprache einiger Laute und Lautverbindungen, und Niemand wird in Schillers wunderbarer Sprache den Schwaben erkennen wollen. In ſolchem Sinn mag man noch von der vergnügten Mundart der Enten reden oder mit dem Soldaten von der groben Mundart der Kanonen.

Abgeſehen von dieſer Bedeutung würde in einem Wörterbuch, wie das der Gebrüder Grimm, das den Wortſchatz der Deutſchen aus dem Sprach-

gebrauch zuſammenſtellt, der Artikel Mundart etwa folgende Geſtalt annehmen: Mundart iſt die Sprache ohne Schrift, die bloß geſprochene Sprache die nur noch im mündlichen Verkehr umgeht, die Sprache ohne Litteratur, ohne Cultur, die rohe, platte, gemeine Sprache, das Patois, die Sprache der niedern Volksklaſſen, die Bauernſprache, das Kauderwelſch, die Sprache ohne Grammatik, ohne Regel, die wilde, naturwüchſige, die unverdorbene Sprache. — Dies mag für ein Wörterbuch, mit paſſenden Beiſpielen belegt, eine ganz intereſſante Zuſammenſtellung geben, aber zum wiſſenſchaftlichen Gebrauch, das ſehen Sie, iſt ein ſolches Wort ganz ungeeignet, mit einem Gegner kann man ſich dadurch nicht auseinanderſetzen, man weiß nie, was er meint, er appliciert eine Ohrfeige, wo man glaubt, daß er Einem die Hand darreiche. Und doch muß man über dieſe Sache ſich klar werden, ſchon der Eifer, mit dem geſprochen wird, zeigt die Wichtigkeit derſelben. Man muß daher zunächſt den Sachgehalt in den Hauptbegriffen von den leidenſchaftlichen Beimiſchungen ſondern, um dann ruhig weiter zu unterſuchen.

Fünfter Brief.

Dieſen objectiven Sachgehalt könnte man vorläufig ſo beſtimmen: Dialekte und Mundarten ſind die Sprechweiſen und die Spracharten. Alſo der toscaniſche, der römiſche Dialekt wären die Sprechweiſen, in denen das Italieniſche von Toscanern, von Römern geſprochen wird; die attiſche, die doriſche Mundart wären Arten der altgriechiſchen Sprache. Danach hätten wir eine Reihe deutſcher Dialekte, Arten der Ausſprache des Hochdeutſchen: den holſteiniſchen, den ſächſiſchen, den ſchwäbiſchen; eine Reihe deutſcher Mundarten: die holſteiniſche, die weſtfäliſche, die bairiſche, die öſtreichiſche. Die Dialekte unterſcheiden ſich hauptſächlich durch die verſchiedene Ausſprache deſſelben Wort-

ſtoffs, die Mundarten mehr durch die Verſchiedenheit des Wortſtoffes ſelbſt. Auf eine wiſſenſchaftliche Definition macht dieſe Unterſcheidung keinen Anſpruch, ſie genügt uns aber zur vorläufigen Umgrenzung der Begriffe. In dieſem Sinne nun laſſen wir die Dialekte auf ſich beruhen, wir haben es nur zu thun mit den deutſchen Mundarten. Ueber ihren Charakter, ihren Werth, ihre Stellung zu einander wiſſen wir damit noch gar nichts, alles das müßte erſt unterſucht werden. Und das muß es in der That, alle Arbeit iſt noch zu thun, man weiß noch ſo gut wie nichts, man raiſonniert bloß darüber, es ſpricht ſich einfach Neigung und Abneigung aus, oft ohne die geringſte Einſicht, wenn man ſich über dieſes Thema ausläßt.

Wir können für dieſe Unterſuchung hier nur die Geſichtspunkte feſtſtellen. — Zunächſt iſt klar, daß eine Mundart Mundart bleibt, mag ſie geſchrieben werden oder bloß geſprochen. Niemand leugnet, daß das Griechiſche mehrere Mundarten hatte, die doch ſämmtlich in Schriften ausgeprägt waren. Die Holländer nennen das Vlaemiſche eine Mundart, ſie thaten dies bis 1829, als das Vlaemiſche noch ohne Litteratur war, ſie thun es

nach 1830, ſeitdem es in mehr als 3000 Schriften vorliegt, ſie thaten es ehe es eine Vlaemiſche Grammatik gab, und noch jetzt, da es in 30 Jahren deren 60 und mehr beſitzt. Das Holländiſche iſt die nächſtverwandte Mundart. Es wäre lächerlich das Holländiſche nicht Mundart zu nennen, weil es einige hundert Jahr früher geſchrieben und gedruckt worden. Es iſt uns gleichgültig, ob der Hochmuth des Holländers ſich dagegen ſträubt, wir haben es nicht mit blindem Volksdünkel zu thun, ſondern ſuchen klare Einſicht. Ein anderes iſt die Frage, wie weit es eine Mundart ändert, wenn ſie geſchrieben und gedruckt wird, wenn ſie eine Litteratur bekommt, wenn ihre Litteratur Jahrhunderte alt wird. Aber dieſe Frage ſoll erſt beantwortet werden. Sie zu beantworten, dazu gehört mehr als eine bloße Behauptung mit Ja oder Nein. Iſt es nicht wiederum lächerlich unbeſehens vorauszuſetzen: eine Mundart werde vornehmer, beſſer, ſchöner oder dergleichen, wenn ſie eine recht alte Litteratur beſitzt? Sind das nicht Adelsvorurtheile bloß in anderer Geſtalt? Könnte die Mundart nicht auch durch Schrift und Druck leiden und entarten? Dieſen Punkt den wir ſchon früher

berührt haben, wollen wir nachdem noch des nähern betrachten.

Die holsteinische Mundart ist dem Vlaemischen und Holländischen so verwandt, daß die Vlaemänder dem Verf. des Quickborn schrieben: seine Sprache sei ihre theure Muttersprache (dierbare Modersprak). Alle drei sind also deutsche Mundarten. Will man die holsteinische plattdeutsch nennen, so gut. Aber plattdeutsch heißt nicht gemein oder pöbeldeutsch, sondern das Deutsch des flachen Landes im Gegensatz gegen das Oberdeutsche des Gebirgslandes. Dann sind aber auch das Vlaemische und Holländische plattdeutsche Mundarten. Zieht man den Namen niederdeutsch oder niedersächsich vor, so gilt er wieder von allen dreien. Das Westfälische, das Pommersche sind ganz in derselben Lage. Ob nun eine dieser Mundarten oder alle roh oder gemein oder schön oder edel seien, das folgt durchaus nicht aus dem Namen oder daraus, ob sie Schriften und wie alte sie besitzen, das kann erst gründliche Einsicht entscheiden. Wer aber wird diese Einsicht besitzen, diese Entscheidung sprechen? Hochdeutsche Lehrer, die kaum ein Wort niederdeutsch gehört haben und noch in der Tradi-

tion ſtehen, der ſchlechte meißneriſche Dialekt ſei das einzige wahre Deutſch im Lande? oder hochdeutſche Kritiker, die bloß wegen des Namens hoch von ihrem Standpunkte auf plattdeutſche Verſe herabblicken? oder ängſtliche hochdeutſche Patrioten, welche fürchten daß die deutſche Einheit, die da kommen ſoll, durch einige plattdeutſche Bücher verſcheucht werde, da doch Millionen täglich plattdeutſch ſprechen? Ich meine, zu einer ſolchen ſo gar ſchwierigen und verwickelten Entſcheidung gehöre Kenntnis und Unparteilichkeit ſoweit ſie möglich ſind. Kenntnis kann nur ein Plattdeutſcher haben, und warum ſollte er nicht unparteiiſch ſein können, der im Plattdeutſchen wohl die Sprache ſeiner Spiele, im Hochdeutſchen aber die ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung zu lieben verſteht? Das Gerede in unſern Journalen geht uns alſo kaum etwas an, denn es iſt bekannt, daß faſt alle Schreibfedern Deutſchlands für den Tagesbedarf von Nichtplattdeutſchen geführt werden. — Wir aber haben hier einen zweiten Punkt, auf den wir ſpäter zurückkommen.

Sechster Brief.

Diesmal will ich Ihnen eine Frage vorlegen. Iſt Sprache ein Adelstitel? Welche lächerliche Frage, antworten Sie. Und doch, geſtehen Sie, gerieren ſich unſere Journaliſten nicht wie ein Adelscapitel, wenn ſie vornehm behaupten, das Plattdeutſche ſei gar keine Sprache, habe gar kein Recht Sprache tituliert zu werden, ſondern ſei nur eine Mundart? Iſt es nicht ſo abſurd als wenn man ſtreitet ob ein Menſch Menſch genannt werden dürfe? — Oder man macht mit einem epitheton ornans einen Unterſchied zwiſchen wirklicher Sprache und den andern, wie etwa der preußiſche Staatskalender zwiſchen Geheimeräthen und wirklichen Geheimeräthen. Wo Sie Sprache und Mund-

art in ſolcher Weiſe angewandt finden (und das iſt bis jetzt faſt ohne Ausnahme in allem, was darüber geſchrieben worden), da ſuchen Sie keine Belehrung, dort ſpricht nicht Einſicht und Urtheil, ſondern der Kaſtengeiſt derer die ſich liberal nennen, und Sie wiſſen, daß der blinder iſt als irgend einer. Wenn das Hochdeutſche allein und ausſchließlich den Namen einer Sprache führen darf, ſo wird der Name deutſche Sprache bedeutungslos, da eine Sprache doch nicht aus Einer Sprache und einer Menge Mundarten beſtehen kann. Halten Sie dieſe meine Genauigkeit nicht für Pedanterie! Die Gegner haben die Vieldeutigkeit der Begriffe als Hauptmittel benutzt, um über uns mit Hochmuth Gericht zu halten; dagegen gibt's keine andere Waffe als ihre falſchen Mittel aufzudecken. — Wenn wir aber das was deutſche Zunge ſpricht, ſei es platt oder hoch, gedruckt oder ungedruckt, deutſche Sprache nennen, ſo faßt dieſe Geſammtheit zwei Hauptgruppen unter ſich, die wir als Plattdeutſch und Hochdeutſch oder als Niederdeutſch und Oberdeutſch bezeichnen können. Der Baum deutſcher Sprache beſteht aus zwei Stämmen, einem hochdeutſchen und einem platt-

deutſchen Sprachſtamme, die beide wieder in eine Menge Zweige getheilt ſind, und dieſe Zweige ſind die Mundarten.

Wollen wir jetzt die Stellung der hochdeutſchen Schriftſprache in dem ganzen deutſchen Sprachgebiete angeben, ſo können wir ſagen, um im Bilde zu bleiben, die Schriftſprache iſt nicht etwa der Stamm der deutſchen Sprache, wovon die Mundarten die mehr oder weniger ſaftvollen Zweige ſind; ſie hat eine eminente Stellung, natürlich, — als Trägerin der edelſten Früchte der Wiſſenſchaft und der Poeſie, mag man ſie als das Edelreis betrachten; aber ein Zweig iſt ſie unter den Zweigen, vom wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus iſt auch ſie nur eine Mundart.

Dadurch wird das Hochdeutſche nicht herabgeſetzt, kann es nicht einmal, es bleibt immer die Sprache der Gebildeten, der Kirche, der Bibel, die Sprache vor der man von ſelbſt Reſpect hat durch eigne Kunde und Einſicht, die das Maß ihres Werthes in ſich ſelbſt trägt und keines Vergleiches bedarf um gehoben zu werden. Wir betonen dieſe Stellung der Schriftſprache zu den andern Mundarten nur um ein Vorurtheil abzu-

wehren. Der Stamm iſt eher da als die Zweige. So iſt nicht die Schriftſprache vor den Mundarten da geweſen. Dieſe ſind nicht aus ihr durch Degeneration und Verderbnis wie Waſſerreiſer und Auswüchſe entſtanden, inſofern wird das Bild falſch; die Mundarten ſind vielmehr die Wurzeln, wenn man die Schriftſprache als den Stamm anſehen will, dieſe wird verdorren, wenn man die Mundarten abſchneidet die ihr den Lebensſaft zuführen, wie das z. B. beim Franzöſiſchen der Fall iſt. Die Mundarten ſind durchaus nicht ein verſchlechtertes, verderbtes Hochdeutſch, ſondern die geſunde Grundlage deſſelben, nicht eine Karrikatur der gebildeten Sprache, ſondern der Marmor aus dem ihr Bild gemeißelt iſt. Mundarten in jenem ſchlechten Sinn würden erſt entſtehen, wenn das Hochdeutſche alleinige Sprache Deutſchlands würde, wovor uns Gott behüte, denn dann würden die niederen Stände daraus ein Patois machen, in jeder Stadt Deutſchlands, in jeder Provinz je nach der Eigenthümlichkeit des Volkscharakters ein anderes; denn das Volk wird nie davon abzuhalten ſein, ſich ſeine Sprache zurecht zu ſchneiden, weil man es nie wird anhalten können vollſtändig die hoch-

deutſche Grammatik zu bewältigen. Wir würden alsdann wieder eben ſo viele Mundarten haben wie jetzt, aber nicht als lebendige Wurzeln der geſunden Volksanſchauung, ſondern als Waſſerreiſer einer halb aſſimilierten Bildung. Ach leider geben ſchon mehrere norddeutſche Städte, wo ſich der Handwerker bemüht ſeine ſchöne Mutterſprache zu verläugnen, in einem wahrhaften Gräuelhochdeutſch dazu den Beleg her. Schon daraus ſehen Sie, wie nothwendig es iſt die natürlichen Mundarten Deutſchlands zu pflegen, zu erziehen, ſie nicht herabzuwürdigen.

Siebenter Brief.

Jacob Grimm ſagt von der Schriftſprache: man könne die Sprache Luthers als Kern und Grundlage der neuhochdeutſchen Sprachniederſetzung betrachten. Das iſt Thatſache. — Häufiger noch hört man das Wort, Luther habe das Beſte aus den deutſchen Mundarten vereinigt und daraus ſeine Sprache neu gebildet. Das iſt falſch. — Endlich aber, wenn man uns in feierlichem Tone immerfort zum Danke gegen ihn ermahnt als der durch ſeine Sprache die deutſche Einheit herbeigeführt habe, ſo wünſche ich im ſtillen Herzen die deutſche Einheit, mit der Sprache hätte es ſich ſchon gefunden.

Wollen wir denn durchaus wissentlich blind sein und uns blenden lassen, sichtlichen Thatsachen gegenüber? Luther hat keine Sprache geschaffen, so hoch ist noch kein Einzelner je gehoben, daß er dies Wunderwerk bauen könne, Sprache schafft nur ein Volk. Er sagt selbst: „Ich habe keine gewisse sonderliche eigene Sprache im Deutschen, sondern gebrauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide Ober- und Niederländer verstehen mögen." Das heißt aber nicht ein Gemisch aus Hoch- und Plattdeutsch, sondern die Sprache des mittleren Deutschlands, wie er denn hinzusetzt: „Ich rede nach der sächsischen Canzelei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Canzelei, darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache", oder nach unserm Begriff: Mundart (Tischreden 1723 S. 699). Luther schrieb also in der sächsischen Mundart, die damals am häufigsten als Schriftsprache gebraucht wurde. Er schrieb in seiner heimischen Mundart. Seine Sprache ist so frisch, so vom Munde weg, so gesprochen, so von Mann zu Mann: sie kann nur als Mutter-

laut erlernt, nur frisch vom Munde erhorcht sein. Sagt er doch auch selbst: „Man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte fragen und denselben auf das Maul sehen, wie sie reden“ um deutsch zu lernen. Und wirklich nahm er seinen Wortschatz zum Theil geradezu vom Schlachter, Weber, Schmiede, wie man aus seinen Studien für die Bibelübersetzung ausdrücklich weiß — beim Schlachten und Metzgen eines Lamms z. B. sah er eifrig zu, merkte sich alle Ausdrücke, ließ sich die innern Theile zeigen und benennen, und benutzte das Erlernte beim Uebertragen der mosaischen Opfergesetze —, theils natürlich empfing er seine Sprache aus den Schriften, mit denen er sich am innigsten beschäftigt hat, wie z. B. der berühmten älteren „Theologia deutsch“ oder den schlagendsten Schriften seiner Freunde und Gegner aus verschiedenen Gauen Deutschlands; durch diese mag dann bewußt oder unbewußt manches aus den übrigen Mundarten Deutschlands mit eingeflossen sein. — Aber die neuhochdeutsche Sprache steht nicht da wie der Stamm, der aus sämmtlichen deutschen Mundarten als den Wur-

zeln das edelſte Mark in ſich vereint hat. Kern und Grundlage derſelben iſt auch eine Mundart, die ſächſiſche in dem Sinn, in welchem ſpäter noch unſer großer Schulmeiſter Adelung die meißneriſche für die einzig maßgebende der gebildeten Rede erklärt. Sinnliche Friſche und Leben hatte ſie in Luther, wie immer, durch das Heimathsgefühl, ihre hinreißende Gewalt freilich in ſeinem gewaltigen Herzen.

Nicht einmal die oberdeutſchen Mundarten ſind von der Schriftſprache aufgeſogen, man werfe nur einen Blick in Schmellers altbairiſches Wörterbuch oder in Jeremias Gotthelf's ſchweizeriſche Schriften, um zu ſehen welche Wortſchätze, welche Satzwendungen dort noch unbenutzt liegen. Göthe, der gewaltigſte Mehrer des Reichs hochdeutſcher Zunge hat hauptſächlich auch nur aus Mitteldeutſchland geſchöpft. Vom Plattdeutſchen iſt ſeit Luther ſo gut wie nichts in die Schriftſprache übergegangen was nicht ſchon allen Stämmen gemeinſam war, höchſtens einige einſame Wörter.

Iſt es Ihnen nun nicht ſonderbar, daß dieſe Wörter dann meiſtens als der edlere, poetiſche Ausdruck gebraucht werden, gegenüber dem gewöhn-

lichen hochdeutſchen Ausdrucke des gemeinen täglichen Lebens? Z. B. das plattdeutſche Born (der Born des Lebens, der Born des Heils) hochdeutſch Brunnen, das halbplattdeutſche Odem (der Odem Gottes, nicht der Athem) hochdeutſch Athem. Den Grund davon mögen Sie ſich vorläufig ſuchen, ich werde ihn Ihnen ſpäter angeben. Einige wenige Wortformen und Wendungen ſind durch Joh. Heinrich Voß, beſonders ſeine vielgeleſene Ueberſetzung des Homer hochdeutſcher Sprachbeſitz geworden. Der Wandsbecker Bote hat ſchon weniger gewirkt, noch weniger E. M. Arndt trotz ſeines abſichtlichen Strebens in ſeinen proſaiſchen Schriften.

Vom Plattdeutſchen ſcheint die Schriftſprache alſo nur wenig Nahrung empfangen zu haben, und doch, wenn es nicht zu leugnen iſt daß die Elemente mit an der Sprache bauen, daß Heimath und Umgebung die Sprache modeln, wenn alſo die oberdeutſchen Mundarten durch Himmel und Erde mitgeboren ſind, ſo hat noch ein drittes Element die plattdeutſche Sprache mitgezeugt, und zwar das vornehmſte, das Meer. Was das für den Reichthum und den Charakter einer

Sprache ſagen will, brauche ich Ihnen nicht näher zu entwickeln.

Warum aber ſo wenig Plattdeutſch in die Schriftſprache übergegangen iſt, das hat denſelben Grund mit dem Gebrauch plattdeutſcher Wörter wie Born Odem als poetiſche Ausdrücke den gemeinen hochdeutſchen gegenüber: die plattdeutſche Sprache iſt die ältere edlere der beiden Schweſtern. Erſchrecken Sie nicht, ich will keinen Rangſtreit wieder anfachen, ich will Ihnen einfach eine Thatſache darlegen und gebrauche dafür einen geläufigen Ausdruck. Es iſt nemlich das natürliche Sprachgefühl, das in allen Sprachen die älteren Wortformen wie edlere, vornehme im poetiſchen oder ſonſt eminenten Sinne gebraucht. Das thaten ſchon Römer und Griechen, das thut das Altdeutſche, wenn es wieder noch ältere Formen anwendet z. B. im Nibelungenliede, wo es vom Helden Siegfried heißt er ſei ermorderot ſtatt ermordet. Im Neuhochdeutſchen iſt es nicht anders. Wenn wir plattdeutſche Wörter im poetiſchen Sinne gebraucht finden, ſo hat das natürliche Sprachgefühl herausempfunden, daß das Plattdeutſche in ſeinen Formen älter iſt als das

Hochdeutſche, älter das heißt nicht: früher entſtanden, ſondern weniger verändert, dem Urdeutſch näher. Dieſes Urdeutſch kennen wir nicht, aber ſeitdem wir die deutſche Sprache aus Schriften kennen, iſt ſie, wie Jacob Grimm ſagt, zweimal aus ihren Fugen gewichen und hat ſich aus den Trümmern wieder neugeſtaltet. Ich kann Ihnen dies nicht im Einzelnen beſchreiben, es wird Ihnen indes deutlich welche Revolution es jedesmal muß geweſen ſein, wenn Sie nur dies Eine vernehmen, daß eben die Conſonanten, die Grimm die Knochen der Sprache nennt, förmlich verſchoben worden ſind. Glücklicherweiſe geſchah es mit einer durchſtehenden Gleichförmigkeit wie nach einer Regel, ſonſt wäre es dem Deutſchen gegangen wie dem Latein, daß der Faden ganz zerriſſen und aus der untergegangenen Sprache ſich ganz neue entwickelt hätten, wie dort die rumäniſche, italieniſche, ſpaniſche, franzöſiſche. Für uns blieb das Deutſche wenigſtens deutſch. Jene Regel hat Jacob Grimm aufgefunden. Sie können ſie jetzt in jeder guten Grammatik als das Geſetz der Lautverſchiebung finden. Danach geht z. B. d in t, t in z über.

Nun aber zeigt das Plattdeutſche eben in ſeinen ſtarren Conſonanten, daß es eine der beiden Revolutionen nicht mit durchgemacht hat, alſo auf einer älteren Stufe des Lautwandels ſtehen geblieben iſt. Z. B. Dor dot Tid ſind ältere Formen als die hochdeutſchen Tür tot Zeit. Und dieſe durchgehend ältere Lautſtufe des Plattdeutſchen hat verhindert, daß bei der neuen Conſolidierung der Schriftſprache ſeit Luther ſeine Sprachſchätze nicht unmittelbar ins Neuhochdeutſche eintreten konnten.

Achter Brief.

Diese ältere Lautordnung gibt uns zugleich ein Kennzeichen, woran wir die plattdeutschen Mundarten von den andern unterscheiden können, und eine Antwort auf die häufige Frage: was denn eigentlich wirkliches Plattdeutsch sei? Der geborne Plattdeutsche hat diese Lautstellung zum Hochdeutschen im Gefühl; wo er hochdeutsch sprechend mit seinem Wortvorrath nicht auskommt und ein plattdeutsches Wort einmischt, da wird er es dadurch verhochdeutschen, daß er die Lautstufe ändert, etwa Füttjer aus Püttjer (Töpfer), zein aus tein (zehn) macht, und Schulmeister und Pastor haben nachgerade dem Armen so viel vorgeschwätzt und die Zeitungen helfen jetzt, daß

er ſich einbildet dadurch ſeine Worte zu veredeln. Bemerken will ich indes hierbei noch, daß viele der plattdeutſchen Worte, welche in die hochdeutſche Schriftſprache aufgenommen ſind, ganz dieſelbe Veränderung erlitten haben, wie z. B. Deich aus Dik. Es können alſo im hochdeutſchen Gewande noch mehr urſprünglich plattdeutſche Worte ſtecken als es ſcheint, weil ſie jetzt ſchwerer zu erkennen ſind.

Aber nicht blos ein Kriterion, ein Charakterzeichen gibt uns die Lautſtufe, ſondern zugleich das gemeinſame Band, das durch die plattdeutſchen Mundarten hindurchgeht. Unter all dem andern Unſinn hört man auch immerfort die Behauptung, das Niederdeutſche exiſtiere eigentlich gar nicht mehr ſeit das gemeinſame Band, die niederdeutſche oder niederſächſiſche Schriftſprache zerrißen und untergegangen ſei, die plattdeutſchen Mundarten ſeien nur membra disjecta ohne Zuſammenhang. Allerdings exiſtiert das alte Niederdeutſche oder Niederſächſiſche nicht mehr, ebenſo wenig aber das alte Hochdeutſche oder Oberdeutſche; das alte Niederdeutſche war aber auch damals nicht das Band der plattdeutſchen Mundarten, ſondern man

schrieb damals im Lübeckschen, Kölnischen, Ditmarschen Dialekt, und das neue Hochdeutsch ist ebenso wenig das Band der oberdeutschen Mundarten, sondern die ausgebildete sächsische Mundart selbst; weder hält es die andern Mundarten zusammen, denn sie sind so zerstreut wie sonst, man muß jede für sich lernen, noch gibt es ihnen Leben, denn kein Tyroler Schütze oder österreichischer Donaufahrer bereichert seine Mundart aus hochdeutschen Büchern. Das Band der Mundarten ist überall kein reales, nicht eine eigene höhere Sprache die über den andern schwebt; welche Sprache z. B. hat die ionische, dorische Mundart zusammengehalten? Die griechische? Beide waren eben griechische Sprache.

Verbunden sind die Mundarten nur durch ein ideales Band: nur dadurch daß sie zu einander gehören, nur durch ihre Aehnlichkeit, durch ihre Verwandtschaft, wenn man es so nennen will.

Was dies des näheren bedeute, darüber grübeln Sie vorläufig nicht, uns soll es vorläufig nicht zu etwas weiter wichtigem dienen. Wir wollen hier nur noch das Resultat unserer Untersuchung in der Weise der Naturwissenschaft —

denn eine ſolche iſt die Philologie und Linguiſtik — ausſprechen: Die Mundarten ſind die Species (die Arten) der Sprache, eine zuſammengehörige Gruppe von Mundarten bildet einen Sprachſtamm, gleichſam das Genus (die Gattung). Der letzteren haben wir zwei. Und wenn wir von nun an von hoch- und plattdeutſchen oder von ober- und niederdeutſchen Mundarten, oder von einer oberdeutſchen (hochdeutſchen) und plattdeutſchen Sprache reden, meinetwegen auch die Schriftſprache par excellence hochdeutſche Sprache nennen, ſo bezeichnen dieſe Begriffe uns nichts als die Sache womit wir es zu thun haben, wie in der Botanik die Namen der Pflanzenſpecies und Genera nur das Object angeben, nicht aber die zufälligen Beſtimmungen der vulgairen Anſchauung: ob eine Pflanze wild oder cultiviert, echt oder unecht, Kraut oder Unkraut ſei, denn für die Wiſſenſchaft ſind alle echt und ſpontan, und Unkraut iſt ihr die einzige noch unbekannte Pflanze.

Dritte Abtheilung.

Neunter Brief.

Man ſpricht immer von dem Treiben der Plattdeutſchen Schriftſteller als hätten ſie die Abſicht das Hochdeutſche zu verdrängen, wenigſtens in plattdeutſchen Landen ihre Mundart zur geltenden Schriftſprache zu machen. Es hat nicht geholfen, daß ſchon ſeit der erſten Auflage des Quickborn in der Vorrede deſſelben zu leſen ſtand: „Wir wollen nicht aus Specialintereſſe, daß unſere gemeinſame Schriftſprache durch das Plattdeutſche verdrängt werde"; wenn geſagt worden, daß Religion und Wiſſenſchaft ihre Sprache behalten müßten, daß man die Mundart von Kanzel und Schule ausgeſchloſſen wünſche.

Man ſcheint dies ehrliche Wort für eine Finte zu halten, beſtimmt unter dem Deckmantel der Beſcheidenheit das erſte Plätzchen erobern zu helfen, das Weitere werde ſich finden. — Könnte man ſich denn nicht durch den Augenſchein überzeugen? Sehen die Gedichte der Dethleffs, der Quickborn, die Vertelln, die Läuſchen und Rimels von Fritz Reuter danach aus, daß ſie eine Revolution der Sprachverhältniſſe Deutſchlands bewirken ſollen und können? Sehen ihre Verfaſſer danach aus, daß ſie ſo ſchlau verborgene, ſo weit gehende Unternehmungen im Schilde führen? Keiner wird mit ja antworten können. Und dennoch fragt man ſogleich wieder: was wollen ſie denn, wenn ſie nicht die Abſicht haben, das Plattdeutſche wieder zur Schriftſprache zu machen? Als wenn Niemand eine neue Blume pflanzen oder eine veraltete neu aufziehen könnte ohne die Abſicht, Nachbars Gärten und Aecker damit zu überwuchern. Kann man ſich nicht an der Blume erfreun? und wenn ſie misfällt, gleichgültig vorüberwandeln?

Die Plattdeutſchen wollen keinen andern Platz einnehmen als worauf ſie ſtehen. Iſt dort nicht Raum für ſie? Drängen ſie ſich auf mehr als

andere? Sie wollen nicht plattdeutsch philoso-phieren, plattdeutsch docieren, plattdeutsche Com-pendien, Conversationslexica, litterarisch kritische Journale schreiben. Wo haben sie dazu Miene gemacht? Fürchtet man denn von den 9 Millionen Bauern, die jeden Tag nichts anders als Platt-deutsch reden, daß sie den Hochdeutschen ins Hand-werk fallen?

Aber ihren Platz wollen sie, und sie haben ein Recht dazu. Sie wollen nicht erobern, aber er-halten. Man sammelt so viel Reliquien der Ver-gangenheit in Museen und Bibliotheken, man sammelt alte Knochen und alte Bücher; sie wollen ein lebendes Monument der alten Zeit erhalten: Sprache und Sitte; sind sie darum zu tadeln und scheel anzusehen? Das Nivellement geht reißend schnell über den Erdboden, Wüsten und Wälder verschwinden, aber auch Charaktere: sie wollen er-halten was zu retten ist, was unwiederbringlich mit der Sprache untergeht. Ein Bauer, der seine Sprache spricht, frei und sicher, ist ein Mann, er bringt uns den Lebenshauch einer eignen Welt und Weltanschauung mit, so eng, so borniert, so hart sie sein mag, er kommt nie an uns heran

ohne irgend eine Erfrischung der Seele; ein hochdeutsch stammelnder Bauer wird ein Karrikatur von uns, ein schaler Abdruck unserer selbst, er wird was Kellner und Wirthe schon lange geworden, seit die guten alten Gasthäuser verschwunden sind.

Wir Norddeutsche sind conservativ und liberal zugleich. Wir wollen Sprechfreiheit. Sollen wir nicht reden können wie uns der Schnabel gewachsen? wie wir uns verstehen? Aber nein! Die Hochdeutschen wollen uns uniformieren, sie wollen uns zu ihren Brüdern machen, aber nicht sich zu den unsern, wir sollen immer aufgeben, hingeben, nun gar unser Eigenthümlichstes, unsere Sprache. Denn Sprache Volksgeist sind eins und dasselbe. Man kann sie nicht eng genug verbunden denken, sagt W. v. Humboldt; wenn man eins von beiden genau genug kennte, müßte man das andere daraus construieren können.

Uns geneigt zu machen, wird uns unsere Eigenthümlichkeit als Rohheit, unser Reichthum als Armuth vorgehalten. Es wird uns vordemonstriert, was wir alles nicht sagen können,

unſere Sprache ſei nicht im Stande die höheren Lebensverhältniſſe, wiſſenſchaftliche Begriffe, verwickelte Denkverhältniſſe auszudrücken. Und gerade daſſelbe behauptete Leibnitz vor 100 Jahren, 50 Jahre vor Göthe und Kant vom Hochdeutſchen, „der Haupt- und Heldenſprache", wie er ſie trotzdem nennt. Der Unſinn iſt groß. Eine Sprache kann gerade das nicht ausdrücken, was ſie noch nicht ausgedrückt hat. Mehr kann man nicht behaupten. Wer kann beſtimmen, was ſich plattdeutſch nicht ſagen ließe? Es komme der Mann, der irgend etwas zu ſagen hat — er wird es eben ſagen, plattdeutſch wenn er ein Plattdeutſcher iſt. Was behauptete man von dem Plattdeutſchen kurz vor dem Quickborn? Die Sprache ſei nur zum niedrig Komiſchen brauchbar. Wenn jetzt jemand behauptet, ſie könne keine klaſſiſche Metra ausprägen, ſo bin ich überzeugt wird er erſt im Quickborn zuſehen, ob dort nicht doch klaſſiſche Metra ſich finden, und findet er dann den Hexameter, ſo ſagt er: freilich Hexameter, das geht noch, allein Sapphiſche Strophen ꝛc. das geht nicht, und mit dem Hexameter haperts. Und das wird man ihm glauben weil man es wünſcht.

Fähig ist die plattdeutsche Sprache zu allem — wie sollte sie nicht, die die tiefsten Töne der Menschenbrust in Liebe, Leid und Tod — nicht etwa im Quickborn, sondern alle Tage ausspricht. Oder begrüßt der Vater seinen Erstgebornen hochdeutsch? Und flüstert der Bräutigam seine Liebe erst, wenn er sie übersetzen kann? Oder ist diesen Leuten anders zu Muth wenn Vater und Mutter stirbt, als etwa einem Geheimerath? O welche Sünde begeht man mit unsinnigem Gewäsch! Man raubt denen das Vertrauen an sich selber, am eignen Wort, am eignen Gefühl, die da gläubig genug sind zu den Schwätzern hinaufzublicken als zu den Höheren.

Fähig ist das Plattdeutsche zu allem, man kann sich über Wissenschaft und Religion darin unterhalten. Wenn andere behaupten nein, was kann ich dafür, daß sie nicht plattdeutsch können? Wer hat sich denn je um seine plattdeutsche Sprache bemüht wie er es um seine hochdeutsche gethan? Wenn der Pastor nicht plattdeutsch mit seiner Gemeine über Glauben und Pflichten sprechen kann, so liegt's nicht an der Sprache, es liegt an ihm, der die Sprache nicht beherscht. Ein positives

Beiſpiel hebt alle jene Einwendungen auf: Verfaſſer dieſes kann es und könnte einen tüchtigen Rechtsgelehrten nennen, der ihm ſagte: er ſpräche häufig über Recht und Religion mit ſeinen Landleuten, und zwar nur plattdeutſch, und wäre nie dabei in Verlegenheit um Ausdrücke und Wendungen.

Alſo fähig iſt unſere Mutterſprache, und wäre ſie es nicht, ſo könnte ſie in 50 Jahren ſo gut wie ihre Schweſter befähigt werden. Was die Zeit ihr geben kann, iſt nicht Inhalt, ſondern Form. Eine noble Friſur iſt bald hergeſtellt, wenn nur ein kräftiger Haarwuchs vorhanden iſt. Allgemeine Begriffe entſtehen aus beſonderen, abſtracte aus concreten ganz von ſelbſt, ſobald das Bedürfnis der Abſtraction da iſt. Gerade an concreten Ausdrücken, am Holz hat das Plattdeutſche Ueberfluß. Fähig iſt es zu allem wozu man eine Sprache braucht, nur gottlob noch nicht zu den Sprüngen und Hoppſen wozu man eine Sprache nicht misbrauchen ſollte, wozu man die Hochdeutſche gezwungen, wodurch man ihre Glieder verrenkt und verbogen hat. Oder ſollten die Millionen leerer Formeln, die man in der

gebildeten hochdeutschen Gesellschaft allabendlich auswechselt: — „Ich bin entzückt, Ihre werthe Familie in so ausnehmendem Wohlsein zu finden“ — und worin gerade die heranwachsende Jugend sich einübt; die Millionen unsinniger Constructionen, welche in Kaufmannsbriefen umlaufen: — „Anbei übermache Factura mit 100 ℔, wofür mich zu erkennen bitte“ — der Wortschwall von Nichtssagen, den tausend deutsche Zeitungen täglich verbreiten: — „KK. MM. geruhten Ihr Absteigequartier bei ꝛc. Der Hamburger Börse schien es in letzter Zeit an Kraft zu fehlen einen neuen Aufschwung zu nehmen“ — das Wortgeklingel unserer Predigten von der Kanzel, die gewöhnlich treu Decennien lang die Farbe irgend einer Autorität tragen, die hier zu Lande z. B. Claus Harms' versetzte Wortfolge karrikieren: ich sage sollten diese Verzerrungen ohne Spuren für die Sprache bleiben? Dazu freilich ist das Plattdeutsche unfähig, aber nicht seine Schwäche macht es unfähig, sondern seine Gesundheit und Stärke.

Zehnter Brief.

Wenngleich nun die plattdeutsche Sprache zu jeder sprachlichen Anwendung fähig ist, so wollen wir trotzdem nicht, daß sie zu jeder Anwendung gelange, wir wollen sie nur in ihrem natürlichen Platz erhalten, wir wollen sie nicht aufgeben, wir wollen überhaupt den Vortheil zweier Sprachen haben und ausbeuten. Wir sind Plattdeutsche und wollen es bleiben, aber Deutsche sind wir vor allen Dingen. Mag noch so wenig Trost und Ehre darin liegen, noch so wenig Vortheil darin stecken: was dieser rechtliche Titel uns einmal bietet, das wollen wir uns nicht nehmen lassen. Luther Lessing Göthe Schiller sind unser, Kant und Hegel dazu. Wir lassen sie uns nicht nehmen, wir geben sie nicht hin für einige rohe Producte einer

uncultivierten Sprache, nenne die sich schwäbisch oder mecklenburg-vorpommersch. Aber wenn der Quickborn oder ein Anderer uns etwas besonderes bieten, was Klopstock Schiller Göthe uns nicht gewähren können, nun so nehmen wir auch das als unser Eigenthum und fürchten nicht, daß unsere Schultern zu schwach seien für so viel Gaben, unser Gehirn zu weich für zwei Litteraturen auf einmal, unsere Zunge zu ungelenk zwei Sprachen zu sprechen.

Es steckt kein Gift im Plattdeutschen, auch nicht einmal das Gift wodurch die norddeutschen Glieder so derbe werden. Wir lassen die Hochdeutschen reden, die da klagen, daß wir nicht völlig werden wollen wie ihrer Einer. Unsere Muttersprache wird uns nicht salonsfähig machen, aber fähig wird sie unsere Herzen erhalten für Einfalt und Treue, und hoffentlich wird die Zeit nicht mehr fern sein, wo man die reden läßt, die uns nicht verstehen, aber Schande über den spricht, der die Sprache verleugnet, die an seiner Wiege geklungen.

Dies ist für die und im Namen Derer gesprochen, die selbst reden könnten ja müßten, wenn

ſie denken wollten, die Gebildeten der plattdeutſchen Lande: für die Armen, denen wir Vormund ſein müſſen, lautet die Sache noch ganz anders. Für ſie iſt Leſſing Schiller Göthe gar nicht vorhanden, für ſie iſt die Litteratur der Schriftſprache doch nicht, ſelbſt wenn ſie nicht Plattdeutſch ſprächen. Oder leſen die Winzer des Rheins und der Moſel etwa mehr als die Kornbauern der Nord- und Oſtſee? Keineswegs. Im Gegentheil wenn noch im Volke die Bibel d. h. hier der Luther geleſen wird, der die Einheit deutſchen Geiſtes ſoll herbeigeführt haben, ſo iſt es nicht da, wo jeder Pfaffe auf ihn ſchimpft. Wollt ihr von Volksbildung reden, ſo habt ihr für euch noch ganz was anderes auszurotten als unſere Mutterſprache. Aber eine Sünde iſt es und eine Lüge dazu, wenn ihr den plattdeutſchen Armen einreden wollt, alles was aus ihrem Munde gehe, ſei eitel Schmutz und Rohheit, ſie müßten ſich verkriechen und ihre Sprache nicht laut werden laſſen. Riſt ſagt in ſeiner Biographie Schönborns: „Wie hülflos das Landvolk, wie innerlich arm und zerrüttet, dem man eine Sprache untergeſchoben hätte, die nicht aus ſeinem Boden gewachſen, dem man auch das

bindende Element ſeiner geſelligen Abgeſchloſſenheit, ſeines unverſiegbaren Scherzes genommen hätte, mit dem es die harte Speiſe würzt. Ein Volk ohne Scherz iſt unheimlich wie ein Wald ohne Geſang. Und es würden Generationen vergehen ehe man wieder hochdeutſche Scherze in unſeren Dörfern vernähme."

Elfter Brief.

Darum wünſchen und hoffen wir, daß das Volk ſeine angeborne Mundart bewahre. Darum ſchreiben wir plattdeutſch. Das Volk muß ſie wieder achten lernen; und dazu gibt's kein ander Mittel. Wir ſchreiben um die Ehre der plattdeutſchen Sprache zu retten. Freilich, ſagt Claus Harms, halten wir damit die hochdeutſche Sprache nicht auf, ſie hat ſich, die Haupt- und Heldenſprache, wie ſie von Jemand genannt iſt, gar zu ſehr feſtgeſetzt. Und Jacob Grimm weisſagt dem Plattdeutſchen wie allen Mundarten, daß ſie vom Hochdeutſchen werden verſchlungen werden. Wenn das der natürliche Lauf der Dinge iſt, ſo wollen wir uns darein ergeben, nicht aber mit Jauchzen,

sondern mit Trauer: wir hätten nur zu verlieren, ja ganz Deutschland mit uns.

Ich habe schon früher erwähnt, daß wir dann statt der frischen Volksmundarten Dialekte bekommen würden, die durch Depravation der Schriftsprache entstehen. Wäre dies nun das unvermeidliche Loos der deutschen Sprache, so möge es kommen. Soweit aber bloße Unwissenheit und Vorurtheil an der Zerstörung arbeiten, sei es auch mit großen Reden für deutsche Einheit und Volksbildung, so weit wollen wir uns wehren, wollen Urtheil und Einsicht zu verbreiten suchen, und entgegenbauen so viel wir können. Dazu werden uns die Gelehrten helfen, welche die Reste volksthümlicher deutscher Poesie in Sagen Liedern Märchen, in Sitten und Gebräuchen, welche den Schatz deutscher Zunge in Wörterbüchern und Idiotiken nun schon seit Jahren mit Fleiß und Hingebung sammeln. Hier ist ein Feld nicht bloß zu sammeln, sondern wirklich zu erhalten, ein Gebiet, wo man nicht bloß wehmüthig zusehen, sondern muthig eingreifen kann, wo „Kritik Forschung und Dichtung" erbauen können. Dann wird sich die Einsicht verbreiten über Dinge, die ja sonnenklar sind,

Prediger und Schullehrer werden helfen, deren eigentliches Amt es iſt, das Volk in ſeiner Integrität zu conſervieren, auf dem vorhandenen Grunde das gute Neue zu bauen.

Uebrigens glauben wir gar nicht an Jacob Grimm's Prophezeiung. Hoffentlich lebt er noch lange genug zum Heil deutſcher Sprache und Geſinnung um auch hier ſeine Meinung zu ändern, wie er es ſchon in einem anderen wichtigen Falle gethan hat. Seine Gründe ſcheinen uns nicht ſtichhaltig. Doch wollen wir nicht eine Reihe Gegengründe anführen, die auch nur die Wahrſcheinlichkeit nach der andern Seite neigen, nicht aber eine Gewisheit herbeiführen können, die in ſolchen Dingen keines Menſchen Auge zu ſchauen vermag.

Zwölfter Brief.

Statt deſſen wollen wir, da es noch lebt, den Werth des Plattdeutſchen für die Geſammtſprache und die ganze Nation, und die Berechtigung unſeres Strebens für ſeine Erhaltung näher begründen. — Darüber muß ich etwas weiter ausholen.

Mit der politiſchen Einheit Deutſchlands hat die Sprache gar nichts zu thun, dieſe Einheit wird durch ganz andere Mächte geſtört oder erhalten. Es iſt Frankreich ganz gleichgültig, ob das Elſaß deutſch ſpricht, wenn es nur franzöſiſch iſt, und das iſt es leider aus dem Grunde. Wer Angeſichts ſolcher Thatſachen, wer im Anblick des Elſaß, der

Schweiz, der Oſtſeeprovinzen, die alle deutſch und alle nicht unſer ſind, von der deutſchen Sprache als der bindenden Macht redet, die Deutſchland zuſammenhalten ſoll, der iſt vernünftigen Gründen gar nicht mehr zugänglich. Und ob auch Tauſende behaupten die Sprache ſei das Band unſerer Einigung, ſo weiſe ich ſie hin auf die verlorenen deutſchen Lande und frage, warum ſie nicht mit im Band und Bunde ſind? Es ſcheint, daß der lebhafte Wunſch nach einem großen und ſchönen Ziel förmlich blind macht. Man phantaſiert ſich Hülfe und Mittel, wo gar keine zu finden ſind.

Die Sprache iſt gar keine reale Macht. Wales iſt ſo engliſch wie nur eine Provinz, es iſt das Herz von England, und doch iſt die Volksſprache dort nicht das Engliſche, ja eine ausgebreitete Walliſiſche Litteratur führt ihr abgeſondertes Leben für ſich; Frankreich hat die Centraliſation bis zum Extrem getrieben, und doch leben in Frankreich ſo viele Mundarten als faſt in Deutſchland. Der Bauer aus der Bretagne verſteht kaum den aus der Normandie, den Provençalen ſchon gar nicht. Jede andere materielle Gemeinſchaft iſt ſtaatlich bindender als die Sprache z. B. gleiche Erbge-

setze, Wechselrechte ꝛc.; Paß- und Zollordnungen trennen schärfer als die Dialekte, mehr noch scheiden Ungleichheiten in Sitten und Gebräuchen, besonders in der Religionsübung. Sogar die Verschiedenheit der Nahrungsmittel setzt sich der Einigung entgegen. Wo der Norddeutsche sein duftiges Schwarzbrod und seine süße Butter nicht findet, der Baier nicht sein klares Bier, da ist nicht so recht ihre Heimat. Und wie viele von den 30 Millionen Deutschen bewegen sich denn so weit vom Platze um aus eigner Anschauung die Einheit oder Verschiedenheit der Sprache zu empfinden, an der Sprache zu fühlen wie weit Deutschland reicht? Zur Bequemlichkeit einiger Reisenden scheint es uns doch kaum nöthig, daß wir 9 Millionen Plattdeutsche unsere Muttersprache ändern.

Die Idee unserer Zusammengehörigkeit liegt tiefer als dies, sie hat einen durchaus ethischen Grund. Soweit diese ethische Gleichartigkeit sich äußerlich in Sprache und Litteratur ausprägen kann, ist es in unserer Schriftsprache geschehen. Natürlich wäre es ein Unglück diese einzubüßen. Aber das ist so unmöglich, wie daß wir mongoli-

ſches Blut in unſere Adern bekämen. Es iſt demnach nichts zu befürchten, auch wir Plattdeutſche werden deutſch bleiben, ſelbſt wenn wir unſere Sprache lieben und ehren und für ihre Erhaltung Sorge tragen.

Dreizehnter Brief.

Als zuerſt unſere alte deutſche Litteratur, das Nibelungenlied, die Minneſänger, gar das Gothiſche in der Bibelüberſetzung des Ulfila wieder ſo zu ſagen entdeckt wurde, wenigſtens zu Ehren und Bekanntſchaft kam, da erwartete man Wunderdinge davon für die Erfriſchung unſerer Litteratur und Sprache. Namentlich glaubte man daß die Schriftſprache hier aus dem Urquell germaniſchen Geiſtes ſchöpfen und ſich neu beleben würde. Ludwig Tieck z. B. ſprach mit Begeiſterung und geheimnisvollen Winken, als hätte er ſchon einen Geiſt getrunken, der aber nur Eingeweihte anhauchen würde. Nicht er allein, ſondern viele Andere mit ihm erwarteten zumal, daß ein

Schatz alter vergrabener Wörter neu belebt in die Reihen unſerer abſtracten Begriffe treten, unſerer Sprache wieder Fleiſch und Blut geben würde, wovon ſie offenbar ſoviel eingebüßt.

Dieſe Hoffnungen ſind nicht eingetroffen. Der Geiſt will ſich nicht offenbaren, der unſrige iſt ihm zu verſchieden. Die Begriffe wollen ſich nicht aſſimilieren, der Sprachſchatz des Neudeutſchen hat ſich aus dem alten nicht vermehrt. Tiecks, Simrocks, Ettmüllers Ueberſetzungen ſehen aus wie neue Kuchen mit alten Roſinen, es iſt ein wunderlich Eſſen.

In dem Sinne hoffen wir auch nicht vom Plattdeutſchen, daß die Schriftſprache gewinnen wird, wir halten es nicht einmal für einen großen Gewinn überhaupt, wenn eine Reihe guter Wörter neu ins Hochdeutſche träten, es würden doch nur Nomina ſein, ſeltener Verba. Ausdrücke für Begriffe hat es aber bereits im Ueberfluß. Dennoch wäre es wohl eher möglich, daß lebende plattdeutſche als veraltete mittelhochdeutſche Wörter in unſern Sprachſchatz paßten und ihm angeeignet werden könnten, beſonders wenn die Lautſtufe nicht entgegenſteht oder ſich ohne Zwang än-

dern läßt. Joh. Heinr. Voß iſt darin geſchickt und glücklich geweſen, wie ſchon erwähnt, unſere andern norddeutſchen Meiſter im Ueberſetzen waren überall dazu geneigt, aber nicht immer ſo glücklich, z. B. Koſegarten in Richardſons Klariſſa, Bode der Hamburger, Freund von Claudius und Begründer der Zeitſchrift „der Wandsbecker Bote" in Smollet's Humphry Klinker. Von ihm ſchreibt C. A. Böttiger der Sachſe ſchon 1795, man könne „bloß aus dem Bodeſchen Klinker Adelungs Wörterbuch um mehr als 400 untadelhafter, und was mehr ſagen will, unentbehrlicher Wörter und Wendungen bereichern." Dennoch ſind wenige davon geblieben und als Gemeingut in die Schriftſprache übergegangen.

Wir ſind darin nicht ſo glücklich wie die Engländer, die jeden einzelnen Ausdruck der ihnen begrifflich paßt, der ſchlagend iſt oder irgend eine intereſſante Seite des Begriffs darſtellt, in ihre gebildete Rede aufnehmen können, ſei der Ausdruck fremd oder heimiſch, veraltet oder mundartig. Ihre Sprache behält dadurch eine Friſche die uns abgeht. Welche Curioſa von Wörtern finden ſich allein im Macaulay ohne daß ſeine Sprache je

buntſcheckig wird oder den echtengliſchen Charakter verliert: indiſche, griechiſche, italieniſche, techniſche aus den verſchiedenſten Gebieten, vulgaire Ausdrücke der Lazaroni und Straßenjungen und unter dieſen oft ſchlagend lebendige Verba.

Unſer Hochdeutſch ſträubt ſich dagegen, ein Wort in fremdartigem Gewande ſtößt es aus, oder aſſimiliert es wenigſtens nicht. Der Engländer z. B. ſagt geradezu mit dem Straßenbuben bus für Omnibus, wir würden dergleichen nicht wagen; fremde Verba bezeichnet unſere Sprache als undeutſch durch eine eigne Endung ieren (ſpazieren), und mundartige Verba nimmt ſie gar nicht auf als im Scherze. In ſeinem gegenwärtigen Zuſtande hat das Hochdeutſche alſo offenbar zu wenig Aſſimilationsvermögen, um aus ſeinen Dialekten der Gegenwart und Vergangenheit ſich geradezu Stoff anzueignen. Doch läßt ſich nicht ſagen, ob dafür nicht einmal ſpätere Zeiten ſeiner Entwicklung günſtiger ſein werden.

Vierzehnter Brief.

Aber sehen wir davon ab, sehen wir auch ab vom Altdeutschen, das seine Wirkung für deutschen Geist und deutsche Litteratur wieder nach einer ganz anderen Seite hinübt: so hat das Plattdeutsche, obgleich sein Wortschatz vom Hochdeutschen fast unbenutzt liegt, doch auf die Schriftsprache einen bedeutenden heilsamen Einfluß geübt und wird diesen Einfluß vielleicht noch einmal in Zukunft in einem viel größeren Maaße gewinnen. Worin der Einfluß besteht, das könnte ich Ihnen mit einem Worte sagen, es würde aber abstract und wie nichtssagend erscheinen. Wir müssen die Sache etwas mit eignen Augen besehen.

Leſſing ſagt von ſich, daß er den ganzen Umfang ſeiner Mutterſprache erſt in Hamburg d. h. durch das Plattdeutſche (Leſſing war ein Lauſitzer) habe kennen lernen. Das bedeutet bei dieſem Mann der That, dem das deutſche Wort Waffe war wie Keinem je, gewis nicht daß er in Hamburg einige volksthümliche plattdeutſche Worte und Wendungen gehört, gebraucht oder wieder vergeſſen hat: es finden ſich auch wohl kaum einzelne plattdeutſche Vocabeln in Leſſings Sprache ſeit ſeiner hamburgiſchen Dramaturgie. Die Einwirkung des Plattdeutſchen wird daher noch von anderer Art geweſen ſein. Wäre es unmöglich, daß ſein wunderbarer Stil, der in Schlagfertigkeit und Humor in den Streitſchriften mit dem hamburgiſchen Paſtor Goetze ſeine Vollendung erreicht, dem Plattdeutſchen Dank ſchuldig ſei? Denn es iſt doch merkwürdig, daß bei der Entwicklung der deutſchen poetiſchen Nationallitteratur Nord- und Süddeutſchland immer abwechſelnd und faſt im ſelben polaren Gegenſatz das neue Triebreis anſetzten das den Baum höher hob. Und dabei vertritt Norddeutſchland faſt immer das verſtändige, logiſche Element wie z. B. in den Hambur-

gern Brockes und Hagedorn, den Ernst und zugleich den trocknen Humor oft bis zur echten Volksthümlichkeit wie im Wandsbecker Boten, oft bis zur hausbackenen Prosa wie in dem Itzehoer Johann Müller (Siegfried von Lindenberg). Satz und Sprachbau der norddeutschen Dichter früherer Zeit ist immer klar, einfach, ein Mann wie Fischart z. B., auch wie Jean Paul wäre in Norddeutschland unmöglich gewesen: die Form wiegt bei uns über.

Trotz Opitz und den Bemühungen der Schlesier war Johann Heinrich Voß es, der Norddeutsche, der den Hexameter für unserer Dichtkunst eroberte. Selbst Göthe und Schiller haben von ihm zu einer Zeit als sie längst anerkannt die ersten Dichter Deutschlands waren, Prosodie und Metrik gelernt. Der Göttinger Hainbund, meist aus Norddeutschen bestehend, hielt (wie ich namentlich aus einem zum Theil noch ungedruckten Briefwechsel zwischen Bürger und Boie ersehe) mit einer Strenge auf logische Reinheit und auf die Sauberkeit des Satzbaues, wie sich unsere jetzigen Verskünstler wohl nicht träumen lassen. Ein neuer wohlklingender Reim ist ihnen wie ein Fund, ja unser ganzer

Reimvorrath, den wir gegenwärtig am meiſten anwenden, iſt hauptſächlich vom Hainbund flüſſig gemacht. Die wohlklingendſten deutſchen Verſe ſind von Norddeutſchen geſchrieben, gegen Bürgers Vocal- und Conſonantenmuſik kann nicht einmal Göthe wetteifern, in Geibel und Freiligrath (einem Lübecker und einem Weſtfalen), um ein paar Lebende zu nennen, zeigt es ſich noch einmal, in letzterem ſogar der Reimklang bis zum Extrem. Man vergleiche einmal die Lenore:

Lenore fuhr ums Morgenroth
Empor aus ſchweren Träumen.
Biſt untreu Wilhelm ꝛc.

mit dem Erlkönig:

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind.

Von der innern Form ſprechen wir hier nicht. Oder in des Pfarrers Tochter:

Die Mauern wie Silber,
Die Dächer wie Stahl,
Die Fenſter wie brennende Spiegel.

Zum Theil beruht es auf dieſem einſchmeichelnden Wohlklange, daß Bürgers Balladen die bekannteſten aller deutſchen Gedichte und tief in die Volksſchichten hinab gedrungen ſind, wohin ſonſt nur unſere echten Volkslieder zu gelangen pflegten.

Funfzehnter Brief.

Ich erkläre dieſe Erſcheinungen in der hochdeutſchen Litteratur aus der Einwirkung der plattdeutſchen Sprache — des plattdeutſchen Volksgeiſtes mögen Sie ſagen — aber der wird ſich Dichtern gewis nicht klarer offenbaren können als in der Sprache. Um es auch Ihnen zu erklären, muß ich Sie jetzt etwas tiefer in die Eigenthümlichkeiten — ſagen wir gleich Vorzüge — des Plattdeutſchen gegen das Hochdeutſche einführen. Wir kehren damit auf einem langen Umwege, aber wie ich hoffe reicher und klarer zu unſeren erſten Fragen zurück, wie ich es Ihnen verſprochen hatte. — Die Vorzüge unſerer Mutterſprache (ihre Mängel gehen uns hier darum nichts an,

weil gerade sie von der Schriftsprache überwunden, also für dieselbe ohne Wirkung sind) entstehen zum Theil aus ihrer glücklichen Stellung als eine nur gesprochene Sprache an der Seite einer hauptsächlich in der Schrift lebenden Schwester.

Die deutsche Philosophie hat seit dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts, seit Christian Wolf (der sie zuerst deutsch lehrte zum Aerger seiner Collegen, die nur das Latein dazu für würdig hielten) unsere Schriftsprache am meisten und tiefsten umgeackert. Was Leibnitz an ihr vermißte: die Ausdrücke für abstracte Begriffe, das hat sie durch unsere Philosophie gewonnen, aber nicht ohne zugleich den ganzen Trouble widersprechender Systeme, die sich folgten und sich stürzten, mit durchzumachen. Es gibt wohl wenige ethische oder metaphysische Begriffe, die nicht irgend einmal auch ihr Gegentheil bedeutet haben auf dem Gebiete, wo „Kraft, Geist, Materie, Freiheit, Unsterblichkeit, gut und böse, Gott und Teufel" sich tummelten, sich setzten und sich aufhoben.

Die plattdeutsche Sprache hat das Glück gehabt, daß weder die Invasion französischer Sprache, noch französischer Atheismus, nicht deutscher Pietis-

mus oder Atomismus und Neubegelei ihre Begriffe verwirrt hat. Sie ſpricht noch geradezu und meint was ſie ſagt. Entbehrt ſie der Uebung in der Abſtraction, ſo hat ſie dafür ſinnliche Sicherheit, die nicht zweifelt an dem was die Augen ſehen und die Hände faſſen. Dies iſt keine Fiction. Es gab eine Zeit, wo nicht bloß die Lehrbücher der Logik und Metaphyſik, ſondern wo die Litteratur ſo weit ſie in tiefere Unterſuchungen einging oder ſich das Anſehen davon geben wollte, bis in die Romane hinein, die Sprache Kants redete, Schlagwörter und Wendungen aus der „Kritik der Vernunft" gebrauchte. Oder iſt Ihnen das nicht ſelbſt in Schillers Gedichten der dritten Periode aufgefallen? Von ſeinen herlichen proſaiſchen Aufſätzen nicht einmal zu ſprechen.

Dann kam der Schellingianismus und die Naturphiloſophie. Ihre Sprache war noch leichter faßbar als die kritiſche des Alten vom Königsberge. Und mit welcher Begeiſterung iſt nicht in dieſer Sprache gepredigt worden! Denken Sie an Henrik Steffens, Gotthilf Heinrich Schuberth, Oken. Von Hegel werden Sie ſelbſt wiſſen, da es noch nicht lange iſt, daß man faſt an jedem

Wirthstische Deutschlands wo man sich ruhig niederließ, mit den scurrilen Sprachbrocken der absoluten Methode gepeinigt, in Universitätsstädten fast getötet wurde; wo jedes Buch, jedes Journal mit dem Sein, Nichtsein, dem absoluten Geist und dergleichen Dingen kokettierte. Jetzt ist auch diese Zeit vorüber, die ganze Philosophie ist in Miskredit. Aber wo Sie noch jetzt ein Buch lesen wollen, das irgend einer tiefere Seite menschlichen Interesses berührt, da müssen Sie bei den Hauptbegriffen der Untersuchung z. B. Freiheit, Seele, Geist, Sein, Gott ꝛc. immer erst sich vorsehen, immer erst nachforschen, in welchem Sinn sie gebraucht sind; in jeder der drei Hauptperioden deutscher Philosophie gewis in einem andern, von jeder Partei philosophischer Ueberzeugung in der Gegenwart mit besonderer Bedeutung. Dagegen steht das Plattdeutsche da wie der unbeirrte gesunde Menschenverstand.

Misverstehen Sie mich nicht, ich will nicht die Größe der Aufgabe verkennen, ich will gern gestehen daß diese unendliche Arbeit des Geistes gethan werden mußte. Aber ich schätze Deutschland glücklich, daß es an seinen Mundarten, ja an dem

einen ganzen Stamm ſeiner Sprache einen Regulator beſitzt, der das natürliche Bewußtſein dadurch erhalten hat, daß er nicht philoſophierte, daß er Mundart geblieben iſt.

Sechszehnter Brief.

Ein zweiter Vortheil des Plattdeutschen als Mundart entsteht ihm daraus, daß es sich von schleppenden Endungen befreit hat. Der schlagende Beweis liegt am Holländischen vor, dem einzigen plattdeutschen Sprachstamm mit einer alten Litteratur. Daß dem Plattdeutschen ohne Ausnahme diese seine nächstverwandte Mundart zuwider ist, daß sie ihm gravitätisch und pedantisch erscheint, rührt hauptsächlich daher, daß das Holländische zu einer Zeit schriftlich gefesselt worden, als der Auflösungsproceß, den alle Sprachen vom synthetischen zum analytischen Bau scheinen durchmachen zu müssen (dem Griechischen und Lateinischen ist es ebenso ergangen) noch nicht vollendet war.

Liewe Doris! gintſche (jene) Sterren —
Aan des Hemels blaauw Azuur —
Toonen (zeigen) ons, mit fiirre Glanzen —
't Beeld des Scheppers der Natuur.
..Kniel eerbiedig voor hem neder! —

Dies klingt uns wie hochdeutſch mit plattdeutſchen Worten. Und in der That iſt das Hochdeutſche auf derſelben Stufe der Entwicklung durch Schrift und Orthographie gefeſſelt worden, hat einen ähnlichen pedantiſchen Schnitt und Schritt, den wir nur aus Gewöhnung nicht empfinden. Das tonloſe e in allen ſeinen Verbindungen, die Conjugationsendungen beſonders der ſchwachen ſ. g. regelmäßigen Conjugation, das e eſt et en te teſt tet ten, das e er en der Caſusformen, das Augment ge ſtammen daher. Sie ſind die verblaßten Formen früherer voller Endungen mit a ai u o ꝛc. Das Plattdeutſche, ungehemmt durch Schrift und Druck, hat den natürlichen Proceß der Auflöſung vollendet und dieſe toten Silben meiſtens abgeworfen. Z. B. die Briefe ſind gekommen, de Brev ſünd kam, der Bote iſt wieder fortgegangen, de Bad is wedder weggan.

Kürze einer Sprache iſt kein abſolutes Lob, aber Kürze und Wohllaut zugleich iſt ein großes, oft iſt ein Ausſpruch, der für poetiſch gilt, dies nur durch Klang und Prägnanz. Jene tonloſen Endungen aber, ſo wenig ſie jetzt mehr verſchwinden können, ſind ohne Klang und Sang, ahn Smack un Klack, ohne Takt und Rhythmus, ein wahrer toter Ballaſt der hochdeutſchen Sprache. Sie bedeuten nichts, ſie machen die Sprache nicht beſtimmter, man iſt im Plattdeutſchen nicht etwa je zweifelhaft über Sinn und Bedeutung, ſie ſind bloß da und nicht auszumerzen. Aber wenn durch irgend etwas, wird durch ſie das Tonloſe, Klangloſe, das Schleppende und Pedantiſche erzeugt, das man dem Hochdeutſchen vorwerfen muß. Kürze und Wohllaut zeichnet das Plattdeutſche vor ihrer Schweſter aus.

Wenn die Kürze des Engliſchen Jacob Grimm hauptſächlich zu dem begeiſterten Lobe ſtimmt, wonach er es für die vollkommenſte Sprache des indogermaniſchen Stammes erklärt: ſo macht die plattdeutſche Sprache zugleich noch auf eine andere Vollkommenheit Anſpruch, die jener nicht in dem Maße zuzuſprechen iſt. Ihr Wohllaut be-

ruhet nicht bloß auf der Prägnanz, nicht bloß darin, daß ihr die ſchleppenden klangloſen Endungen fehlen, ſie hat noch einen beſonderen in ihrem Vocalismus und Conſonantismus, auf den ich Sie aufmerkſam mache. Ihre Vocaltonleiter hat einen größeren Umfang, der Abſtand zwiſchen a und i iſt z. B. größer als im Hochdeutſchen, und das ſchöne tiefe æ, ſo zeichnend z. B. in dræhnen ſchæln (abſpülen) fehlt der Schriftſprache. Dieſes a und æ ſind keine unreinen Laute, nicht etwa roh dem höherliegenden a des Hochdeutſchen gegenüber, ſo wenig wie der Baß gegen den Discant roh oder unrein iſt, ſo wenig wie das ſchwediſche å, das engliſche water, das portugieſiſche Camoëns unrein iſt. Wenn man dieſe Laute Hochdeutſchen ſo beſchreibt, daß man etwa ſagt, a habe einen Ton zwiſchen a und o, æ einen Ton der zwiſchen ö und ä liegt, ſo bezeichnet das nicht einen trüben Mittelton, ſondern die reine Lautſtufe zwiſchen beiden; die Unvollkommenheit iſt auf Seite des Hochdeutſchen, das dieſe Töne nicht hat und daher nur ungefähr umſchreiben kann.

Dazu kommt die ältere conſonantiſche Lautſtufe des Plattdeutſchen, aus der ich nur für Sie das

Eine wieder herausheben will, daß das ſchöne t des früheren Deutſch dem Plattdeutſchen geblieben, im Hochdeutſchen ſich in den Ziſchlaut z und ß verwandelt hat, z. B. Ik weet dat Teken vun dat witte Perd iſt abſolut wohllautender als: Ich weiß das Zeichen des weißen Pferdes. Die Ziſchlaute und die toten Endungen mit e ſind wie Schnürleib und falſche Zähne dem Geſang der Schriftſprache unüberwindliche Hemmniſſe. Ein Lied von ſo abſolutem Wohlklang wie z. B. Hartleed im Quickborn, das in den tiefen Bruſttönen den Schmerz malt:

Wat weenſt du di de Ogen blank,
Segg an, wat deit di weh?
Is Vader krank? is Moder krank?
Is Broder ut to See?

Och ne, mit Vader hett' leen Noth ꝛc.

iſt im Hochdeutſchen durchaus unmöglich. Ich behaupte nicht, daß Götheſche, Heineſche Verſe nicht wohlklingend ſind, Meiſter bezwingen auch das widerſtrebende Element, ein Canova würde den Granit zu einer Frauenbüſte weich machen. Aber der Plattdeutſche hat den Klang im Ohr, er wird, auch wenn er hochdeutſch dichtet, den Sinn

mit Erfolg hinüberbringen, und die Schriftſprache wird immer von ihrer Schweſter lernen und gewinnen. Schillers, des Schwaben

Und es wallet und ſiedet und brauſet und zischt,
Wie wenn Waſſer mit Feuer ſich mengt,
Bis zum Himmel ſprützet der dampfende Gischt —

iſt geradezu unſchön, obgleich auch Göthe es bewunderte. Bürger würde es nicht bewundert haben.

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank,
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernſter Feierklang,
Es tönten lieblich die Geſänge
Der andachtsvollen Chriſtenmenge —

ſingt Bürger, ebenſo charakteriſtiſch, aber wie Muſik ſo wohlthuend. Es iſt ja ſchon eine alte Bemerkung, daß die norddeutſchen Dichter die wohlklingendſten Verſe ſchreiben, ich habe Geibel und Freiligrath angeführt. Wir haben jetzt eine Einſicht in den Grund warum.

Siebzehnter Brief.

Allein hört man denn nicht in Weſtfalen, in Osnabrück, in Paderborn, in Mecklenburg, in und um Hamburg, gar in Köln und Aachen geradezu unleidliche Töne der plattdeutſchen Mundart? Allerdings. Aber auch das anerkannt ſchöne Schwediſch klingt unangenehm wenn man es hier von den Holzſchiffern im Kieler Hafen vernimmt, ja am ſchönſten klingt es uns aus deutſchem Munde d. h. von bekannten Organen vorgeleſen. So verſucht es auch einmal mit dem Plattdeutſchen. Uebrigens wenn auch Neunzehntel aller gebornen Plattdeutſchen ihre Mutterſprache unlauter ſprechen: ſobald ſie in einen gebildeten Mund genommen wird, ſchwindet alles Rohe.

Aber, fragen Sie, wie iſt es möglich daß die rohen Menſchen eine gebildete Sprache erſchaffen und ſie ſchön erhalten haben, von denen Neunzehntel ſie vielleicht noch roh und unſchön ſprichts? Ich könnte Ihnen in einem Bilde antworten, daß ein ſchöner großer Baum auch nur in gemeiner Erde entſteht und gedeiht, nicht in feinem Gold- oder Streuſand, daß er im ſchmutzigen Lande wächſt, nicht im gebohnten Salon. Es iſt überall ein Wunder daß ein Baum wird, daß eine Sprache entſteht, es iſt ein noch größeres Wunder, daß jede Sprache durch uncultivierte Naturmenſchen geſchaffen iſt und lebendig erhalten wird. Die Cultur kann nur beſchneiden. Wir können z. B. kein ſtarkes Verbum mehr erſchaffen, das Volk noch ausnahmsweiſe. Alle Sprachſchöpfungen bewußter Menſchen ſind ſchlecht, z. B. faſt alle Termini in den Wiſſenſchaften. Nicht einmal die gebildete Jugend kann noch ſprachſchöpferiſch eingreifen, Studentenwitze z. B. ſind immer nur Gewaltſamkeiten gegen den Sprachgenius, z. B. das Bier iſt ungünſtig. Volkswitze ſind vor allen Dingen ſprachgerecht, und man kann an dieſem Merkmal immer ihren Urſprung erkennen.

Wir wollen nicht verſuchen dieſes Wunder zu erklären, in das Geheimnis der Sprachentſtehung einzudringen. Es iſt nichts damit erklärt daß man ſagt, es gehöre eine gewiſſe unbewußte Triebkraft dazu, wie ſie ſich in uncultivierten Jägern Hirten Fiſchern finde, welche die Schöpfer der Sprachen geweſen ſind. Denn wir fragen umſonſt, wie aus dem unbewußten inſtinctiven Lauterzeugen ſolcher Menſchen dies Gebäude voll Verſtand und Scharfſinn werden kann, wie eine Sprache es iſt. Aber es iſt ſo. Die Sprache Homers und Platos, die Sprache von Horaz und Cicero, deren logiſchen Aufbau zu begreifen die immer erneute Arbeit Tauſender von Lehrern und Schülern iſt, dieſe Wundergebäude von Harmonie und Einſicht hat der Verein von Naturmenſchen gebaut, die nie darüber Raths gepflogen. Die Sprache iſt ein Organismus. Daher ſtaune man nicht, wenn plattdeutſche Bauern etwas ſollten gemacht haben, was hochdeutſche Denker und Dichter nicht vermöchten: eine ſchöne Sprache. Sie iſt eben geworden.

Eine dahin gehörige Bemerkung muß ich aber doch noch machen, die uns dann in unſern Betrach-

tungen weiter führen wird. Die Eindrücke der Außenwelt auf einfache Menſchen ſind mächtiger, intenſiver als bei andern. Ein Fiſcher, ein Schiffer beſieht ſich den Himmel, das Meer ſo oft, empfindet ſie ſo täuſa, ſo nachdrücklich, daß ſchon der Name (de Heben, dat Haff) ihm intenſiver klingt als uns. Wenn er Adjective gebraucht, ſo ſind es die einfachſten: de blaue Heben, dat wille Haff, de apen See. Dieſe Epitheta werden ſtehend, aber nicht blaß: dat gröne Gras, de düſtre Nacht, er bedarf kein Sammtgrün, keine purpurne Finſterniß, keine braune Nacht. Wo er Vergleiche anwendet, da ſind ſie abſolut richtig, alſo treffend und genau: arm as en Karkenmus, flink as en Swölk. Denn er hat erſt beide Glieder des Vergleichs ſelbſt geſehen und empfunden, ihre Aehnlichkeit hat ihn gezwungen das Bild auszuſprechen, nicht das Bedürfnis der Sprache: die Tropen und Figuren der Fiſcher, Jäger, Landleute, Handwerker ſind daher faſt immer ſchön, denn die Schönheit ſprachlicher Bilder beſteht hauptſächlich in ihrer Richtigkeit und ſchlagenden Wahrheit. Machen kann man ſolche

Bilder nicht, Verſtand, Bildung, Sprachgewandtheit reichen dazu nicht aus, wie Sie ſehen.

Der Schriftſteller will wirken, ſeine Worte ſollen nicht bloß bekannte Dinge benennen, bekannte Eindrücke wecken, er will Neues ſagen, ſeine Ausdrücke ſollen zeichnen, ſollen rühren, ſeine Vergleiche, ſeine Bilder ſollen unbekannte Dinge, neue Empfindungen klar machen. Der Dichter will die Wirklichkeit abbilden, er will eine reinere Wirklichkeit lebendig vorführen. Seine Worte werden daher gewählt, und bleiben auch die Namen der Dinge (die Subſtantiva dieſelben), die Eigenſchaften werden beobachtet, die Adjective geſucht. Das iſt an und für ſich nicht zu tadeln, die Schriftſprache wird dadurch um manches treffende Wort reicher. Aber zugleich verblaſſen die natürlichen Adjectiva, die Empfindungen werden künſtlich, die Ausdrücke raffiniert. Irgend ein glücklicher Griff wird bald Mode, man findet ihn bald in allen Salons, in allen Büchern, alles iſt z. B. eine Zeit lang reizend oder unausſprechlich oder über die Maßen oder gar franzöſiſch ennuyant, oder es iſt wie ein Hauch, wie ein Gedanke.

Man kann ganze Perioden der Litteratur durch ihre Eigenſchaftsbezeichnungen, ihre Vergleiche, ihre beliebten Tropen und Figuren erkennen. In der romantiſchen Periode der Schlegel, Tieck, Arnim, Novalis ꝛc. wurde es Mode, die disparaten Sinneseindrücke verſchiedener Sinne zu verbinden, z. B. ein Abend wie ein Flötenton, ein warmer Klang, eine Stimme ſanft wie eine Abendwolke, ein klingendes Licht flog über die Berge, eine ſammetweiche Sprache ꝛc. Dieſe Beiſpiele kommen nicht etwa einzeln vor und als Würze, ſondern durchſtehend als Stilcharakter, die Erfinder wiſſen ſich etwas damit, als hätten ſie der Sprache und der Natur ein Geheimnis abgelauſcht. Das Maaß wäre auch hier nicht zu tadeln, einzelne Verbindungen der Art nicht häufig gebraucht ſind zeichnend: ein ſüßes Geſicht, ein rauher Ton, manche ſind unentbehrlich, namentlich für die niedern Sinne: ein ſaurer Geruch, ein ſcharfer Geſchmack. Sprachlich nicht zu loben ſind aber ſchon die Kunſtausdrücke der Maler, die auf derſelben Vermiſchung der Sinneseindrücke beruhen, z. B. der warme oder kalte Ton einer Farbe, d. h. eigentlich bloß: mehr gelb oder blau.

Das junge Deutſchland ſuchte vor allen Dingen Pikanterien. Eine Form wurde damals ziemlich durchſtehend, nämlich eine phyſiſche oder moraliſche Eigenſchaft nicht dem Menſchen direct, ſondern einem Accidens an ihm beizulegen z. B. ein Mann mit einem gutmüthigen Hute.

Auch die öſtreichiſche Schule der Lenau, Grün ꝛc., um noch ein Beiſpiel anzuführen, charakteriſiert ſich durch eine gemeinſame Unart, die übrigens weiter eingeriſſen iſt und der reinen Sprache mehr als die andern geſchadet hat. Sie beſteht in der unerlaubten Umkehr, der Verdrehung der Bilder. Die geſunde Sprache ſagt: eine Wange wie eine Roſe, ein Mädchen wie eine Lilie, indem ſie das Ungewöhnliche durch das Bekannte klar macht. Bei jenen Sprachmengern ſind die Roſen wie Mädchenwangen, der Himmel wie ein Auge, die Abendwolke wie ein Tuch. Dadurch geht natürlicherweiſe alles geſunde Sprachgefühl unter, es entſtehen die übertriebenſten Hyperbeln, die widerſtrebendſten Miſchungen, oft barer Unſinn. Lenau wäſcht mit den Thränen, der Herbſt flicht ihm rauſchend der Wehmuth Kränze, an ihren bunten Liedern klettert die Lerche, der Lenz ſchleudert

ſeine Singraketen die Lerchen in die Luft. Solche Dinge hat Deutſchland bewundert und bewundert ſie wohl noch. Wie ungeſund muß es geworden ſein!

Man findet ſie in Muſterſtücken jeder deutſchen Anthologie als geiſtige Nahrung für Kinder und Jungfrauen. Wie müſſen ſie das erwachende Sprachgefühl, Geſchmack und Sinn für's Einfachſchöne verderben! Denn wenn auch nicht alles ſchlecht iſt, gefährlich iſt es wenigſtens, Gewürz iſt es immer. Und keineswegs iſt etwa damit unſer Sündenregiſter vollſtändig, vielmehr habe ich Ihnen nur einige kleine Proben geben wollen aus dem Gebiete einer Sprachbetrachtung, die das Gebäude der Sprache nach Seiten hin durchdringt, wo die eigentliche Grammatik bis jetzt nicht hinankommt. Ich muthe Ihnen keineswegs zu dieſen Pfad weiter mit mir zu wandeln, ich mache Sie nur noch einmal aufmerkſam auf einen gemeinſamen Grund all dieſer überkünſtlichen Formen, die wir bis jetzt betrachtet haben: ſie ſind alle erdacht, erſonnen, nicht durch die einfache Anſchauung geworden, ſie ſind Erzeugniſſe der Studierſtube, nicht der freien Natur, ſie

ſind Krankheiten der Schriftſprache, die die geſunde Mundart nicht kennt. Wie der Buchgelehrte in Wald und Feld, ſo muß und kann die Buchſprache ſich immer wieder erfriſchen und ſtärken an ihren Mundarten.

Der Bilder kann keine Sprache entbehren, denn ſie will ein Bild des Lebens ſein. Aber der Schriftſteller kann nicht alles ſelbſt ſchauen. Jean Paul z. B. müßte Himmel und Erde mit ſeiner Anſchauung beherſcht haben, wenn bloß ſeine Vergleiche auf dieſem natürlichen Wege entſtanden wären. Das ſind ſie auch nicht, vielmehr ſind ſie zuſammengeleſen aus Hunderten der heterogenſten Bücher, ſind wie bekannt als Schnitzel aus dem Papierkorbe gekommen, nicht durch Auge und Ohr in die Seele. Und wenn es ſo die Meiſter machen, wie ſteht's um die Geſellen? um die vielen die täglich ihr Quantum Geſchriebenes liefern müſſen, um die hunderte neuer hochdeutſcher Gedichtſammlungen, die doch irgend etwas Neues, Eigenthümliches bringen wollen?

Gewis, man muß wieder „unter das Volk gehen, ihm auf das Maul ſehen", den Schatz ſeiner Bilder und Vergleiche, das Reſultat ſeiner

geſunden Sinne, die uns ſo leicht getrübt werden, nutzen. Es iſt einfach ein Princip der Arbeitstheilung, wenn wir für den denken, der für uns ſchaut und wirthſchaftet, es iſt der glückliche Zuſtand gegenſeitigen Reſpects, wo der ſchlichte Mann mit Ehrfurcht hinaufblickt zur erhabenen Wiſſenſchaft und ihren Trägern, und wir mit Achtung und Liebe hineinſchauen in ein ſicheres Herz, in einen klaren Kopf und Auge. In der Volksſprache aber liegt der Schatz von Generationen aufgeſpeichert, der ſcharfe Blick, die klare Betrachtung, das ſtaunende Herz unſerer geſunden Vorfahren hat ſich in Wort und Begriff ausgeprägt, die Mundart iſt unerſchöpflich für die Schriftſprache. — Sind wir zu tadeln, wenn wir vorangehen, den Schatz ſammeln, ihn lesbar vorlegen? Ich meine, man ſollte uns Dank ſagen.

Achtzehnter Brief.

Gilt dies von jeder Mundart, ſo gilt es vom Plattdeutſchen noch im beſondern Sinne. Die plattdeutſche Sprache hat einmal mit der Hanſa die Welt beherſcht, ſie beherſcht noch das Meer oder theilt die Herrſchaft mit ihrer Halbſchweſter, dem Engliſchen. Sie hat nicht bloß gedient, hat nicht bloß hinter „Putt un Plog" gehockt, ſie hat gegen Helden wie Waldemar II den Sieger geredet,

Sæwen un fæwentig Hänſe,

hat Schrecken geſprochen im Vehmgericht der Weſtfalen, Uebermuth mit den alten Ditmarſchen, Klugheit in den Comtoiren der Handelsherren von Lübeck und Lüneburg, in den Kaufhäuſern von

London und Nowgorod. Das verſchwindet nicht wieder aus ihrem ſtolzen Gang. Welche Sprache eignet ſich zum Commando wie ſie, die laut tönt, kurz und mächtig aus einer Mannesbruſt? Heeren befiehlt ſie nicht mehr wie zur Zeit Wittekinds, aber wenn der Sturm brauſt und die Wogen ſchallen, dann ſind es noch immer plattdeutſche Worte, die Gangſpill und Steuer lenken, die Ruh und Feſtigkeit wecken in manches braven Mannes Herz.

Hochdeutſch wird auf keinem Schiff commandiert, jeder hochdeutſche Seemann muß ſich bequemen plattdeutſch zu lernen. Dem Hochdeutſchen fehlen alle Ausdrücke für die Schiffsſtücke und die Seemannsthätigkeiten, jedem Schiffer würde es als eine lächerliche Unmöglichkeit erſcheinen, daß das Plattdeutſche je vom Meere verdrängt werden könne.

Hochdeutſche, die vornehm von der plattdeutſchen Mundart ſprechen, erfahren dieſe Thatſachen hier vielleicht zum erſten Mal, ſie mögen daraus auf ihre gänzliche Unkenntnis ſowohl über unſere Sprache als über unſern Charakter ſchließen. Sie kennen ſchon das Meer nicht in ſeiner Er-

habenheit und in ſeiner Ruhe, ſie werden daher auch nicht begreifen was es heißt, daß unſere Sprache wie die der Odyſſee und Iliade, eine Sprache des Meeres iſt. Ich will das nicht verſuchen zu erläutern; wer aus ſeinem Homer begriffen hat was das in ſich ſchließt, der wird es verſtehen und keiner Belehrung darüber bedürfen, und mit einer bloßen Auseinanderſetzung ohne Anſchauung iſt den Andern doch nicht geholfen.

Daß wir eine Reihe der zeichnendſten Ausdrücke und Wendungen dieſem Umſtande verdanken, die dem Hochdeutſchen abgehen, iſt nicht das Einzige, nicht einmal das Wichtigſte: der ganze Bau und Charakter unſerer Sprache hat ſein Gepräge davon, unſere ganze Anſchauungsweiſe iſt danach gemodelt. Jeder Plattdeutſche, der ſeine Sprache empfindet, wird mir z. B. beiſtimmen, wenn ich ſage, daß Göthe und Schiller Binnenländer „Landratten" ſind, wie der Seemann bezeichnend ſagt. Ihre ganze Sprache offenbart es, und nicht zu ihrem Vortheil. Nicht bloß der Taucher, der Fiſcher, der König von Thule ſind nicht von Meeranwohnern geſchrieben, die ganze Sprachanſchauung unſerer beiden Haupt-

meiſter iſt binnenländiſch; ja konnte doch Göthe ſelber den Homer erſt recht verſtehen und genießen, als er ans Mittelmeer nach Neapel und Sicilien kam. Seine wiederholten begeiſterten Briefe an die Stein (aus der Reiſebeſchreibung) beweiſen, daß ich dieſem Umſtande kein zu großes Gewicht beilege.

Das Plattdeutſche ergänzt alſo geradezu die Schriftſprache in dem großen Gebiete einer intenſiven elementaren Anſchauung, der Anſchauung des Meeres mit all ſeinen Wechſeln, Wundern und Gefahren, das den Blick und die Phantaſie in die Weite, auf den Himmel, auf die Wolken lenkt, nicht unruhig bewegt, ſondern ſtill, mächtig, mit unendlicher Sehnſucht und unendlicher Ruhe.

Was für jeden „der die See gerochen" aus dieſen Anſchauungen innerlich anwachſen muß, das im Speciellen auszuführen muß ich Ihrem eignen Nachdenken überlaſſen. Unſer norddeutſcher Charakter iſt ohne dieſelben gar nicht zu verſtehen.

Was aber im Beſondern deutſche Kunſt und Litteratur daraus unter geeigneten Umſtänden gewinnen kann, daran haben wir an der unüber-

trefflichen Ueberſetzung des Homer von dem plattdeutſchen Johann Heinrich Voß ein Beiſpiel, eine Ueberſetzung, die in dieſer Vollendung keinem Binnenländer je möglich ſein würde, ohne die Hülfe, welche, außer der eignen Anſchauung, eine Sprache von Meeranwohnern darbietet, die in ihrem Wort- und Redeſchatz die Wahrnehmungen rüſtiger Schiffer, Fiſcher und Landleute ſeit Generationen, abgeklärt und ausgeprägt umſchließt.

Die Mängel des Plattdeutſchen kenne ich vielleicht genauer als irgend Jemand, der ich der Erſte mit dieſen Mängeln practiſch gekämpft habe und ſie habe überwinden müſſen. Es ſind aber ganz andere Dinge als die angeben, die uns kritiſieren. Vielleicht komme ich einmal ſpäter auf ſie zu ſprechen, da ſie ein äſthetiſches Intereſſe berühren und es mit der Technik der Dichtkunſt zu thun haben.

Neunzehnter Brief.

Damit ich Sie aber nicht ermüde, ſo werde ich hier nur noch einen Vorzug unſerer Mundart herausheben, um dann zum Schluß zu eilen. Ich knüpfe an eine hiſtoriſche Beobachtung über das deutſche Verbum an, die ich gemacht habe. — Im Verbum ſteckt das Leben der Sprache mehr als im Adjectiv oder gar im Subſtantiv. In den Sprachen germaniſcher Zunge iſt das Verbum recht eigentlich das Haupt-Wort. Es drückt am natürlichſten die Thätigkeit aus, indem es die Anſchauung zeichnet: Die Sonne geht auf, der Mond leuchtet, es liegt im Verbum ſelbſt eine Bewegung. Daher verſtehen wir ein Subſtantiv oder Adjectiv mit unſerm Sprachgefühl nur dann, wenn wir das Verbum darin empfinden: Der

Aufgang der Sonne; Aufgang verſtehen wir auch ſprachlich, Sonne bloß der Bedeutung nach. Ein Wort wird uns klar im Gefühl, wenn wir es auf ein Verbum zurückführen können, z. B. vernehmen daß Tugend von taugen herſtamme. Dieſes Gefühl für das Wort als ſolches theilt der Romane nicht mit dem Deutſchen. Man etymologiſiert natürlich auch in Frankreich, aber unſer deutſches Gefühl iſt keine bloß etymologiſche Neugier oder Wißbegier; z. B. ereignen wird uns wohl klarer, wenn wir es von Auge ableiten, aber es befriedigt nicht das ſprachliche Bedürfnis wie wenn wir empfinden, daß Gerücht von rufen, dick von gedeihen abſtammt.

Wir Deutſche empfinden nämlich in dem Worte immer zweierlei gleichzeitig: ſeine Bedeutung im Gebrauch und ſeine Bedeutung für die Anſchauung, ſeine geiſtige verſtändige, und ſeine ſinnliche Seite. Der Romane empfindet nur die verſtändige Seite im Wort, höchſtens verbunden mit dem äußerlichen Klang, wonach ihm gloire z. B. hell und herausfordernd tönt. Für uns iſt jedes Wort zugleich Bild und Hieroglyphe, für den Franzoſen nur das letztere.

Wir können daher auch mit jedem Worte zeichnen, der Franzoſe kann ſeine Bilder nur in Sätze kleiden, daher iſt ſeine Sprache wohl für reimierte Chansons geeignet, der eigentlichen Lyrik aber faſt unfähig. Die Fähigkeit einer Sprache zum poetiſchen Gebrauch hängt alſo zum Theil ab von der Lebendigkeit ſeines Verbum, je ſinnlicher, bildlicher es iſt, deſto lebendiger überhaupt die Sprache.

Nun iſt es merkwürdig, daß bei Göthe in ſeinen beſten lyriſchen Gedichten, und ſonſt auch überall, das Hauptgewicht des Ausdrucks, die eigentliche Zeichnung und Bewegung durchſchnittlich noch im Verbum liegt, bei Schiller im Adjectiv und Subſtantiv. Ich ſage durchſchnittlich, Ausnahmen ſind viele da, namentlich in den onomatopoetiſchen Verben z. B. brauſen, ſieden, ziſchen ꝛc. die auch Schiller wie jeder Dichter verwendet. Aber vergleichen Sie nur einmal Göthe:

Füllſt wieder Buſch und Thal
Hell mit Silberglanz,
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz.
Breiteſt über das Gefild ꝛc.

Du mußt herrschen und gewinnen
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer sein.

Schiller:

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden,
Frisch Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß ꝛc.

Freude, schöner Gotterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten wonnetrunken,
Himmlische, dein Heiligthum ꝛc.

Dies ist kein Zufall. Die Schriftsprache erstarrt, das ist ihr unvermeidliches Loos, ihre Verba ersterben. Göthe hatte noch die vollere Empfindung für das Leben, bei Schiller wiegt schon die philosophische Deutlichkeit des Begriffes über, Göthe wollte malen, Schiller wollte überreden. Ich habe Ihnen schon an den Metaphern der neuern deutschen Dichter gezeigt, wie bei

ihnen das Adjectiv alle Bedeutung an ſich zieht, gleichſam wuchert bis zur unnatürlichen Kraft. Es iſt der Weg, den die deutſche Sprache von Göthe aber Schiller durch unſere neueren Schriftſteller hindurch leider mit ſteigender Schnelligkeit zurückgelegt hat. Das Verbum erſtirbt immer mehr, das Bild geht darin unter, wir behalten nur die Hieroglyphe.

Ich brauche Ihnen nur einfach zu ſagen: daß das plattdeutſche Verbum noch vollſtändig lebt, um Ihnen zu erklären, was ich will und wünſche. Es ſind nicht bloß die beſonderen zeichnenden Verba, wie ſie ſich z. B. im Quickborn: Dat gruli Hus finden, ſondern der Plattdeutſche hat noch vollſtändig das Bedürfnis, mit ſeinem Worte zu ſchauen, zu horchen, zu ſchmecken, zu vernehmen. Und dies zieht ſich durch ſeine ganze Sprache. Die Schüler hingen ihm am Munde ſagt der Hochdeutſche und denkt nur: ſie horchten aufmerkſam, de Schöler hungn em ann Mund, das könnte der Plattdeutſche nicht ſagen ohne ſie hangen zu ſehen, er denkt an Blutegel oder was weiß ich. Im Sommer ſuch' ein Liebchen dir (Uhland) plattdeutſch gedacht, werden wir

gleich fragen: ſuchte? wo? unterm Tiſch? im Garten? — Ich wähle abſichtlich keine curioſen Beiſpiele, wie ich es durchweg in dieſer Schrift nicht gethan, die ganze Sprachſphäre beider Sprachen ſteht ſo zu einander, wie ich es eben bezeichnet habe. Verſuchen Sie nur aus dem Quickborn zu überſetzen oder ſehen Sie die unnütze Mühe meiner Herrn Verhochdeutſcher an, ſo werden Sie faſt bei jedem Verbum auf dieſelbe Beobachtung ſtoßen. Das Adjectiv iſt nicht ausgeſchloſſen, ſtrenge iſt dem Hochdeutſchen die Lehre, das Geſetz; wenn der Plattdeutſche ſtreng' ſagt, ſo wird man noch ſeiner Miene am Munde anſehen, daß ſtrenge ihm urſprünglich einen barſchen Geſchmack bedeutet.

Ich weiß ſehr wohl, daß dies für die Sprache zum wiſſenſchaftlichen Gebrauch eine zweideutige Empfehlung iſt, war es doch was Leibnitz vor 100 Jahren am Hochdeutſchen tadelte. Und noch jetzt ſagen die Franzoſen von unſerer Schriftſprache: L'exacte précision et la clarté limpide du français lui sont défaut. Elle flotte autour de la pensée en plis épais et indécis (Revue Germanique. Janvier 1858). Aber die Wiſſenſchaft iſt nicht das ganze

geiſtige Leben eines Volkes und die Sprache will und ſoll im Dienſte des vollen Lebens ſtehen. Lebensfriſche und logiſche Schärfe ſind keine abſoluten Gegenſätze, das Deutſche müßte die Kraft Luthers und Leſſings oder Kants zugleich in ſich vereinigen. Die Friſche ſuche es im Volke und ſeiner Sprache, für logiſche Feinheit wird ſchon der denkende Geiſt unſerer Forſcher ſorgen. Wenn wir aber unvorſichtig und gleichgültig gegen unſern eignen Beſitz, die ſinnliche Kraft der Schriftſprache untergehen laſſen, ſo iſt ſie für immer dahin und die Verknöcherung wird unwiderſtehlich zunehmen.

Zwanzigster Brief.

Dürfte ich Ihrer Geduld es zumuthen, so könnte ich Ihnen aus diesem Kapitel zeigen, wie Schritt für Schritt die Schriftsprache auf Abwege geräth, wie sie eben weil sie künstliches Mittel der Darstellung wird einen ihrer natürlichen Hauptvorzüge einbüßt, und zugleich wie sicher sie an ihren natürlichen Schwestermundarten immerfort Maß und Halt wiedergewinnen kann wenn sie dieselben im Auge behält. Ich darf aber wiederum nur an einem kurzen Beispiel eine Probe davon geben, Stoff genug wäre für ein Buch!

Das Verbum erstirbt besonders dadurch, daß man seinen Begriff herausheben will, diesen substantiviert und das ganze Verbum somit in ein Ab-

ſtractum verbunden mit einem erblaſſenden Thätigkeitsbegriff auflöſt, z. B. ſtatt anfangen ſagt Anfang nehmen. Dieſe Auflöſung wuchert nun bald als eine ſelbſtſtändige Form in einem Maße fort, daß ſie das einfache Verbum faſt zu verſchlingen droht: zu Stande kommen, Aufnahme finden, Ausgang nehmen, Einfluß üben, auf etwas Bezug nehmen, in Beziehung ſetzen, Anerkennung verdienen, zur Geltung bringen, Wirkung üben, nicht ohne Wirkung vorübergehen, an die Seite ſetzen, Einfluß geltend machen, Anſtand nehmen, in Ausſicht ſtellen, in Angriff nehmen, die Auffaſſung neigt ſich dahin, ſie ſetzt das Urtheil voraus, Rechnung tragen, in Betracht ziehen ꝛc. Sie können ſich Hunderte von ſchlagenderen Beiſpielen in jedem Buche ſelbſt aufſuchen. Denn dieſe Form iſt recht eigentlich die unſeres neuen ſchlanken gewandten und geiſtreichen Stils geworden, der freilich alle Natur auszutreiben droht.

Die Form iſt prätentiös. Man überſetze nur einmal einige Proben ins Plattdeutſche um es zu empfinden: he neehm der keen Betog op, he funn keen Anerkennung. Sie ſieht bedeutungsvoll aus gegen das einfache Verbum, ohne

es innerlich zu ſein. Der Plattdeutſche hat ein ſo ſicheres Gefühl für dieſe falſche Prätenſion der Form, daß er ſie faſt nur ironiſch anwendet: Wi wüllt em wul in Empfang nehmn heißt, es mit Schlägen thun. Aber falſch oder echt, wenn's nur ein Schmuck iſt, unſere Zeit bedarf des Glanzes. Dazu iſt ſie unſerer Viel- und Schnellſchreiberei äußerſt gelegen: der Gedanke braucht nicht einmal reif, ja der Satz nicht einmal bis zu Ende gedacht zu ſein, den man niederzuſchreiben beginnt. Der Hauptbegriff, der eigentliche Inhalt des Satzes zerlegt ſich in zwei unbeſtimmtere Beſtandtheile, das abſtracte Subſtantiv ſtellt ſich gleich einigermaßen von ſelbſt ein (die Beziehungen zwiſchen . .) und das abſtracte Verbum, in dem der eigentliche Thätigkeitsbegriff finden nehmen ergreifen verdienen bringen üben ganz untergegangen und zu einer bloßen Endung erſtarrt iſt, findet ſich ſchon unterwegs oder am Ende dazu, weil es wenig darauf ankommt (die Beziehungen zwiſchen den Familien waren ſchon lange aufgelöſt oder aufgehoben oder unterbrochen oder ꝛc.). Die Neigung unſerer Schriftſprache abſtracte

Subſtantiva namentlich auf ung heit keit zu bilden, erleichtert noch die Häufung ſolcher bequemen Falten für einen vagen Gedanken, und ſo entſtehen dieſe plis épais et indécises flottant autour de la pensée, die ſogar Franzoſen als Fehler unſeres Stils erkennen können.

Auch hier tadle ich wieder nur das Uebermaß, auch hier weiſe ich auf das Plandeutſche nicht wie auf ein unbedingtes Muſter hin, ſondern nur als die ſtets noch fließende Offenbarung des geſunden Menſchenverſtandes, der ſich aus der Anſchauung nährt und kein Bedürfnis zum Ausdruck ſeiner Gedanken hat als das natürliche: dieſe Gedanken klar zu machen.

Wie ſehr aber die Kraft und Schönheit des Stils davon abhängt, daß das einfache Verbum in ſeiner Integrität bewahrt werde, dafür mögen die Namen zweier Meiſter zeugen: Luther und Leſſing, bei ihnen mögen Sie nur ſelbſt näher nachſehen.

Einundzwanzigster Brief.

Denn die Auflösung des Verbums greift noch weiter und bedroht noch einen Lebensnerv der Sprache — wir haben ihn auch schon im Anfange berührt —: die Construction, den Satzbau, die Wortfolge. Die Theilung begünstigt schon die willkürliche Zerstreuung der Vocabeln über einen langen, fadenlosen Gedanken, die Festigkeit des Ganges in dem einfachen Gedankenlauf wird gestört, unser Satzbau wird immer loser in Fugen und Gelenken. Es wäre dies ein weites Kapitel der Klage, wenn wir es nach allen Seiten verfolgen dürften, es wäre ein Kapitel von großem sprachbüßerischen Reize, wenn wir Raum hätten

es gründlich durchzusuchen. Aber wir müssen uns wieder an Einem schlagenden Beispiel begnügen, ich glaube indes, daß es Ihnen den Blick öffnen wird den Gegenstand selbst weiter zu verfolgen.

Ein wichtiger Vorzug der deutschen Sprache vor allen andern, ein Vorzug, den sie ihrem überwiegend logischen Bau verdankt, besteht darin, daß sie Haupt- und Nebensatz durch die Wortfolge unterscheidet, z. B. Er will kommen (Hauptsatz), ich höre, daß er kommen will (Hauptsatz mit Nebensatz). Wir wollen hier die Sache nicht syntactisch nach ihrem ganzen Umfange erwägen, sondern nur das herausheben, daß im Nebensatz das ungespaltene Verbum ans Ende rückt, ebenso die Copula und das Hülfsverbum bei gespaltenen Prädicaten, z. B. Wortfolge des Hauptsatzes:

Kein Fluß wendet seine Fluthen zur Quelle zurück,

des Nebensatzes:

Es ist Naturgesetz, daß kein Fluß seine Fluthen zur Quelle zurückwendet;

Hauptſätze:

Ein Veilchen ſtand auf der Wieſe.
Nach dem Fenſter ſah noch das bleiche Antlitz.

Sie bemerken von ſelbſt, daß für Reim und Rhythmus die Wortfolge des Nebenſatzes von großer Bequemlichkeit iſt, weil der Hauptbegriff und das klingende Wort von ſelbſt dahin fällt, wo der Reim eintreten muß, ans Ende. In Proſa iſt es nun nicht erlaubt dieſe Wortfolge anzuwenden, wenn kein Hauptſatz vorhergeht; das richtige Sprachgefühl geſtattet nicht zu ſagen: Kein Fluß zur Quelle ſeine Fluthen wendet. Alſo, müßte man ſchließen, darf man das auch in Verſen nicht, denn

Ein Mann ſpazieret auf dem Seil
Mit der Licenz den Hals zu brechen.
Jedoch der Dichter für ſein Theil
Muß mir nicht von Licenzen ſprechen.

Hebbel.

Im Plattdeutſchen darf man es allerdings auch nicht, im ganzen Quickborn kommt keine ſolche Licenz vor. Das Plattdeutſche würde es

als Unnatur abſtoßen. Falſch iſt und bleibt es auch im Hochdeutſchen, aber unſere Verskünſtler haben es uns ſo viel tauſend mal vorgeſagt, daß wir es ohne Empfindung der Unnatur nachſprechen. Unſer hochdeutſches Sprachgefühl iſt betäubt und verſchroben. Falſch bleibt es dennoch. Bei den eigentlichen Meiſtern der Rede kommt es nicht vor, Platen hat es nicht ein einziges Mal in ſeinen ſämmtlichen Verſen, Hebbel nicht, Heine, Geibel kaum, Uhland nur mitunter, Schiller häufiger nur in den Balladen z. B. im Gang nach dem Eiſenhammer, im Taucher, im Ritter Toggenburg —:

Drum vor dem ganzen Dienertroß
Die Gräfin ihn erhob.

Und keiner den Becher gewinnen will.

Und der König zum dritten mal wieder fragt.
Nach dem Fenſter noch das bleiche ſtille Antlitz ſah.

Göthe nur in ſeinen ſpäteren ſchwächeren Gedichten, z. B. im Divan

Deine Liebe, dein Kuß mich entzückt.

Uebers Niederträchtige
Niemand ſich beklage.

Aus Rückert könnte ich Ihnen einige Tausend Beispiele liefern, Redwitz braucht faſt keine andern Sätze als dieſe falſch conſtruierten.

Die Form hat etwas Alterthümliches in ſich:

Ein Reiter aus zu Felde ritt.

Sie iſt aber keineswegs urdeutſch und nicht durch ihr Alter ſanctioniert. In der claſſiſchen Litteratur des 13. Jahrhunderts findet ſie ſich bei den Minneſängern ſelten, mehr in den Epen, ſowohl der Kunſtpoeſie als der Volksdichtung, doch auch nur als Licenz für die Reimbequemlichkeit:

Ein Ritter ſo gelehret was
Daß er an den Büchern las.
Hartmann von Aue.

Erſt bei den Meiſterſängern wird die Form ganz gewöhnlich und ſtereotyp. Göthe hat im richtigen Gefühl dafür, z. B. in ſeinem Gedicht: Hans Sachſens Sendung u. a. mittels derſelben Zeit und Sprache ſehr glücklich charakteriſiert. Und wo er ähnliche Zwecke verfolgt wendet er dieſe Form mit offenbarem Bewußtſein ihrer Eigen-

thümlichkeit an, z. B. in manchen Sentenzen im Fauſt und anderwärts.

Wir werden nichts dagegen einzuwenden haben, wenn man für eine ſolche beſtimmte einzelne Wirkung ſelbſt eine noch mehr corrumpierte Form gebraucht; corrupt bleibt ſie aber trotzdem und ohne dieſen beſondern Zweck verwerflich. Es iſt ein verderbtes Sprachgefühl, das darin etwas Naives, Volksthümliches empfindet und nicht mitten hindurch und noch ſchärfer die Verkehrtheit:

Ein Kukuk auf dem Zaune ſaß.

Iſt dies ohne Bedingung erlaubt, ſo iſt es auch nicht unrichtig zu ſagen:

Des Nordens Völker nicht bloß Mannheit üben,
In ihnen jeder Zweig des Denkens blühet,
Und Dichtung ihre Götterfunken ſprühet,
Wo Winternebel grau den Himmel trüben.
W. v. Humboldt.

Wem aber ſelbſt dieſe Sünden wider den deutſchen Sprachgeiſt, Sünden ſträflicher als Caſusfehler, noch erlaubt ſcheinen, den verweiſe ich einfach auf das Geſetz und Platens Sonette, in denen keine einzige Licenz der Art vorkommt, obgleich gerade ſie den Bau des Sonettes ſo ſehr erleichtern. Mir

würde es nur um ſo mehr den Beweis liefern, wie ſehr unſere Sprachgewandtheit unſerm eigentlich deutſchen Sprachſinne geſchadet hat, wie ſehr wir nöthig haben an den Quellen der einfachen Sprache des Volks wieder zu geſunden.

Zweiundzwanzigſter Brief.

Unſere Betrachtungen haben uns, raſcher als ich geglaubt, bis in das Detail der Syntax und Grammatik geführt. In dieſe wollen wir uns nicht tiefer hineinbegeben. Wir ſuchen keine detaillierte Kenntnis, ſondern eine Ueberzeugung. Jene überlaſſen wir denen, welche über dieſes Thema ſelbſtſtändig mitſprechen wollen. Ihnen freilich iſt eine umfaſſende genaue Ergründung der Thatſachen nicht zu erlaſſen. Auch denen billig nicht, welche thätig in die Litteratur mit eingreifen wollen, ſei es als Kritiker und Geſchichtſchreiber derſelben, ſei es als Künſtler des Stils in Proſa oder Verſen. Mit der hochdeutſchen Grammatik

iſt es nicht mehr gethan, ſeitdem die belletriſtiſche Production ſo ſehr die ausgetretenen Pfade wandelt wie jetzt. Plattdeutſchen Producenten aber ſind ſie eine Gewiſſensſache, und unſere Winke mögen dieſen zeigen, was und wie viel ſie zu thun und zu lernen haben, ehe ſie mit Bewußtſein an ihre Aufgabe gehen können.

Wir werden demnach dieſen Weg verlaſſen. Ohne daß wir das Ziel erreichen, das wir uns im Anfange mit der Frage geſteckt: iſt Plattdeutſch oder Hochdeutſch die vollkommnere Sprache? — haben wir doch wie ich hoffe unſern Zweck erreicht: die Löſung jener Frage iſt für uns überflüſſig und hinfällig geworden. Sie iſt aber auch unmöglich. Das letzte Ja und Nein wird doch beſtimmt werden durch ein überwiegendes Gefühl, veranlaßt durch irgend eine Gruppe lebendiger Anſchauung; das Geſammtfacit iſt nicht zu ziehen. Denn wenn Sie mir nun einfach entgegneten: Aber iſt es denn unwahr, was man ſo oft geleſen hat, daß unſere hochdeutſche Mutterſprache unübertroffen ſei an Reichthum der Begriffe und Wendungen, an Kraft und Schönheit? ſo würde ich Ihnen gleich beiſtimmen, denn auch ich habe ja getrunken an

ihrem Quell, habe mich berauſcht an ſeinem Geiſt und ſeiner Tiefe:

Und neue Nahrung, friſches Blut
Sog ich aus dieſer Welt.

Was mir aufging als „Stern der dämmernden Nacht", was mir leuchtete auf den dunkeln Pfaden des Suchens „hell mit Silberglanz", was mir die „Seele löſte im Schmerz", das war ihr Licht und Ton.

Allein dieſes Gefühl mag noch ſo wahr ſein, ſo entſcheidet es über Wahrheiten nicht, es iſt ſelbſt unſicher und ſchwankend. Hat doch im 17. und 18. Jahrhundert wenn auch nicht die deutſche Nation, ſo doch alles Gebildete deutſcher Nation ſich bemüht franzöſiſch zu näſeln und die eigne Mutterſprache unglaublich tief zu verachten. Noch Friedrich der Große, bei deſſen Lebzeit Leſſing und der junge Göthe dichteten, hielt das Deutſche für ſo übellautend, daß er vorſchlug es dadurch zu verbeſſern, daß man vollklingende Vocale wie a o u mir nichts dir nichts an die Wörter anhinge. Scheint es nicht faſt unglaublich?

Und zur ſelben Zeit ſang Klopſtock in hoher Begeiſterung für den Mutterlaut, daß keine je von allen übrigen Sprachen

ſich mit Deutſchlands Sprache
In den zu kühnen Wettſtreit wage.
Sie iſt bei mannigfaltiger Uranlage
An immer neuer und doch deutſcher Wendung reich.
Sie iſt, damit ichs kurz, mit ihrer Kraft es ſage:
Geſondert, ungemiſcht, und nur ſich ſelber gleich.

Ich finde es indes weder kurz noch mit Kraft, am wenigſten aber treffend geſagt, denn geſondert, ungemiſcht und nur ſich ſelber gleich könnte man auch wohl ohne Uebertreibung die Sprache der Zulu-Kaffern oder der Biſchekumer vom Feuerland nennen.

Göthe war auch ganz anderer Meinung von deutſcher Sprache. Er klagt in Italien über dieſelbe, bitterer als ein deutſches Herz ihm verzeihen kann:

— Und ſo verderb ich unglücklicher Dichter
In dem ſchlechteſten Stoff leider nun Leben und Kunſt.

Ueber den Vorzug gemiſchter Sprachen habe ich Ihnen ſchon Wilhelm v. Humboldt's Anſicht angeführt. Dieſer größte aller Sprachkenner nebſt Jacob Grimm geben dem Engliſchen den Preis vor dem Deutſchen, und dahin neige ich mich auch, wenn Sie es wiſſen wollen. Während wieder Byron an Thomas Moore ſchreibt, er wolle noch einmal in italieniſcher Sprache, wenn er ſie hinlänglich beherſche, ein Gedicht ſchreiben, das ſeine engliſchen an Schönheit ſo weit übertreffen ſolle wie die Sprache Arioſt's und Dante's die von Milton und Shakeſpeare.

In ſolchem Maße differieren die Anſichten der anerkannt erſten Meiſter und Herſcher im Gebiet der Sprache.

Ein Anderes iſt es freilich mit Thatſachen; gegen Thatſachen läßt ſich nicht raiſonnieren, ihnen muß man ſich beugen, man muß ſie begreifen und wo möglich nutzen. Durch die Thatſachen, welche wir uns vorgeführt haben, wollen wir nicht für ein allgemeines Dogma fechten, wir wollen am wenigſten dem Ruhmeskranz deutſcher Zunge, an dem wir im Herzen theilnehmen, eine Blume ausbrechen. Wir wollen im Gegentheil an ihnen

lernen, wo für den Ruhm unſerer Sprache, für ihre Schönheit, für ihren Reichthum eine Gefahr drohe. Dieſe finden wir eben darin, daß ſie vor allen Dingen die Sprache einer ausgebreiteten Litteratur geworden iſt. Schrift, Grammatik, Orthographie ſind ihr aus einem ſchmückenden Kleide zu zwingenden Feſſeln geworden, die nun ihre freie Bewegung hemmen.

In welchem Maße dies der Fall iſt, davon gewinnt man ſchwer die richtige Vorſtellung.

Mein Freund der Profeſſor Müllenhoff der in dieſen Dingen doch wohl eine der erſten Autoritäten Deutſchlands iſt, der auch ſonſt ich darf ſagen in allen Hauptpunkten dieſer Schrift meine Ueberzeugung theilt, bemerkte neulich: „Die ſchleppenden tonloſen Endungen des Hochdeutſchen, Schwänzchen die uns die Pedanterie und Schulmeiſterei zum Theil nur wieder angehängt haben, machen allein ſchon Luſtſpiel und Poſſe bei uns unmöglich. Im 15. und 16. Jahrhundert war man auf gutem Wege: jetzt ſind wir an Eine feſte Norm gebannt.“

Wir gehen noch weiter. Die Sprache erſtarrt in ihren Feſſeln. Wenn die deutſche Poeſie aus

ihrem confeſſionellen Charakter, aus dem Charakter des Selbſtbekenntniſſes, in den Goethe und Schiller ſie hineingebracht haben, — damals im Fortſchritt aus den gemachten Gefühlen ihrer Vorgänger zu wirklich empfundenen, worin ſie aber noch jetzt feſtſteckt; — wie viel Strophen können Sie z. B. in Geibel aufzeigen, in denen als ein Zeichen, daß er nicht von den Dingen ſondern von ſich redet, das pron. pers.: ich mein mir mich nicht vorkommt? — wenn die deutſche Dichtung aus dieſem Charakter fortſchreiten ſoll zu dem Ideal und dem Urtypus der Poeſie, zur reinen Gegenſtändlichkeit, in der der Poet hinter ſeinem Werk verſchwindet wie z. B. Homer hinter ſeinen Helden: wo ſollen die ſprachlichen Mittel herkommen? Wie ſind die Menſchen zu zeichnen mit einer Sprache, die immer an Bücher gemahnt? wie Waldesduft und Licht und Luft in allen Geſtalten mit einer Sprache, die immer nach Salons und Bibliotheken ſchmeckt? Heinrich Kleiſt ahnte die Nothwendigkeit des Schrittes aus der Confeſſion in die Darſtellung, ſein Kampf und Ringen um dieſen Preis liegt am deutlichſten in ſeinem Michael Kohlhaas zu Tage — ein Buch, deſſen

ausgeprägter Stempel nur durch dieſe Anſicht verſtändlich wird — und Kleiſt ging in dem Kampfe unter, denn ſein Volk und ſeine Zeit verſtand und trug ihn nicht. Darf ich daran erinnern, daß ich mit neuen Mitteln dieſen Weg in meinem Quickborn verſucht habe?

So ringen jetzt ſeit Kleiſt unſere beſten Kräfte um den Preis des Dramas wie es ſcheint vergebens, vielleicht hauptſächlich mit gebunden durch die Feſſeln der Buchſprache. Die menſchliche Kraft kann nicht alles zugleich, dem Poeten muß gegeben werden. Sophokles bekam vom Volke den Stoff, Shakeſpeare bekam die lebendige Sprache, die ſchon ſelber Charaktere zeichnet. Wie ſpricht denn bei uns ein König? ein Held? ein Bierbrauer? Wie ſein Barbier, denn er würde ungrammatiſch ſprechen, wenn er anders ſpräche. — Charaktervolle Sprache kann kein Einzelner *machen*, der hochdeutſche Dichter muß ſeine Kraft aufreiben an Dingen, die ſein Volk ihm geben müßte, die untergeordnet ſein mögen für's Ganze, aber ihm *nothwendige* Mittel. Wie ſoll er fürs Ganze Kraft behalten?

Beſtimmte Thatſachen haben uns ferner gelehrt, daß die ſächſiſche Schweſter der Schriftſprache die plattdeutſche Sprache ihren eigenthümlichen Entwicklungsgang für ſich durchgemacht hat, daß ſie dem Urdeutſch näher auf einer älteren Lautſtufe ſtehen geblieben iſt und auf der andern Seite den Auflöſungsproceß reiner durchgemacht hat, daß ſie dadurch an Wohllaut, Kürze und rhythmiſcher Bewegung ſich auszeichnet, daß ſie als Sprache von Meeranwohnern eine eigne Begriffsſphäre und Anſchauungsweiſe ausgeprägt enthält und an ſinnlicher Schärfe und Friſche in ihren Wörtern, Bildern und Figuren ſowie in Satzbau und Conſtruction der Natur näher geblieben iſt.

Dieſe Vorzüge verdankt die plattdeutſche Sprache, wie wir geſehen, zum Theil dem Umſtande, daß ſie, nicht durch Bücher gefeſſelt, ihr Leben in Wald und Feld, auf Strand und Meer als eigentlich geſprochene Sprache fortführt. Denn ſie iſt eben nicht geſtorben, auch nicht im Sterben, ſondern recht eigentlich lebendig, das iſt ſogar ihr beſonderer Charakter. Es bezeichnet ſo recht unſere papierene Zeit, daß für ſie nur das lebt und exiſtiert, was man zu Papier gebracht, beſchrieben,

notiert und registriert hat. Nur das ist eine That die in Zeitungen belobt wird, nur das ein Land wovon in Reisebüchern zu lesen ist, nur das ein Ruhm den die „Blätter" vermeldet haben, nur das ein berühmtes Buch das in Recensionen oder Litterärgeschichten als solches aufgeführt steht. Ist z. B. die Religionsgeschichte die der Calwer Verein herausgegeben hat, ein berühmtes Buch? Keineswegs! Und von diesem Buche sind 6—800,000 Exemplare deutsch gedruckt, und es mag außerdem in 30—40 Sprachen übersetzt sein. Welches berühmte Buch hat es so weit gebracht? Die Sachen scheinen uns abhanden zu kommen, wir begnügen uns an den umlaufenden Urtheilen über sie. Wie wäre es sonst möglich, daß man eine Sprache für sterbend oder gar gestorben erklären kann, die von 9—11 Millionen des kräftigsten Menschenschlags von Deutschland gesprochen wird? Man kann eben so gut und mit besserm Rechte leugnen, daß das Hochdeutsche existiere, ausgenommen etwa in plattdeutschen Landen, denn gesprochen wird es nirgends als etwa eben dort und auf dem Theater.

Unſere Zeit hat den Reſpect verloren, das Volk hat keinen Reſpect mehr vor der Wiſſenſchaft und ihren Trägern. Wir ſind ſelbſt Schuld, wir haben keinen Reſpect vor dem Volke und ſeinem geiſtigen Leben. Wir wiſſen kaum mehr, und glauben es nicht, daß das Volk ein eigenes geiſtiges Daſein führt, eine eigenthümliche Bildung hat die in Gemüth und Charakter wurzelt, wir ſehen und ſchauen nur mehr ſeine Proſa. Was ſoll es daher mit unſerer Poeſie? Oder wenn Wolfgang Müller oder Johann Nepomuk Vogl die Sagen des Rheins und aller deutſchen Gaue in mittelmäßige Verſe bringen: wer iſt da der Dichter, das Volk das die Sagen erfunden hat, oder Vogl und Müller, welche ſie in Reime bringen die das Volk nicht lieſt?

So auch hat das Volk ſich ſeine lebendige Sprache geſchaffen und bewahrt, und wir ſtreben zum Heile zugleich für die gelehrte Schweſterſprache ſie ihm lebendig zu erhalten, indem wir ihm wieder Reſpect einflößen vor ſich und ſeiner Rede. Es muß Ihnen jetzt zur Ueberzeugung geworden ſein, daß wir nie wünſchen können, daß das Plattdeutſch Buchſprache werde. Aber freilich

nutzen wir die Schrift für unſern Zweck als Vervielfältigung unſerer mündlichen Rede. Wir bringen damit die Mundart auch über ihre räumlichen Grenzen hinaus, und der gebildete Deutſche braucht nicht mehr wie Leſſing erſt ſeinen Aufenthalt in Hamburg oder Lübeck zu nehmen, um „ſeine Mutterſprache nach ihrem vollen Umfange“ kennen zu lernen. — Ich bin daher auch meinen Verhochdeutſchern wenig dankbar, die mir nicht allein frech in mein Eigenthum, ſondern auch plump in mein Werk hineingegriffen und es geſtört haben. Ich wünſchte gerade, daß der Hochdeutſche Plattdeutſch leſen möchte.

Hängt es aber auch von dem freien Entſchluß des Hochdeutſchen ab, ob er ſich durch die leichte Mühe einiger Tage den Genuß verſchaffen wolle, ſeinem Bruderſtamme ins Herz ſchauen zu können: wir wollen ihn nicht zwingen Plattdeutſch zu lernen, nur ſoll er ſich über unſer Weſen und Sprache alsdann auch kein abſprechendes Urtheil geſtatten. Aber wir Plattdeutſche haben Pflichten gegen unſere Mutterſprache. Jeder von uns hat zu ſtreben, daß ſeine Enkel nicht von ihm ſagen, was wir von unſern Vorfahren: ſie hätten ihr eigen Fleiſch

und Blut verachtet, verachtet in bloßer Unwiſſenheit, in eitler Verkennung der eignen Vorzüge, im eitlen Haſchen nach fremdem Flitter. „Was du heute mit ekelm Unbedacht verwirfſt, wird dein Enkel als gelehrte Sprache wieder lernen, weil er ſie nicht miſſen kann“ ſagt Dahlmann in der Vorrede zum Reocorus 1827. Laſſet eure Kinder die Sprache eurer Väter bei ihren Spielen lernen, ſie gewinnen etwas Beſſeres daran auf Straßen und in der freien Natur, als je eine Schule ihnen geben kann. Laßt eure Dienſtboten mit ihnen plattdeutſch ſprechen, ihr Hochdeutſch würden ſie ihnen doch nur verderben. Verſchmäht es nicht mit euren Untergebenen ihre treuherzige Mundart zu reden, damit die Armen nicht irre werden in ihrer ſchönen Beſcheidenheit.

Viele geborne Plattdeutſche haben ſchon jetzt, wenn ſie nur die Schriftſprache hören, eigentlich gar keine lebendige Sprache, die mit ihrer Empfindung vollſtändig zuſammenfließt. Das Hochdeutſche iſt doch einmal nur ein conventionelles Verkehrsmittel, nicht wie das Engliſche die gebildete Mundart die ſich aus der lebenden Volksſprache immer wieder neu erfriſcht. Wer aber nicht mit

ſeiner Sprache in der Empfindung des Volks wurzelt, der weiß eigentlich nichts von ſeinen Vätern, die dieſem Volk angehört haben; „wer ſich rühmt, es in der Bildung ſo weit gebracht zu haben, daß er die Sprache unſers Bauernſtandes nicht mehr verſteht, der erklärt ſich dadurch für unfähig irgend einen Punkt älterer vaterländiſcher Angelegenheiten aus dem Grunde zu verſtehen" ſagt Dahlmann, und Müllenhoff in der Vorrede zu ſeinen Sagen 1845: „wer nicht die Vergangenheit ſeines Volkes liebt und achtet, der fühlt auch nicht den Stolz ihm anzugehören, und kein Vertrauen zu der Zukunft kann in ſeinem Herzen wohnen."

Vierte Abtheilung.

Dreiundzwanzigſter Brief.

Die plattdeutſchen Gedichte der Frau A. W.* haben mir eine rechte Freude gemacht. Sie kamen mir zufällig zu Geſicht, indem eine Dame ſie aus Pommern mit hierher brachte. Ich nahm ſie mit dem gewöhnlichen Vorurtheil zur Hand, womit man nun ſchon plattdeutſche Gedichtſammlungen anſieht, und wurde angenehm überraſcht. Ich las wirklich zum erſten Male ein plattdeutſches Buch mit Vergnügen, der Geiſt in dem es geſchrieben

* En poa Blomen ut Annmariek Schulten ehren Goahrn von A. W. Herausgegeben von Fritz Reuter. Greifswalde und Leipzig. C. A. Kochs Verlagshandlung, Th. Kunike 1858.

wie die Form in die er ſich gekleidet, ſind anſprechend, ſind anmuthig. Die Frau ſchreibt einfach wie ihr um's Herz iſt, und ſchreibt das ſo treuherzig, wie man es nur im heimlichen Stübchen der Mutter, dem Liebſten, dem Kindchen oder dem Vater dort oben ausſprechen kann, es iſt immer wie Koſen oder Gebet, oft auch das herzliche Lachen oder Weinen wie es das vertraute Ohr gewohnt iſt. Sie künſtelt ſich nirgends erſt einen Geiſt oder ein Gefühl oder eine Stimmung an, weder eine hohe noch eine rohe, um dann dafür mühſam Worte und Reime zu ſuchen, aber ſie hat Geiſt und Gefühl und ſpricht ſie aus oft tief erſchütternd.

Wenn man in der Kunſt von Natur ſprechen kann, ſo muß man dieſe Harmonie zwiſchen Innerem und Aeuſſerung Natur nennen. Sie offenbart ſich dem Leſer als Leichtigkeit in der Sprache.

Dies veranlaßt mich zu einigen Bemerkungen, denn ich will Ihnen keine Kritik der Gedichtſammlung ſchreiben; man thut überall beſſer ſich den Dingen willig hinzugeben und ſein eignes Urtheil zu befreien, wie Lachmann ſagt, als fremde Meinungen zu vernehmen.

Die ersten Versuche einer Sprache sich in Kunstformen, in „gebundener Rede“ zu bewegen, können nicht ohne Kampf wohl aber ohne Zwang sein. Es ist zuerst ein Ringen des Geistes um den Ausdruck, die Kunst ist eben keine Natur und in diesem Sinne gibt es keine Naturpoesie. Ja die Sprache selbst ist zunächst ein Ringen des Geistes um sich selbst darzustellen, und insofern ist das Sprechen eine Kunst. Der Laut ist das Material. Dies Material beherscht er nie ganz, der Geist findet nie vollständig seinen Ausdruck, weil das Material auch eine Natur hat die widerstrebt und ändert. Wie beim gothischen Baustil die Blumen der Verzierungen etwas von der Steinnatur annehmen, ja annehmen müssen, wenn sie natürlich scheinen sollen, so nimmt der Ausdruck in der Sprache etwas von dem Charakter ihrer Lautgestalt an, und die höchste Kunst der Rede kann nur sein, den Forderungen des Gedankens der sich verkörpern will und denen des Sprachgeistes der in den Lauten lebt, zugleich zu genügen. Platen z. B. bezwingt den Gedanken bis er für eine bestimmte Form die geeignete Gestalt gewonnen hat, Rückert bezwingt den Laut

bis er ſich dem Eigenſinn ſeines Gedankens fügt: die rechte Mitte hält Göthe. Und dann erſcheint die Kunſt wieder wie Natur.

Wie reich der Geiſt, wie mannichfaltig die Formen, davon iſt hier, beſonders in Beziehung auf die Frau A. W., nicht die Rede. Aber Natur zeigt ſie, in plattdeutſchen Verſen.

Wir haben ſonſt nicht etwa jetzt erſt den Anfang in plattdeutſchen Verſen gemacht, wir ſtehen nicht auf der Stufe, die ich beſchrieben habe, nicht Voß, nicht Bornemann oder Paſtor Sackmann und Lauremberg ſind die erſten plattdeutſchen Sprachkünſtler. Schon zu den Zeiten des Hengiſt und Horſa im 5. Jahrhundert haben an der Eider und Oſtſee plattdeutſche Verſe geklungen. Sie ſind mit nach England hinübergewandert und uns dort noch faſt in denſelben Lauten, den Mutterlauten der engliſchen Sprache, als Angelſächſiſche Gedichte zum Theil aufbewahrt, z. B. das Beowulfslied, das Lied vom Wanderer ꝛc. Auch in Deutſchland ſelbſt iſt uns wenigſtens Ein altes plattdeutſches Gedicht erhalten, die Evangelienharmonie bekannt unter dem Namen Heliand (Hei-

land). Man nennt die plattdeutſche Mundart in der ſie geſchrieben iſt die Altſächſiſche.

Der erſte Kampf um die Kunſtform war alſo vom Plattdeutſchen vor Jahrhunderten gewonnen. Auch war es kein Zwang geweſen. Man hatte nicht fremde Formen adoptiert und die heimiſche Sprache hineingezwängt wie wir Hochdeutſche ſpäter gethan. Sondern die Formen hatten ſich aus der Sprache ſelbſt entwickelt, es waren echtdeutſche Formen. Der Klang, das Melodiſche, außer dem Takt, lag nämlich in der Wiederholung gewiſſer Anlaute, wie bei uns jetzt im Endreim. Man nennt dieſe Form den Stabreim oder die Allitteration.

In ſpäteren Zeiten hat ſich auch im Plattdeutſchen der Endreim entwickelt. Es iſt aber auch hier wie im Oberdeutſchen merkwürdig, daß der Faden der Entwicklung nicht ſtetig fortgelaufen, ſondern mehrmals abgeriſſen und wieder neu aufgenommen iſt; wie nämlich dort kein Uebergang ſondern ein Sprung vom Gothiſchen zum Althochdeutſchen (vom 4ten bis zum 8ten Jahrhundert) und ähnlich von dort zum Mittelhochdeutſchen (13ten Jahrhundert) wenigſtens für unſere Kunde

vorhanden iſt, ſo ſteht, ja noch mehr im Plattdeutſchen eine ſpätere reiche Litteraturperiode ſeit dem 13ten Jahrhundert abgeriſſen und unvermittelt da, der Uebergang vom Altſächſiſchen zum Holländiſchen und dem gegenwärtigen Plattdeutſch fehlt uns, es gibt keine zuſammenhängende Geſchichte der plattdeutſchen Sprache.

Nach der Reformation lebte die Litteratur freilich noch in Bibelüberſetzungen, Predigten, Erbauungsbüchern und Chroniken fort, aber durch lebendige Traditionen bis zu uns gedrungen ſind nur einige einſame Klänge wunderbar ſchöner Volkslieder, wie das von den zwei Königskindern, die uns zeigen können, was wir beſeſſen und verloren haben, nämlich eine Dichtung in der Inhalt und Sprache zu einer innigen Harmonie verſchmolzen waren.

Vierundzwanzigſter Brief.

Seit dem Erſcheinen meines Quickborn ſind nun eine ganze Reihe plattdeutſcher Bücher auf den Markt gekommen, ihre Zahl mehrt ſich mit jeder Meſſe, von den deutſchen Oſtſeeprovinzen Rußlands bis an die Grenzen Frankreichs regt ſich der niederſächſiſche Stamm aufs neue für ſeine Mutterſprache, ſelbſt in Aachen, der Grabſtätte fränkiſcher Kaiſer ſind Gedichte und ein Idiotikon der heimiſchen Mundart erſchienen, die auf den Namen plattdeutſch Anſpruch macht. Die ſ. g. oſtfrieſiſche „Tael“, die ſich in Gedichten z. B. von Fooke Hoiſſen Müller hat hören laſſen, von der in dieſem Jahr auch ein vortreffliches Oſtfrieſiſches Wörterbuch von Cirk Heinrich

Stürenburg zu Aurich erſchienen, iſt noch Platt-deutſch, verſtändlich bis über Königsberg hinaus. Es ſcheint bald dahin zu kommen, daß wir wieder von einer plattdeutſchen Litteratur ſprechen dürfen. Die Pädagogik iſt ſchon aufmerkſam geworden, mehr und mehr Stimmen erheben ſich gegen die unverantwortliche Vernachläſſigung der eigentlichen Mutterſprache in den Schulen, eine plattdeutſche Fibel, Grammatiken, plattdeutſche Volksbücher und Volkskalender ſind gedruckt. Was aber lo-benswerther Eifer oder Nachahmungstrieb in Proſa und Reim bisjetzt poſitiv zu Tage gefördert, das bietet im Ganzen mehr zu wünſchen als zu loben. Der Faden der Entwicklung war abge-riſſen, und wir ſind noch nicht wieder dahin daß die plattdeutſche Dichtung rein aus innerem Be-dürfnis entſteht oder ſo erſcheint, ſie hat noch immer nicht die verlorne Harmonie zwiſchen Sprache und Gedanken wieder erreicht. Die Anfänge von Voß u. A. ſind ſogar unter dem Vorurtheile entſtanden, womit man lange die Volksſprache und Volksdichtung anſah. Nicht das Beſte war es ſondern das Gemeine. Der Dichter ſtimmte ſich nicht herauf, wie man es ſonſt

von ihm verlangt, sondern herab. Daher findet man unter diesen älteren Gedichten der neuen plattdeutschen Litteratur auch kein einziges das wieder erheben kann, ja nicht einmal irgend eins das wirklichen echten Humor enthält. Sie scheinen alle nach Einer Schablone gemacht, mit wenigen Ausnahmen ist die Formel diese: der Held ist dümmer als der Leser und der Verfasser, und nur aus dem Grunde lachen beide über ihn. Meistens ist es das dumme Erstaunen eines Bauern über ein Concert, einen Luftballon, einen Eisenbahnzug, was die Würze hergibt.

Auf diesem Wege suchte man Natur, obgleich man nicht einmal dadurch an die Wirklichkeit reicht, denn unser norddeutscher Bauer ist keineswegs dumm oder feige oder leicht in Erstaunen zu setzen. Keiner dieser Dichter redete plattdeutsch wie seine eigne Sprache, keiner sprach seine eignen Gefühle darin aus, dazu hielt man es für zu gemein. Wie wäre es daher möglich gewesen die verlorne Harmonie, die echte Natur in der Kunst wieder zu finden!

Selbst die Sprache mußte darunter leiden. Das Plattdeutsch von Voß und Bärmann kann

Einem eine Gänsehaut überjagen. Was würde ein Italiener dazu sagen, wenn man ihm Gedichte in heimischer Sprache mit spanischer Conjugation und Declination vorlegte? Und ist es etwa anders wenn man ins Plattdeutsche hochdeutsche Formen mischt? Z. B.:

De sure Arbeit des Dags weer gedan
Un de Sünn at ünner ann Heben vergan,

d. i. unten in der Höhe vergangen.

Ich weiß freilich wohl wie schwer es ist, das Schema der hochdeutschen Schriftsprache, das sich mit dem ganzen Gedankenwege des gebildeten Deutschen verwebt hat, völlig zu überwinden. Auch ist es seitdem mit der Seite der Sprache in der plattdeutschen Schriftstellerei besser geworden, man schreibt ein lesbareres Plattdeutsch und zugleich grammatisch und syntaktisch richtiger, obgleich man in der Construction noch oft den Hochdeutschen durchempfindet und das gerade bei denen die es ernst meinen, wie z. B. bei F. H. Müller, dem Hannoveraner Plate u. A.

Größer ist die Gefahr daß wir die Natur auf jenem alten Wege des Vorurtheils suchen, den

Gedanken, den Inhalt herabſtimmen um der Sprache des gemeinen Lebens zu entſprechen. Ein junger Weſtfale aus Paderborn ſagte mir in Bonn, er habe auch plattdeutſche Gedichte geſchrieben, es ſei aber in ſeiner heimiſchen Mundart nicht möglich gemüthvolle Gedichte zu machen, wie in der der Ditmarſchen. Ich erwiederte ihm, es ſei in meiner heimiſchen Mundart auch nicht möglich, aber es ſei nothwendig.

Die Schwierigkeit hat mehr einen ethiſchen als einen logiſchen Grund. Unſere Bildung löſt uns zu ſehr los von unſerm natürlichen Boden. Die rechte Bildung ſollte nie negieren. Im Jüngling muß nicht das Kind untergegangen ſein, im Manne nicht der Jüngling. Der Gelehrte ſollte noch das natürliche Volksbewußtſein lebendig in ſich tragen.

Fünfundzwanzigſter Brief.

Die Schwierigkeit darf nicht ſchrecken. Ein leicht erreichtes Ziel iſt darum noch nicht das wahre. Wenn die jetzt ſogenannte Volkspoeſie noch eifriger ſcheinbar als jede andere Natur ſucht, ſo iſt die Gefahr ſie auf jenem falſchen Wege zu finden um ſo größer, wenn ſie erreicht ſcheint, wenn ein talentvoller Mann ſich und andern den Weg bequem gemacht hat, und nun gar das öffentliche Urtheil Weg und Ziel für das richtige ausruft. Wir ſind in der plattdeutſchen Poeſie in dieſem Falle. Fritz Reuter hat ſich beſonders durch ſeine Läuſchen und Rimels einen Namen gemacht, und die Kritik erklärt, faſt allgemein, dieſe Art Poeſie für die echte plattdeutſche Volkspoeſie.

Es thut mir leid daß ich dem nicht anders wirksam widersprechen kann, als indem ich die Unrichtigkeit dieser Ansicht im Speciellen nachweise.

Die Läuschen und Rimels sind in gewandtem Plattdeutsch geschrieben, ohne Zwang und Gewaltsamkeiten, sie sind leicht und bequem erzählt, klar und anschaulich, die Pointe wird nie verfehlt, Reim und Rhythmus sind natürlich, aber sie sind durch und durch gemein. Sie führen uns nur plumpe unwissende oder schmutzige schlaue Figuren vor. Ein Bauer wird betrogen oder betrügt selbst, er begeht die gemeinsten Ungeschicklichkeiten, versteht nicht einmal eine Tasse Kaffe zu trinken, belügt seinen Amtmann, zeigt sich dümmer als sein Knecht. Und nicht bloß der Bauer, auch der Kaufmann, der Handlungsreisende, der Arzt, der Advocat, der Küster auf der Kindtaufe werden uns nur vorgeführt um über sie als Tölpel oder Spitzbuben zu lachen. Der christliche Prediger tritt nur auf als geeignetste Person von einem jüdischen Roßkämmer beim Pferdehandel düpiert zu werden, unser deutscher Held Blücher nur damit ein übereifriger Polizeidiener ihm die Tabakspfeife wegnehmen und dafür von ganz Teterow Prügel

bekommen kann. Das wäre die Blüthe des Volkslebens? das ſeine Poeſie, die man ihm abſieht und ihm wiederbringt? Nein, das heißt alles in den Qualm und Wuſt der Bierſtube hinab- und hineinziehen, wo man ſich in der ſchluderigſten Sprechweiſe Vademecumsanecdoten erzählt. Da iſt alles gleich, nemlich Alles gemein, Bürger und Adel, hoch und niedrig. Der Junker Korl von Degen iſt der Urtypus eines Tölpels und Unflaths, nicht bloß er ſondern jede beliebige Geſtalt der Läuſchen und Rimels könnte aus ſeiner Seele heraus den bezeichnenden Vers ſprechen, der hier einem Schweinejungen in den Mund gelegt wird:

— Wenn ik en König weer,
So hött' ik all min Swin to Per.

Poeſie kann man ſich nicht geben, alſo auch nicht verlangen, aber Rohheit iſt eine Sünde für einen Volksſchriftſteller. Gerade bei einer erſt wieder erwachenden Volkslitteratur iſt ſie doppelt ſchädlich. Das Volk iſt begierig geworden etwas zu vernehmen was es durch und durch verſteht, weil es ſein Eigenthum iſt. Die plattdeutſche Poeſie kann ihm directer den Spiegel vorhalten,

daß es ſich ſelbſt ſchaut, nicht eine fremde Welt hinter den Bergen oder über den Wolken, wie ſie ihm aus der Schriftſprache vorſchwebt. Dieſer Trieb kommt uns entgegen, wir müſſen ihn weiden, nicht irre leiten.

Rohheit iſt nicht Natur, nicht der Weg dahin. Jedes Bild iſt einſeitig, jede Darſtellung iſt es, die Poeſie ſoll und will die Natur ſo darſtellen daß ſie erhebt, ſelbſt wenn ſie ſcherzt, das iſt ihre ideale Richtung die ſie nicht verlaſſen darf. Wer in den Läuſchen und Rimels die Natur Mecklenburgs und ſeiner Bewohner ſucht, der wird ſtaunen über einen Augiasſtall von Grobheit und Plumpheit. So kann die grellſte Wirklichkeit nicht ſein und iſt es nicht und nirgends.

Dies iſt ein falſcher Weg zur Natur, und Reuter hat es ſelbſt gefühlt. Aber in ſeinen ſpätern Dichtungen fällt er in falſche Sentimentalität wenn er ſich erheben will, und er wird noch ſchwer zu arbeiten haben, ehe er ſein Talent von dem Staube reinigt, den er ſelbſt aufgeſtöbert hat.

Die Sprache zeigt es daß dieſer Art materialiſtiſcher Schriftſtellerei, die übereifrig Natur ſucht, der die natürliche Sprechweiſe wie die natürlichen

Verrichtungen des Menſchen gleich wichtig ſind, die in ihrer Art eine Düngerbegeiſterung hat wie ſonſt nur die philoſophiſchen Materialiſten, daß dieſe eben vor übereifrigem Suchen nach Natur nicht dazu gelangt. Die natürliche Sprache iſt ihr bald nicht natürlich genug; daß man auf jeder Seite der Läuſchen und Rimels Wörtern begegnet wie: Schapskopp Eſel dumm Näſendreihn ſure Arſten Schnuftaback Buddel — ließe ſich ertragen, obgleich man ſchwerlich ein hochdeutſches Buch anführen könnte, wo ſie in ſolchen Regimentern aufmarſchieren, und iſt das der natürliche Charakter unſerer plattdeutſchen Rede? Aber ſehr oft (z. B. S. 215 ff.) kommt eine Sprache vor die die Läuſchens ſelber irgendwo Judenplattdeutſch nennen, in einem Viertel aller Stücke reden Perſonen ein Hochdeutſch, das wenigſtens für kein Chriſtenhochdeuſch gelten kann, ja ſelbſt wo nur ein franzöſiſches Wort vorkommt iſt es verdreht bis zur Unkenntlichkeit, und in der Geſchichte von dem alten Kasprau ſpricht dieſer ein Kauderwelſch das geradezu gar keine Sprache mehr iſt. Das wäre Naturtreue? Das wäre Volksſprache?

Wer seinem Volke ein Dichter sein, wer dem Herzen des Volkes seine Stimme leihen will, der muß den Willen und die Neigung haben das Edle zu sehen, dann wird er dafür bald das Auge und den Ausdruck gewinnen. Es mag die Aufgabe der Polizei sein den Schmutz aufzuräumen, die des Poeten ist es nicht. Wie würde es um die Poesie stehen die es etwa mit Fürsten, Grafen, Kaufleuten zu thun hat, wenn man dort nur das Gemeine an den Tag zöge? Wer nur das Niedrige gewahrt, schaut es bald mit vergrößernder Brille, der hört auch in der Sprache mit verstärkendem Ohr das Mauscheln, das Lispeln, die Maulfaulheit, alle Unarten des Dialekts, und bildet sich und andern ein darin bestehe das Wesen der Volkssprache.

Man sollte vielleicht kein so ernsthaftes Gesicht zu einem spaßhaften Buche machen, das gewis nicht bös gemeint ist. Ich würde es auch nicht thun, wenn wir nicht am Anfange eines Weges ständen, der offenbar ein betretener Pfad werden wird. Hüten wir uns daß er nicht durch Sumpf und Moor ausgetreten werde!

Sechsundzwanzigster Brief.

Die übertrieben naturalistische Richtung der Poesie führt sogar die Orthographie, dieses scheinbar Aeußerlichste an der Sprache, mit hinein in Verwilderung und Rohheit: der Geist mit dem man das Volk anschaut, zeigt sich noch in der Schreibung seiner Worte. Da schreibt man poa möah mäur Preiße Rehr Feure eher als paar mar mod Preßer Red Foder, eben weil jenes verderbter ist, denn gerade in den mundartigen Abweichungen, in den Unarten des Dialekts sucht man das Wesen der Volkssprache. Bua poa entspricht übrigens ebenso wenig der Wirklichkeit wie Bur paar, und hat bloß die Aehnlichkeit die auch in der Karrikatur sprechend ist.

Die Klage daß die Plattdeutſchen keine feſte Orthographie haben, bedeutet eigentlich: ſie wollen keine. Denn keine Sprache hat von Natur eine feſte Orthographie. Die Schreibung iſt etwas Künſtliches, das nicht zum Organismus einer Sprache mit gehört, nicht aus ihr ſelbſt entſteht, ſie wird nur feſt und geregelt durch verſtändige Uebereinkunft. Die jetzige franzöſiſche Rechtſchreibung iſt erſt unter Ludwig XIV größtentheils feſtgeſtellt, die ſpaniſche gar erſt im Anfange unſers Jahrhunderts. Die Uebereinkunft beſteht jedesmal darin daß gewiſſe Kreiſe vorangehen, die Regeln beſtimmen und daß die andern nachfolgen. Dieſe Regeln können mehr oder weniger verſtändig ſein, unvollkommen ſind ſie alle, denn die Schreibung iſt nicht die Sprache ſelbſt ſondern ein Bild von ihr, das ſeiner Natur nach nothwendig unvollkommen bleiben muß. In Frankreich und Spanien wurden dieſe Regeln durch gelehrte Männer feſtgeſtellt, die Orthographie dort iſt trotzdem mangelhaft. In Deutſchland ſind ſie meiſt durch Abſchreiber und Setzer allmählich feſtgeſtellt und uns überliefert. Göthes Schillers Luthers Orthographie z. B. iſt nicht die, welche

man in ihren Werken, in der Bibel findet, dieſe hat der Uſus d. h. Setzer und Drucker größtentheils gemacht. Ihre eigne Schreibung kann man nur aus diplomatiſchen Abdrücken von Briefen und Manuſcripten kennen lernen. Nach dieſem Uſus hat ſich aber ganz Deutſchland treu gerichtet bis Jacob Grimm das entſcheidende Wort ſprach, daß er ein ſchlechter, daß die ganze hochdeutſche Rechtſchreibung eine verderbte ſei. Dann aber riß bekanntlich eine Anarchie in der hochdeutſchen Schreibung ein die zugleich lächerlich und ernſthaft wurde. Hin und wieder mußte ſich die Regierung darein legen und die Regel octroyieren, wie in Hannover, weil die Acten mitunter unverſtändlich oder mehrdeutig wurden. In Leipzig vereinigten ſich eine Anzahl gebildeter Männer, beſonders Lehrer, freiwillig zu einer Norm, nach der ſie ſich zu richten beſchloſſen. Außer jenen und der Grimmſchen hiſtoriſchen Rechtſchreibung ſtreiten ſich aber noch mehrere wirkliche Syſteme, worunter das ſtenographiſche bedeutenden Anhang gewinnt. Wer hat Recht? Gründe haben alle, und nicht die ſcheinbare. Aber zuletzt muß man ſich entſchließen bei einer gewiſſen Un-

vollkommenheit ſich zu begnügen, denn wir dürfen unſere Claſſiker Leſſing Göthe Schiller nicht willkürlich mit um ſchreiben. Man muß alſo dem Uſus, einer Regel folgen nicht weil ſie die beſte, ſondern weil ſie da iſt.

Dies ſollten die plattdeutſchen Schriftſteller bedenken. Ich frage dabei jeden aufs Gewiſſen, ob er wirklich die ganze Sache vorher durchdacht hat, ehe er von der Schreibung wie Müllenhoff und ich ſie, wohlüberlegt, nun doch einmal als die Erſten die die Arbeit thun mußten, feſtgeſtellt haben. Wer will leugnen daß z. B. das Syſtem des Prof. Wiggers in Roſtock nicht auch vernünftig ſei, und es ließen ſich deren noch mehrere ebenſo gute ausdenken, wie ja das Holländiſche ein ſolches iſt, das Vlaemiſche ein anderes: abſolut vollkommen kann aber der Natur der Rechtſchreibung nach keines jemals ſein. Warum weicht alſo Wiggers von uns ab? So kommen wir natürlich nie zu einer feſten Ordnung.

Die Naturaliſten glauben zu ſchreiben wie man ſpricht. Es geht mit dieſer einfachen Regel wie mit der Maxime: handle wie du ſollſt, die auch ſehr einfach iſt und die Niemand befolgen kann.

Mein alter Lehrer in der deutſchen Grammatik ſagte ſehr ſchlau: ſchreibe wie du richtig ſprichſt, und meinte damit das Geſetz wohl verwahrt. Wir ſchrieben aber alle zuletzt wie wir buchſtabierten, und ſo machen Jene es auch, aber mit dem Buchſtabieren gerade hapert es. Claus Harms als ein wahres Original, ſchrieb nach der Ausſprache looym habbm ſtatt lopen haben, und das laſſe ich mir gefallen wenn man ſeinen Weg wirklich allein gehen will. Man bedenke wohl: jedes einzelne Wort läßt ſich zur Noth nach der Ausſprache daguerreotypieren, die ganze Sprache nicht, denn kein Wort iſt ganz unabhängig von andern; ſchreibt man eins in einer beſtimmten Weiſe, ſo muß man eine ganze Reihe von Wörtern danach und nicht nach der Ausſprache ſchreiben.

Die Grundlage der plattdeutſchen Orthographie wie Müllenhoff und ich ſie zuerſt wieder feſtgeſtellt haben, wovon die Gründe in der Einleitung zum Quickborn vollſtändig aus einander geſetzt ſind, beſteht in der Verbindung der Regeln: ſchreibe nach der Ausſprache ſoweit die Abſtammung es geſtattet und die Rückſicht auf

den hochdeutſchen Leſer, und thue dies mit möglichſt wenig Buchſtaben. Z. B. bemm ſeng wird geſprochen, allein man denkt bei dieſer Schreibung an bemmen ſengen, nicht an baben ſagen, daher ü bebbn ſeggn zu ſchreiben, d. h. man läßt in dem Portrait die Wortfamilie mit durchſcheinen. Die Sprache gewinnt dadurch daß in ihr das alte Familiengeſicht hervortritt, etwas Alterthümliches und damit ihren Adel, indem zugleich das allen Dialekten Gemeinſame heraustritt, aus der Mundart der Sprachſtamm. Man gewinnt zugleich daß man wieder allen plattdeutſchen Stämmen verſtändlich ſchreibt, und behält doch Raum genug für die einzelnen charakteriſtiſchen Abweichungen der Dialekte.

Schon die Klugheit ſollte den plattdeutſchen Schriftſteller hindern ſich ſeinen Leſerkreis durch einige ſcheinbar originelle orthographiſche Einfälle zu verengen. Ganz Niederſachſen kann daſſelbe Plattdeutſch leſen — von Tilſit bis Brüſſel und Dünkirchen, von Bielefeld und Elberfeld am Rhein bis Flensburg — wenn es einfach verſtändig geſchrieben wird. Die Reuterſche Orthographie der „Paar Blomen“ (von Frau A. W.)

z. B. macht dieſe lieblichen Gedichte für den Hannoveraner, den Weſtfalen geradezu unlesbar und für den Mecklenburger ſelbſt nicht verſtändlicher. So reißt mit der Rohheit zugleich wieder die Zerſplitterung, der landſchaftliche Sondergeiſt ein, der ärgſte Feind unſers Strebens. Lacht nicht wieder der Holſteiner über den abſcheulichen Mecklenburger Dialekt? und mit Recht, wenn er ſich ſo ausnähme, und der Mecklenburger würde ebenſo über den unſern ſpotten wenn wir ihm gerade unſere Unarten zeigten. Während umgekehrt, wenn ich aus dem Buche der Frau A. W. in reinem Plattdeutſch vorlas, es uns allen hier wiederum auffiel, wie genau unſere Sprache nach Kern und Weſen über ihr ganzes Gebiet dieſelbe bleibt. So vorgeleſen würden dieſe Lieder jedem holſteiniſchen Landmann vollſtändig vertraut, wie von ſeiner Mutter geſprochen klingen, kaum ein oder der andere Wortſtamm oder eigenthümliche Endung, wie das hübſche Deminutiv auf ing wären ihm fremd, aber als in ſeinem Geiſte verſtändlich, in befruchtender Ahnung ſein Sprachgefühl erweiternd, nicht ſtörend. Lieblingswörter, Wendungen, Redensarten die uns hier herum ſo heimlich lau-

ten als wären ſie in Vaters Haus gebrütet und höchſtens dem Nachbar vertraut, finden ſich dort, wie unſer koſendes lütt, ol, min, du ol lüttje Maikatt (S. 124), De bett gar mennig böſen Slapps to'n guten Jungen trecken (S. 112), Schritt und Gang dieſer Sprache, der ganze Bau, die Phyſiognomie ſind unſer; das Knochengerüſt, die Wortſtämme ſind gänzlich daſſelbe, die Verſchiedenheit der Mundart beſteht bloß in einigen durchgehenden Vocal- und Conſonantenveränderungen, die bei einer gereinigten Ausſprache im gebildeten Munde auch noch faſt völlig wegfallen.

In den oberdeutſchen Dialekten iſt bei weitem nicht dieſe Uebereinſtimmung. Man vergleiche nur, um das Bekannteſte und Zugänglichſte anzuführen, die pfälziſche Mundart (Kobell) mit der alemanniſchen (Hebel), der Zürcher (Ufteri), gar mit der Nürnberger (Grübel) und der Niederöſterreichiſchen (Seidl). Welche Verſchiedenheit ſelbſt in Ton und Farbe z. B. von der kindlichen alemanniſchen bis zur derben hausbackenen bairiſchen, während die Gleichmäßigkeit der eigentlichen plattdeutſchen Sprachfarbe durch ganz

Niederſachſen ſelbſt einem Fremden auffallen muß.

Es liegt etwas Rührendes darin. Die Stämme ſind viele Generationen ſchon getrennt, die öffentliche Stimme einer gemeinſamen Litteratur iſt ſeit Jahrhunderten verſtummt; wenn nun der Mecklenburger zum Braunſchweiger, zum Weſtfalen kommt mit den Klängen ſeiner Heimath und verſtanden wird, iſt es nicht als wenn der Bruder heimkehrt, der langentfernte, nun doch ganz der alte, unverändert, mit denſelben Neigungen, denſelben Intereſſen, der die alten Freunde mit aufſucht, die Lieblingsplätze, der die Kinderſpiele nicht vergeſſen, nichts Fremdes an ſich hat als was der Umgang einiger Tage wieder abſchleift? Ich wenigſtens empfand es als einen Lohn der Treue, wie den Händedruck im Vaterhauſe als die Vlamänder mir vor Jahren aus Brüſſel ſchrieben, meine Lieder ſprächen ihre dierbare Modersprak; mit derſelben Empfindung habe ich auch die Paar Blomen der Frau A. W. geleſen.

Zum Schluß nur noch Ein Wort. Ich habe in dieſen Briefen oft ein Buch von mir anführen müſſen, weil es an einem andern der Art fehlt. Ich

bin gewohnt dieſes Buch als etwas anzuſehen, nicht was ich gegeben, ſondern was ich empfangen habe. Ich rühme mich nur des daß ich es gefunden und möchte Jeden hinweiſen, nicht auf das Buch, ſondern auf den „lebendigen Quell“ aus dem es geſchöpft iſt.

Kiel, Mai 1858.

K. G.

In der Schwersschen Buchhandlung in Kiel erschienen:

Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen von **Klaus Groth.** Zweite Aufl. 1855. 160 S. Miniaturform. 24 Ngr. Engl. Einb. mit Goldschn. 1 Thlr.

Sagen Märchen und **Lieder** Der Herzogthümer Schleswig Holstein und Lauenburg, herausgeg. von **Karl Müllenhoff.** 1845 LIV 622 S. 8. 3¼ Thlr.

Gnomon, ein Volks- und Schullesebuch insonderheit für die Herzogthümer Schleswig und Holstein herausgeg. von Dr. **Cl. Harms.** Dritte berichtigte und vermehrte Auflage. XII. 496 S. 15 Ngr.

Bei **Perthes-Besser & Mauke** in Hamburg erschienen:

Quickborn Volksleben in plattdeutschen Gedichten Ditmarscher Mundart von **Klaus Groth.** Siebente Auflage besorgt und mit einer Nachricht für den Leser eingeleitet von Prof. **K. Müllenhoff.** 1857. XXX. 320 S. 1 Thlr.

Quickborn ꝛc. Mit einer wortgetreuen Uebersetzung und einem Vorwort für hochdeutsche Leser unter Autorität des Verfassers herausgegeben. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. 1856. XXVIII. 574 S. 1 Thlr. 15 Ngr.

Quickborn ꝛc. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von **Otto Speckter.** Glossar nebst Einleitung von Prof. **K. Müllenhoff.** 1856. XVI. 432 S. gr. 8. 4 Thlr. Engl. Einb. 4 Thlr. 21 Ngr., engl. Einb. m. Goldschn. 5 Thlr.

Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn von **Klaus Groth.** 1854. VIII. 144 S. Miniaturformat. Engl. Einb. mit Goldschnitt 1 Thlr.

Lieder

aus und für Schleswig-Holstein

gesammelt und herausgegeben

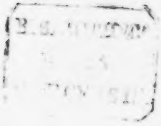
von

Klaus Groth

Hamburg

Perthes-Besser & Mauke.

1864.



Words, Words, Words –
Shakespeare.

Einer achts,
Der andre verlachts,
Der dritte betrachts,
Was machts?

Inschrift über der Rathhausthür
zu Werningerode.

Langhoffsche Buchdruckerei.

Inhalt.

Seite.

Ein feſte Burg v. Dr. Martin Luther 1
Schleswig-Holſtein. Nach Straß von M. F. Chemnitz.. 2
Was iſt des Deutſchen Vaterland v. E. M. Arndt..... 4
Das deutſche Land v. Schmidt v. Lübeck..... 6
Ein deutſcher Mann. Nach Walther v. d. Vogelweide von Karl Simrock..... 8
Deutſchland über Alles v. Hoffmann v. F..... 9
Mutterſprache v. Max von Schenkendorf..... 10
Min Moderſprak v. Klaus Groth..... 11
Proteſtlied v. Emanuel Geibel..... 13
Sonett v. Emanuel Geibel..... 14
Stilleben früherer Tage v. Theodor Storm 15
Land und Leute. Aus einem Gedichte an eine Braut v. Klaus Groth 16
Hausrecht v. L. Uhland..... 17
Beerdigung der Preußen und Dänen auf dem Kirchhofe von Schleswig, den 25. April 1848 v. Sophie Dethleffs. 18
Gefecht bei Oberſtolk v. Klaus Groth..... 20
Bi Idſted v. Klaus Groth 24
Nach der Schlacht von Idſted v. Karl Heinrich (Reck)... 26
Denkſtein ohne Namen v. Gottfried Flamnberg 27
Der junge Soldat v. Sophie Dethleffs..... 29
Der alte. Karl Vollertſen des Schleswigers Grab v. E. M. Arndt..... 30
Des Sängers Tod v. Willatzen 32

	Seite.
De junge Wehrn v. Klaus Groth	33
Verlarn v. Klaus Groth	34
Die vertriebenen Schleswiger v. Sophie Dethleffs	35
Die deutſchen auswandernden Krieger v. E. M. Arndt	37
Der ſterbende ſchleswig-holſteiniſche Ajax v. E. M. Arndt	39
Grabſchrift v. Heinrich Zeiſe	43
De hilli Eek v. Klaus Groth	44
Die geſpaltene Doppeleiche v. Sophie Dethleffs	45
Dütſch Graff int Norn v. Klaus Groth	47
Vermächtniß v. Theodor Storm	48
Gräber an der ſchleswigſchen Weſtküſte v. Theodor Storm	50
Abſchied v. Theodor Storm	52
Inne Fremden v. Klaus Groth	54
Int Elend v. Ferdinand Weber	54
En Wewerſchur v. Ferdinand Weber	56
Min Vaderland v. Klaus Groth	57
En Vergiſsmeinnicht v. Klaus Groth	59
Theodor Mommſen an Klaus Groth und Antwort darauf	60
Als uns das Schwert genommen war. An Schleswig-Holſtein v. Klaus Groth	61
Die Stadt am Meer v. Theodor Storm	62
Min Dörp v. Johann Meyer	63
Die heimiſche Blume in der Fremde v. Sophie Dethleffs	66
Der Rechtsbrief v. Gottfried Flammberg	67
Op ewig ungedeelt v. W. Hafenclever	68
Op ewig ungedeelt. Sonett v. Heinrich Mahler	70
Deutſcher Troſt v. E. M. Arndt	71
An Emanuel Geibel. Sonett v. Klaus Groth	72
Genug geſungen v. Fr. Rückert	73
Gebet v. Emanuel Geibel	74
Die Glocken läuten am Grabe Friedrichs VII. v. Sophie Dethleffs	75
Die deutſchen Gräber v. Theodor Storm	76
Gedanken in der Neujahrsnacht v. Sophie Dethleffs	78
Scheidung v. Klaus Groth	79
Times, Globe & Conſorten v. Klaus Groth	80
Aus einem Mahnruf an Schleswig-Holſtein v. Adolf Strodtmann	81

Seite.

Für und an Schleswig-Holstein v. Ernst Elster 83
Zu den Waffen v. Julius Große 85
Abschied. Altes Soldatenlied 86
Deutsche Ehre, deutsche Erde v. Klaus Groth.
Frühling 1848 88
Sommer 1851 88
Winter 1863 89
Der Erkorne v. Ernst 90
An Friedrich VIII., Herzog von Schleswig-Holstein v. Adelaide Marie 91
Fahnenlied v. Klaus Groth 93
Der Wunderbaum in Ditmarschen v. Paul Hennings ... 94
Die Schleswig-Holsteinischen Kampfgenossen von 1848 v. Klaus Groth 96
An E. M. Arndt zum 26 Christmond 1849. Gruß von Leipziger Deutschen Männern 98
An die Freunde Friedrich Dahlmann und Friedrich Welcker v. E. M. Arndt 100
Hans von Raumer v. Gottfried Flammberg 102
Theodor Lehmann v. —n 103
Mennigeen fehl der v. Klaus Groth 105
Verröben. Nach Sophie Dethleffs 106
Ahnung v. Klaus Groth 108
Vaterlandsgesang v. J. C. Biernatzki 109
Einsegnung v. Th. Körner 110
Frisch auf! v. Fr. de la Motte Fouqué 112
Vaterlandslied v. E. M. Arndt 113
"Dat mutt fluschen" sä de ol General Blücher. Nach John Brinckmann 115
Das Lied vom Feldmarschall v. E. M. Arndt 117
Wie Hamburg und Lübek dachten in alter Zeit. Nach Heinrich v. Treitschke 120
Herzog Ernst v. Fr. Rückert 122
Herzog Ernst v. Klaus Groth 123
Ihr Könige, gebt Acht! v. E. M. Arndt 125
Holstentreue. Sonett v. Klaus Groth 126
Rückkehr v. Annmariek Schulten (A. V.) 127
Kamrad kumm! v. John Brinckmann 129

Seite.

Reiterlied v. Schiller 130
Der Teufel und ein Reitersmann v. Fr. Rückert 132
Steh ich in finstrer Mitternacht v. W. Hauff 133
Soldaten-Morgenlied v. Max v. Schenkendorf 134
Frisch auf, frisch auf! v. Th. Körner 135
Reiters Morgenlied v. W. Hauff 137
Das erste Opfer v. Klaus Groth 139
Soldatenlied aus dem dreißigjährigen Krieg 140
Der gute Kamerad v. L. Uhland 141
Lieblingslieder der Schleswig-Holsteinischen Armee in den Jahren 1849—51.
1. Das erste Bataillon 142
2. Morgen marschieren wir v. Hoffmann v. F. 143
3. Ein Schifflein seh ich fahren 144
4. Fahnenwacht v. Feodor Löwe 146
5. Das Lied vom Vaterland v. Rinne 147
6. Morgenlied v. H. Jäde 148
7. Kennt ihr das Land in Deutschlands Norden v. Dr. Bach 149
8. Der Grobschmied 150
Der Schneider wird General v. Sallet 151
Mantellied v. Karl v. Holtei 153
Eine holsteinische Edelfrau aus alter Zeit (Frau von Poggwisch) v. Paul Hennings 154
Die letzte Fehde v. Heinrich v. Treitschke 155
Witze den Spottnamen der Deutschen v. Heinrich von Treitschke 157
Klage v. Emanuel Geibel 158
Thürmerlied v. Emanuel Geibel 159
De norddütsche Eekbom v. Fritz Reuter 161
Freiheit v. Max v. Schenkendorf 163
Wenn nichts mehr übrig blieb v. Emanuel Geibel 165
Das Vaterland das droben ist v. Max v. Schenkendorf .. 166
Das neue Schleswig-Holstein v. M. F. Chemnitz 169

Ein feste Burg.

Ein feste Burg iſt unſer Gott,
Ein gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns itzt hat betroffen,
Der alt böſe Feind
Mit Ernſt er's itzt meint.
Groß Macht und viel Liſt
Sein grauſam Rüſtung iſt.
Auf Erd iſt nicht ſeins gleichen.

Mit unſer Macht iſt nichts gethan:
Wir ſind gar bald verloren,
Es ſtreit für uns der rechte Mann,
Den Gott hat ſelbs erkoren.
Fragſt du wer der iſt?
Er heißet Jeſus Chriſt,
Der Herr Zebaoth;
Und iſt kein ander Gott:
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Und wollt uns gar verſchlingen,

So fürchten wir uns nicht so sehr:
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt
Wie saur er sich stellt,
Thut er uns doch nicht.
Das macht, er ist gericht;
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort sie sollen lassen stahn,
Und kein Dank dazu haben.
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib:
Laß fahren dahin!
Sie habens kein Gewinn:
Das Reich muß uns doch bleiben.

Dr. Martin Luther.

Schleswig-Holstein.

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schön'rer Morgen tagt.
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Ob auch wild die Brandung toſe,
Fluth auf Fluth, von Bai zu Bai,
O, laß blüh'n in deinem Schoße
Deutſche Tugend, deutſche Treu'!
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

Doch wenn unſ're Stürme wüthen,
Drohend ſich der Nord erhebt, —
Schütze Gott die holden Blüthen,
Die ein mild'rer Süd belebt!
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Stehe feſt, mein Vaterland!

Gott iſt ſtark auch in den Schwachen,
Wenn ſie gläubig ihm vertrau'n;
Zage nimmer, — und dein Nachen
Wird trotz Sturm den Hafen ſchau'n.
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Harre aus, mein Vaterland!

Von der Woge, die ſich bäumet
Längs dem Belt, am Oſtſeeſtrand,
Bis zur Fluth, die ruhlos ſchäumet
An der Düne flücht'gem Sand:
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Stehe feſt, mein Vaterland!

Und wo an des Landes Marken
Sinnend blinkt die Königsau,
Und wo rauſchend ſtolze Barken
Eilwärts zieh'n zum Holſtengau:

Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

Theures Land, du Doppel-Eiche
Unter Einer Krone Dach,
Stehe fest, und nimmer weiche,
Wie der Feind auch dräuen mag!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

1841. Nach Straß von M. F. Chemnitz.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſts Preußenland? iſts Schwabenland?
Iſts, wo am Rhein die Rebe blüht?
Iſts, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer ſein!

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſts Baierland? iſts Steierland?
Iſts, wo des Marſen Rind ſich ſtreckt?
Iſts, wo der Märker Eiſen reckt?
O nein, o nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer ſein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ists Pommerland, Westfalenland?
Ists, wo der Sand der Dünen weht?
Ists, wo die Donau brausend geht?
O nein, o nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ists Land der Schweizer, ists Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl!
O nein, o nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es ist das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein, o nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
So weit die deutsche Zunge klingt,
Und Gott im Himmel Lieder singt:
Das soll es sein, das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt,
Und Liebe warm im Herzen sitzt.

Das ſoll es ſein, das ſoll es ſein!
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein!

Das iſt des Deutſchen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welſchen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutſche heißet Freund.
Das ſoll es ſein, das ſoll es ſein!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein.

Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!
O Gott vom Himmel, ſieh darein,
Und gieb uns rechten deutſchen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das ſoll es ſein, das ſoll es ſein!
Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!

E. M. Arndt.

Das deutſche Land.

Von allen Ländern in der Welt
Das deutſche mir am beſten gefällt:
Es träuft von Gottes Segen.
Es hat nicht Gold noch Edelſtein,
Doch Männer hat es, Korn und Wein,
Und Mädchen allerwegen.

Von allen Sprachen in der Welt
Die deutsche mir am besten gefällt:
Ist freilich nicht von Seide:
Denn wo das Herz zum Herzen spricht,
Ihr nimmermehr das Wort gebricht,
In Freuden und im Leide.

Von allen Madchen in der Welt
Das deutsche mir am besten gefällt:
Ist gar ein herzig Veilchen.
Sie hält es traulich wie sie soll,
Stets munter, schaffig, anmuthsvoll,
Und blüht ein artig Veilchen.

Von allen Frauen in der Welt
Die deutsche mir am besten gefällt,
Von innen und von außen.
Sie schafft im Hause was sie soll,
Die Schüssel und die Wiege voll,
Und sucht das Glück nicht draußen.

Von allen Sitten in der Welt
Die deutsche mir am besten gefällt,
Ist eine feine Sitte.
Gesund an Geist und Leib und Herz,
Zur rechten Zeit den Ernst, den Scherz,
Und Becher in der Mitte.

Auf, füllet sie mit deutschem Wein,
Mit Wein von unserm deutschen Rhein,
Daß unser Herz sich freue!
Es lebe hoch das Vaterland,

Das deutsche Volk, das deutsche Land,
Das Land der Lieb und Treue!

Schmidt v. Lübeck.

Ein deutscher Mann.

Ein deutscher Mann zu sein ist Ehre,
Gottlob, ich bin ein deutscher Mann!
Ich grämte mich, wenn ichs nicht wäre,
Säh meinesgleichen deutsche Männer an!
Der deutsche Mann trägt seine Seele
(Wie Fuchs und Luchs in seiner Höhle)
Vor Forschern und vor Lauschern nicht:
Er trägt sie offen im Gesicht.

In vielen Ländern viel gesehen
Hab ich, bis weit in Asia:
Doch aller Welt muß ich gestehen,
Daß ich was Bessres nirgend sah!
Die deutsche Zucht hat mir vor allen
Den fremden Sitten wohlgefallen:
Und das ist meiner Reisen Frucht,
Daß mir gefiel die deutsche Zucht!

Wer Tugend liebt und keusche Liebe,
Der komm in unser deutsches Land!

Iſt ihm nicht Herz und Auge trübe,
Sieht er ſie gehen Hand in Hand
Mit engelieblichen Geberden,
Und wünſcht ein deutſcher Mann zu werden,
Laut läßt erſchallen dimmelan:
»Gottlob, ich bin ein deutſcher Mann!«

Nach Walther v. d. Vogelweide
von Karl Simrock.

Deutſchland über Alles.

Deutſchland, Deutſchland über Alles,
Ueber Alles in der Welt,
Wenn es ſtets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zuſammen hält,
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etſch bis an den Belt:
Deutſchland, Deutſchland über Alles,
Ueber Alles in der Welt!

Deutſche Frauen, deutſche Treue,
Deutſcher Wein und deutſcher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten ſchönen Klang,
Und zu edler That begeiſtern,
Unſer ganzes Leben lang —
Deutſche Frauen, deutſche Treue,
Deutſcher Wein und deutſcher Sang!

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland!
Danach laßt uns alle ſtreben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand —
Blüh im Glanze deines Glückes,
Blühe deutſches Vaterland!

Hoffmann v. F.

Muttersprache.

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie ſo wonnefam und traut!
Erſtes Wort, das mir erſchallet,
Süßes erſtes Liebeswort,
Erſter Ton, den ich gelallet,
Klingeſt ewig in mir fort!

Ach, wie trüb iſt meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin!
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache ſchön und wunderbar,
Ach, wie klingeſt du ſo klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichthum, in die Pracht,
Iſt mirs doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht!

Klinge, klinge fort und fort,
Heldenſprache, Liebeswort!
Steig empor aus tiefen Grüften,
Längſt verſchollnes altes Lied,
Leb auf's neu in heilgen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht.

Ueberall weht Gottes Hauch,
Heilig iſt wohl mancher Brauch:
Aber ſoll ich beten, danken,
Geb ich meine Liebe kund,
Meine heiligſten Gedanken,
Sprech ich wie der Mutter Mund!

Max von Schenkendorf.

Min Moderſprak.

Min Moderſprat, wa klingſt du ſchön!
Wa büſt du mi vertrut!
Weer ok min Hart as Stahl un Steen,
Du drevſt den Stolt herut.

Du bögst min stiwe Nack so licht
As Moder mit ehr Arm,
Du fichelst mi umt Angesicht
Un still is alle Larm.

Ik föhl mi as en lüttjet Kind,
De ganze Welt is weg.
Du pust mi as en Vörjahrswind
De kranke Boß torecht.

Min Obbe folt mi noch de Hann'
Un seggt to mi: Nu be!
Un "Vaderunser" fang ik an,
As ik wul fröher de.

Un föhl so deep: dat ward verstan,
So sprickt dat Hart sik ut,
Un Ruh vunn Himmel weiht mi an
Un Allns is wedder gut!

Min Modersprak, so slicht und recht,
Du ole frame Red!
Wenn blot en Mund "min Vader" seggt,
So klingt mi't as en Bed.

So herrli klingt mi keen Musik
Un singt keen Nachtigal;
Mi lopt je glik in Ogenblick
De hellen Thran hendal.

Klaus Groth.

Protestlied.

Es hat der Fürst vom Justerthum
Uns einen Brief geschrieben:
Der hat uns jach auf einen Streich
Die Herzen umgewendet,
Wir rufen Nein, wir sagen Nein
Zu solchem Einverleiben,
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben.

Wir alle sind hier, alt und jung,
Aus deutschem Thon geknetet,
Wir haben deutsch geschworen beim Trunk,
Und deutsch zu Gott gebetet,
Man soll uns schenken deutschen Wein
Und deutsche Satzung schreiben,
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben.

Dem Herzog haben sie gesagt,
Er soll die Zügel schärfen,
Wir würden stumm und unverzagt
Der Willkür unterwerfen.
Drum sinnt's in seine Burg hinein,
Daß zittern alle Scheiben;
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben.

Nicht fühnt uns fremder Herrschaft Putz
Die eingebornen Schmerzen:
Es grollt der alte Sachsentrutz
Noch heut in unsern Herzen:
Der Albion nahm im blut'gen Reihn,
Kann auch ein Joch zerreiben:
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben.

Hie deutsches Land trotz Spruch und Brief;
Ihr sollt's uns nicht verleiden,
Wir tragen Muth im Herzen tief,
Und Schwerter in den Scheiden.
Von unsern Lippen soll allein
Der Tod dies Wort vertreiben:
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben.

1846. Emanuel Geibel.

Sonett.

O Muttersprache, reichste aller Zungen,
Wie [illegible] schmeichelnd, stark wie Wetterdröhnen,
In deren dreimal benedeiten Tönen
Zuerst erfrischt das Wort des Herrn erklungen,

Mit ehrnen Banden hältst du uns umschlungen,
Uns alle, die du zählst zu deinen Söhnen,
Daß keiner sich dem Machtspruch mag gewöhnen,
Der ihm mit anderm Laut ins Ohr gedrungen.

Nun aber wollen die die Weltgestalter
Entziehn ein ganz Geschlecht nach ihren Launen,
Und dänisch wälschen soll's im neuen Alter.

Wohl mag dich, Mutter, fassen drob ein Staunen,
Doch zage nicht! Mein greif auf deinem Psalter
Ein wehrhaft Lied, sammelnde wie Kriegsposaunen.

1846. Emanuel Geibel.

Stillleben früherer Tage.

Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenrother Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide Glöckchen;
Die Vögel schwirren aus dem Kraut,
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halb verfallen Schindelhaus
Steht einsam hier und sonnbeschienen;
Der Käthner lehnt zur Thür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Theodor Storm.

Land und Leute.

Aus einem Gedichte an eine Braut.

Dat Land is kleen, still sünd de Minschen dar,
Grot is das Hart blot, sünd de Böm, de See.
Dar weiht en Luft, de weiht as gung de Freden,
Dar is en Art Geheemnis as de Rau.
Dar Wold un Feld un dar de Minschenseel,
Der Busch un Brot un awest Water treckt dat.

Wer is dar kam — em keem wat as en Ahnung.
Absonnerlich, he wuß nich mal wasück:

Un gung he — seler, wenn de Unruh kumt —
Ob Glück, ob Sehnsucht, de de Bost em engt —
Denn kumt dat wedder, as en Wulk in Drom,
As em de Jugend kumt, dat Kinnerspill,
En Blomgeruch, de warme Frohjahrssünn —
Dat wat em mal de Seel fat deep un still:
So kumt dat, dat bün ik, so gröt ik em,
So kam ik in sin allerschönsten Stunn
Un in sin swarsten, un he kennt mi wedder.

So denk an mi! ik bün de Holstentru!
So spegelt mi de See umt stille Land,
So klingt mi't ut de ole Sassensprak,
So süht mi't dar ut blaue Ogen rut
Un ut den Heben, de de See bedeckt.

Klaus Groth.

Hausrecht.

Tritt ein zu dieser Schwelle!
Willkommen hier zu Land!
Leg ab den Mantel, stelle
Den Stab an diese Wand!

Sitz obenan zu Tische!
Die Ehre ziemt dem Gast.
Was ich vermag, erfrische
Dich nach des Tages Last!

Wenn ungerechte Rache
Dich aus der Heimat trieb,
Nimm unter meinem Dache
Als theurer Freund vorlieb!

Nur Eins ist, was ich bitte:
Laß du mir ungeschwächt
Der Väter fromme Sitte,
Des Hauses heilig Recht!

L. Uhland.

Beerdigung

der Preußen und Dänen auf dem Kirchhofe von Schleswig, den 25 April 1848.

Rings der Frühling; Alles Keim und Segen,
Alles blühend, Alles Klang und Duft!
Und wir nahen uns auf Trauerwegen,
Senken unsre Todten in die Gruft,
Betten sie in Gottes weitem Garten,
Wo sie nun des ew'gen Frühlings warten.

Ach, sie sandten noch vor wen'gen Stunden
Hin und wieder tödtliches Geschoß,
Schlugen kämpfend sich die Todeswunden,
Lenkten in der Schlacht das wilde Roß; —
Und nun schlafen sie, nach heißem Streite,
Still und friedlich an des Feindes Seite.

Betend, zagend, unter tauſend Thränen,
Hofft daheim man auf das Wiederſehn:
Doch umſonſt iſt dieſes bange Sehnen,
Eure Todten werden nicht erſtehn;
Schweigend hat das Grab ſie aufgenommen,
Das Geliebte wird nicht wieder kommen.

Decke ſanft ſie, Schleswig-Holſteins Erde!
Deine Knechtſchaft grub ihr frühes Grab;
Daß die Freiheit dir erſtritten werde,
Tapfre Preußen, ſankt ihr hier hinab;
Und der große Wurf, er iſt gelungen,
Sterbend habt Ihr uns den Sieg errungen.

Heiße Mitleidsthränen den Verirrten,
Die bethört zu dieſem Kampfe gehn;
Aber wehe, die die Flammen ſchürten,
Daß ſich Fürſt und Volk entgegen ſtehn;
Die hier heut' um dieſe Todten weinen,
Werden einſt als Kläger dort erſcheinen.

Heile, Vater, die mit ihren Schmerzen,
Ihren Wunden deine Hülf' erflehn,
Tröſte, Vater, die gebeugten Herzen,
Die verwaiſt um dieſe Grube ſtehn;
Tod und Leben ruht in deinen Händen;
Wolleſt du uns rechten Frieden ſenden!

Leiſ' verhallen unſre Trauerchöre; —
Schlafet ſanft in eurer weiten Gruft!
Dieſe Salven noch als letzte Ehre
Hallen donnernd durch die Frühlingsluft, —

Holder Lenz, mit deinen zarten Blüthen
Wollest feierne diese Gräber hüten!

Sophie Dethleffs.

Gefecht bei Oberstolk.

Weest du, wat Krieg heet?
Lat di dat vertelln!
Du hest wul hört vun Spanjers un er Möern,
Wa de sik umbringt mit en Putt vull Bri
Un sülsten mit et, un tosam crepeert
Vær Wuth un Gif, mit Flöten un mit Beden?
Dats Snack vær Tidverdriv, dat is keen Krieg,
Wi hebbt je sehn; dats wat vær Peter Lügg:
So klænt uns doch keen Löcker innen Kopp!
Jüm schulln noch seggn, de fret sik as de Löwen
De Een de Anner, op bet an de Swänz!
Wi Minschen sünt keen Isbarn un keen Slangn,
Dat Blot dat kruppt, un Alle hebbt en Hart:
En Drüppen Gall, un leep se redi awer,
Verklört dat nich to Black un Kunkelmei;
Un ok de Russen mæt er Pelz eerst kopen,
Un kamt ni as de Seebunn' op de Welt.
Jüm meent, dat geit mitünner as de Feldmüs:
Denn kriggt dat Volk en Schur un mutt sik umbringn,
Un störtt int Water, wenn't keen Katten gift.

Nę! nę! dats nich so lich! Dat Lębn is söt,
De Dod is bitter, steit al inne Bibel,
Un Minschenslachten ward min Dag' keen Handwark.
Wo liggt dat Land mit luter Schinnerhannes?
Nę! nę! wi hebbt uns trocken, as de Schap
Vært Slachtermeß. — Wat Recht is mutt hendær.
Na, denn man los! — En Esel bliv to Hus!

Doch as de eerste Boßel ov uns tokeem
Langs de Chaussee as ov en Kęgelbahn:
Tocerst en Blitz — he kumt! he kumt! dar wippt he!
Twe — dremal — as en Hadbar, de der opflüggt —
Do sprungn wi all koppheister inne Gröv.
Dennößen ward man't wennt, as hör't derto:
Man sübt em kamn, un wahrt de Kopp to Sit,
Un kikt em ruhig na, vær wen he matt weer:
Wer störtt, de liggt; wi Annern blivt der na.

Am slimmsten is dat Jammern un Geschrigg
Vun Minsch un Veh, un denn dat Wort dertwischen,
As drev man'n Koppel Ossen rop na Hamborg. —

Wi harrn so Een, — en lütten grisen Kęrl,
Verdrögt un mit son fludderigen Bart,
Un krækli int Gesich as engelsch Ledder,
Aln olen Hund mit luter lose Tähn:
Doch harr de Kęrl en Stimm, dat weer wat gręsigs!
Dat keem der rut, as keem dat ut en Tünn,
Glickgülti, as de Kęrl de Bückeln utröppt:
"Karree!" Wi drängn tohopen in den Weg
Van Wall to Wall, de Schullern anenanner,

De Banjonetten vörwarts as en Hekel:
"Nu ſtat un lat ſe kam!" — Du lewe Gott!
Dar keemn ſe an — ik warr dat nie vergeten!
Dit fürchterliche Rummeln vun de Pęr!
Dargegen weer dat Scheten nix as Knappern;
Un awer Allens rut de ole Griſe,
As weert de Stormklock: Junges! faſt! ſtat faſt!
En Larm, as full de ganze Welt tohop —
Un dochen leep dat liſen langs de Reeg:
"Man ſtill, man ſtill!" as weer dat inne Kark.

Do keemn ſe langs de Weg as keem de Floth,
Un Pęr un Minſch un Köpp un Arms un Säwels,
As wülter ſik en Wagg den Strand herop:
Dat mutt noch mit, dar kann keen Drippen wiken —
Dats all en Klumpen vuller Schum un Wuth,
De Pęr as raſend, un de Minſchen baben
As ſtüggt en Koppel Kreiten vär en Storm.
De armen Lüd! — wat hölpt? — ſe muſſen raf.
Wi ſtünn' as Palen — "Für!" dar fulln ſe hin,
As puß en Wind dat Hackelſch vun en Dęl.

Wer ſtörrt, de liggt; wi Annern blivt der na,
Un gat der ſtramm hendär, dar Dick un Dünn
Un Küll un Hitt — de Hitten is dat Slimmſte,
Wenn man vär Dörſt nix Anners denken kann.
Denn geit man redi drömm mit waken Ogen
Un ſüht un hört un denkt man jümmer: Water!
As leep dern Bęk, as hör man'n Watermarl,
As heel en Kind en Schaal hin — rein ſo kold!
Du langſt mit beide Arms — un weeſt, du drömſt —

Un ſnübbelſt dümmli op din egen Föt,
Un denkſt, dat geit ni an, dat föhrt na't Dullhus,
Du muſt der gegen an, du muſt di wehrn,
Du muſt wat ſnacken mit din Kamerad: —
Wa wunnerli! Dar will keen Stimm herut!
Du ſeggſt: Dats banni bitt, un wat du ſeggſt —
Doch hörſt du't ſülm ni — rein as inne Dos —
Dat ſitt di faſt inn Hals, dat is as Ledder
So ſtif un drög: dat rummelt as en Stewel.
Un rein in Angſten fahrſt du ut den Drom —
"Wat feilt di! Jung! ſegg an! wa ſühſt du ut!"
"Nix! nix!" . . em lopt de Ogen innen Kopp,
He ſüht ſik haſti um un gribbt de Luck,
Un ſpringt, as weer he raſend, gegen Wall,
Un ſtört torügg . .
De liggt — un wi mat wider.

Doch keem dern Sot, ſo ſprungn wi ſchier herin;
Verſupen oder drinken — dat is Eens —
Dat Water inne Trog, de Köpp int Water,
As ſugt de Mireems an en Syropsbraden,
So vel der Platz hebbt, ſtekt de Steert to höch;
Un rippt un röhrt ſik ni, as weern ſe anpekt,
Un güttſt du ok en Ammer bahn derop.

Dats eenerlei — wat Rech is, mutt hendær!
Man los! man los! — En Eſel blüſt to Hus!

Klaus Groth.

Bi Jöfled.

Une twintig Bataillonen
Bi Jöfled, wat en Heer!
Kanonen un Schwadronen!
Uns egen Lüd un Peer!

Dat weer de Herr Williſen,
Dat weer de General,
Weer awers nich vun Iſen,
Un ok leen Mann vun Stahl.

Wi harrn ſe ſeker kregen,
Se ſtrungen ſtumm un dumm;
Do blaſ' dat langs de Regen:
Torüggs, Kamrad, kehr um!

Weer dat en Tid tum Blaſen
Umkehrt, as bi en Jagd?
Gung't denn op Reh un Haſen,
Weer't nich en bittre Slacht?

Harrn wie nich ſtan as Palen?
Nich wadt in Sweet un Blot?
Un Mennig ſchreeg in Qualen,
Un Mennig leeg der dot!

Bi Stolle mank de Hecken
Wer leeg dar Mann an Mann?
De unſe Kugeln ſtrecken!
En General voran!

Dat weern ſe, de Huſaren,
Mit ſamt er Dannebrog!
De Raben keemn in Scharen,
Na'n Heben trock de Rok.

Un wi, as op de Socken,
Wi ſteken dar de Heit!
De Rok is wat verrocken —
Te Doden ſünt belleit. — —

Dat blöht in Summerdagen
Dar hochroth op te Loh:
Blot het de Eer dar ſagen!
De Schann de lüchtert ſo!

Doch, ſamt de Tiden wedder
Bun Jeſted — as dat ward! —
Keen Mann denn vun de Fedder!
Denn Een vun Kopp un Hart!

Denn mal en Mann vun Jſen,
En echten General,
So wüllt wi noch mal wiſen,
Wie ewingt ſe noch enmal.

Un blaſt denn de Trumpeten:
Umkehrt! dat is vorbi!
So mutt dat Blaſen heten:
Nu's Schleswig-Holſteen frei!

Klaus Groth.

Nach der Schlacht von Idſted.

Friſch auf, mein Volk, nur unverzagt!
Feſt angefaßt die Klingen!
Für's Höchſte alles friſch gewagt!
Und glaube dem, der muthig ſagt:
Es muß uns doch gelingen!

Wir wollen nichts als unſer Recht,
Doch ſoll's uns keiner dingen.
Wer feilſchet, iſt ein feiler Knecht,
Doch taugen wir zu Knechten ſchlecht:
Es muß uns doch gelingen!

Was Geld und Gut? was Leib und Blut?
Wer zagt es darzubringen?
So retten wir das höchſte Gut
Den Enkeln, unſerm Fleiſch und Blut:
Es muß uns doch gelingen!

Und koſtet's auch noch manchen Schweiß,
Bis wir zum Ziele dringen:
Dort oben wägt, der alles weiß,
Des Feinds und unſer Recht mit Fleiß.
Es muß uns doch gelingen!

Du treuer Gott! — ſo ſtark er iſt,
Dich kann der Feind nicht zwingen.

Wem du ein Hort in Nöthen biſt,
Dem ſchadet nicht Gewalt noch Liſt;
Es muß uns doch gelingen!

Mag's denn auch noch ſo finſter ſein,
Gar viel der Tod verſchlingen:
Wer fällt, der geht zum Himmel ein,
Und auf die Nacht folgt Sonnenſchein.
Es muß uns doch gelingen!

1850. Karl Heinrich (Reck).

Denkſtein ohne Namen.

Ich ſitz' am ſchwülen Sommertag
Unter dem Kirſchenbaume;
Vom Hügel über Buſch und Hag
Schau' ich hinab wie im Traume.

Da denk' ich altvergangner Zeit,
Wie wir ſaßen am milden Abend
Hier unter dem Baum, am Lenzesgeſchmeid
Und Blüthenduft uns labend.

Wir waren jugendfroh; doch zog
Die Stirn ſich in ernſte Falten.
Du warſt ſo ſtill; dein Herz erwog
Den Brief, den du erhalten.

Wohl ſchauteſt du mit kühnem Muth
Nach dem goldenen Himmelsrande:
"Friſch auf! Der letzte Tropfen Blut
Gehört dem Vaterlande!"

Dann aber wandte ſich dein Haupt
Dort nach dem ſchattigen Thale,
Wo wir, von Eichgebüſch umlaubt,
Gewandert im Abendſtrahle.

Du warfeſt einen Blick ſo klar
Auf's ſtille Dörflein nieder,
Wo du in treuer Brüder Schaar
Geſungen deine Lieder.

"Ade nun, weil ich ſcheiden muß!
Ein Hoch dem Bruderbunde!"
Du gingſt. Es war dein letzter Gruß.
Es war die Abſchiedsſtunde.

Leb wohl! Und Gott behüte dich!
Auf's Jahr ſehn wir uns wieder;
Dann, Bruder, ſingſt du hoffentlich
Uns frohe Siegeslieder. —

Er ging. Und manchen Abend ſaß
Ich unterm Kirſchenbaume
Dort auf der Höh' im tiefen Gras,
Einſam im weiten Raume.

Es ward der Baum im Winter kahl,
Und wieder grün im Maien.

Ich ruht' allein im Abendſtrahl,
Wo wir geruht zu zweien.

Es ſchimmert über mir der Baum
Von Kirſchen, blutigrothen;
Du aber liegſt am Heidesaum
Bei Idſtedt unter den Todten.

Gottfried Flammberg.

Der junge Soldat.

Er war der Eltern Stolz und ihre Wonne,
Ihm lächelte ſo hell des Lebens Sonne,
Kein Mißton trübt' den heitern Jugendſinn,
Von Allem, was beglückt, ſo reich umgeben,
Sah kühn ſein Auge in das volle Leben,
Und eine Welt voll Hoffnung lag darin.

Nun liegt er vor mir, eine ſtarre Leiche,
So hart gebettet, das entſtellte, bleiche,
Noch ſchöne Antlitz auf der Erde Schooß.
Das Auge ewig nun dem Licht verſchloſſen,
Von Feindeskugeln ſeine Bruſt durchſchoſſen,
Wie biſt du wandelbar, o Menſchenloos!

Des Abends Schatten ſinken ſchweigend nieder,
Es netzt der Nachthau ſeine kalten Glieder,

Und in sein Antlitz fällt des Mondes Schein.—
Ach, seine Brüder mußten kämpfend weichen,
Dem Feinde blieb das blut'ge Feld der Leichen,
Une Nacht und Tod sind grausenvoll allein.

Und wenn die bleichen Sterne niedergehen,
Dann wird kein Auge mehr den Jüngling sehen,
Dann scharrt der Feind ihn in die Grube ein.
Verzweifelnd wirst du nach dem Sohne fragen,
O, armes Mutterherz! wie willst du's tragen? —
Denn ewig wirst du ohne Antwort sein.

Sophie Dethleffs.

Der alte.

Karl Vollertsen des Schleswigers Grab.

Einen Biedermann deckt dieser Sand,
Der fiel für's liebe Vaterland.
Als aus Osten die Kriegstrompete blies,
Da nahm er freudig Schwert und Spieß,
Es galt die Zwinger zu vertreiben;
Da konnt' er nicht zu Hause bleiben.

Da rief er seinem tapfern Sohn:
Komm! komm! uns sprechen die Dänen Hohn.

Das leiden wir nun und nimmermehr.
So haben beide gegriffen zur Wehr,
Doch nur der Sohn iſt wiedergekommen,
Den Vater hat eine Kugel genommen.

Einen Biedermann deckt dieſer Sand,
Der fiel für's liebe Vaterland.
Still! Angler Jüngling, ſteh hier ſtill,
Horch, was ſein Geiſt dir ſagen will.
Er ruft: Streut Blumen, vergießt nicht Thränen,
Und auch: Vergeſſet nicht die Tänen.

Einen Biedermann deckt dieſer Sand,
Karl Volkertſen war er genannt.
Es war gegoſſen aus vollem Erz,
Aus vollem Männerſtahl ſein Herz.
Das ruft: Streut Blumen, vergießt nicht Thränen,
Doch auch: Vergeſſet nicht die Tänen.

Steh fromm vor dieſes Grabes Mal.
So lange die Sonne geht zu Berg und Thal,
So lange ſchlägt ein treues deutſches Herz
Und Hoffnung blickt himmelwärts,
Ruft Volkertſen: Streut mir Blumen, nicht Thränen,
Doch auch: Vergeſſet nicht die Tänen.

1857. E. M. Arndt.

Des Sängers Tod.

Es war auf Jütlands Auen,
Es war am kleinen Belt,
Da stand ein junger Krieger
Bei dunkler Nacht im Feld!
Sein Aug' war trüb, die Wange bleich,
So sang er wehmuthsvoll und weich:
Geliebtes Schleswig-Holstein,
Mein Vaterland, leb' wohl!

Bei ihren Schanzen schlummern
In Lagerhütten da,
Die Söhne Schleswig-Holstein's
Um Friederich,
Du Kriegsmann dort auf der Wacht,
Was singst du traurig durch die Nacht:
Geliebtes Schleswig-Holstein,
Mein Vaterland, leb' wohl!

Wohl ist es Nacht und Dunkel,
Kein Stern blickt ermunternd,
Doch dunkler ist die Ahnung,
Die mir durchweht das Herz.
O! wär die Nacht, die Nacht schon,
Mir kommt das Wort nicht aus dem Sinn:
Geliebtes Schleswig-Holstein,
Mein Vaterland, leb' wohl!

Ich denk' an meine Lieben
Im heimathlichen Thal.
Mir ist, ich hätt' gesehen
Sie alt' zum letzten Mal.
Mir ist, als müßt' ich sterben heut,
Müßt' singen nun für alle Zeit:
Geliebtes Schleswig-Holstein,
Mein Vaterland, leb' wohl!

Soll ich es nicht erleben,
Mein Land befreit zu seh'n,
Und sollt' auf fremder Erde
Mein Grabeshügel steh'n,
Es blitzt ein Schuß — der Sänger fiel,
Doch tönt es noch wie Saitenspiel:
Geliebtes Schleswig-Holstein,
Mein Vaterland, leb' wohl.

Willatzen.

De junge Welfru.

Wenn Abends roth de Wulken treckt,
So denk it och! an di!
So trock verbi dat ganze Heer,
Un du weerst mit derbi.

Wenn ut de Böm de Blader fallt,
So denk ik glik an di:
So full so menni brawe Jung,
Un du weerst mit derbi.

Denn sett ik mi so truri hin
Un denk so vel an di.
Ik et alleen min Abendbrot —
Un du büst nich derbi.

Klaus Groth.

Versarn.

Sin Moder geit un jammert,
Sie Vader wischt de Thran,
Ik melk de Köh un feg de Stuv,
Mit lat se stan un gan.

De Nawers kamt to trösten
Un snackt en hartli Wort,
Un wenn se tröst, un wenn se weent,
Slik ik mi truri fort.

Des Abends inne Kamer
Bi depe düstre Nach,
Denn ween ik all de Laken natt,
Bet an den hellen Dag.

Se hebbt je noch en annern,
Se hebbt je noch en Sinn:
Jk heff je nix as bittre Thran
Un mutt se heemli weenn.

Un kamt sin Kameraten
Un segat, wa brav he weer,
So mutt ik rut allen nan Hof,
Un lagg mi anne Eer.

Mi dünkt, ik hör dat Schüten,
Un wa de Kugeln fallt,
Mi dünkt ik hör, he röppt, he röppt:
Min Anna, kumm man bald!

Klaus Groth.

Die vertriebenen Schleswiger.

Mutter.

O bleib' daheim, ich kann's nicht tragen,
Dich scheiden sehn.
Der Feind wird eure Reihen schlagen,
Du untergehn!

Sieh' deines Vaters graue Haare
Und meinen Schmerz,
Ihn bringst du auf die Todtenbahre,
Mir bricht's das Herz.

Dein schwacher Arm kann ja nicht wenden
Des Landes Noth;
Doch unsre Freuden alle enden
Mit deinem Tod.

Vater.

O laß ihn ziehn, wir sind am Ziele,
Es ist nicht fern,
Und hätte ich der Söhne viele,
Ich gäb' sie gern.

Des Landes teure Farben trage
Voran zum Sieg,
Nicht deiner Mutter bangen Klage
Du unterlieg'.

Horch, des Geschützes Donner hallen
Von ferne schon;
Es komme, wie es Gott gefallen!
Zieh' hin, mein Sohn!

Sohn.

Ja, laß mich ziehn, wie könnt' ich weilen
Am fremden Heerd?
Laß mich hinaus zum Kampfe eilen,
Gib mir mein Schwert.

Die Freiheit ich für euch erringe;
Das stille Glück
Der langentbehrten Heimath bringe
Ich euch zurück.

Und will der Tag des Rechts nicht scheinen,
Bleibt ihr verbannt,
O, Mutter, dann magst du beweinen
Das Vaterland.

Nicht deinen Sohn, mit Freuden ziehe
Ich in den Tod,
Und über unsern Gräbern glühe
Das Morgenroth.

Sophie Dethleffs.

Die deutschen auswandernden Krieger.

O mein Deutschland, will dein Jammer
Breiter, täglich breiter werden?
Finden deine besten Söhne
Keinen Platz auf deutscher Erden?
Klingt der bitt're Fluch des Flüchtlings
Durch der Angeln Land und Hessen?
Wird so deutsche Lieb' und Treue
Deinen Tapfern zugemessen?

Jammer, den kein Lied kann singen!
Unheil, das kein Wort kann fassen!
Also müssen deine Streiter,
Kampfs- und glücks- und lands-verlassen,
Nach Utopien, nach Brasilien

Bettelnd durch die Länder ſtreichen?
Ihre nackten Ehrennarben
Zeigen als ein deutſches Zeichen?

Ihr von Siebzehnhundertachtzig
Kaſſellieder, Stuttgardtlieder,
Ihr des Asbergskerkerſängers
Alte Lieder, tönt ihr wieder?
Die bei Saratoga fielen,
Die die Mohrenſonn' verbrannte,
Werden ſie uns heute wieder
Neugeborne, Neugenannte?

Heute Achtzehnhundertfünfzig,
Heſſen, Angeln, Sachſen, Frieſen
Laufen in die Welt des Elends
Ehr- und glücks- und lands-verwieſen?
O dem Jammer bricht das Wort ab,
Wo die Ehre will zerbrechen —
Wo der Helfer? wo der Rächer,
Solche grimme Schmach zu rächen?

Still! Es ruft: du ſollſt beten,
Chriſt, ſollſt glauben, lieben, hoffen!
Sperrt ſich dir die deutſche Welt auch,
Ewig ſteht der Himmel offen.
Drum laß alles durcheinander
Fallen, ſtürzen, krachen, brechen,
Droben, glaube, waltet Einer,
Der wird letztes Urtheil ſprechen.

1851. E. M. Arndt.

Der ſterbende ſchleswig-holſteiniſche Ajax.

Scene.

Altona. Nacht. Braſiliſche Schiffe auf der Elbe flaggend.

Hauptmann v. S. tritt ein und ſpricht:

Da ſteht der Mordſtahl in der deutſchen Erde
Geſetzet, ſchartig friſchgeſchliffner Retter,
Für Kampf und Sieg einſt fröhlich ausgezogen,
Für Glück und Freiheit, jetzt mein Todtengräber.
Nun thut er mir den letzten Liebesdienſt,
Da er für's Vaterland nicht blitzen darf. —
Wie leuchteſt du ſo freundlich d'rauf, o Mondſchein,
Du nächtlich ſtiller Träumer! ach! vergebens!
Dein Licht kann dieſes Eiſen nicht entſetzen.
Vergebens ſpielſt du, Nachtwind, mir die Locken,
Die jugendblonden, um die heiße Stirn.
Ha! ſpiele nur! ha! rolle nur die bunten,
Die lügenbunten Wimpel des Braſiliers,
Der Südenſchlange, luſtig vor mir auf!
Auch das iſt hin, auch dieſer Trug, Gott Dank!
Es war der wirre Traum von einem Rauſch,
Das wüſte Hirngegaukel eines Wahns;
Der beſſ're Geiſt hat endlich obgeſiegt:
Wie mocht' ich unter Knechten Freiheit ſuchen?
Wer vor dem Dänenkönig Friederich,
Dem Friedensbrecher, vor dem frechen Pöbel
Des Sundesſchlüſſels nicht kniebeugen wollte,
Der ſollte vor dem Mohrenkaiſer Pedro,

Dem Sklavenhändler und dem Sklaventreiber
Gleich anderm ſchwarzen Vieh ſich treiben laſſen,
Und durch die Gaſſen Nio's ſchreien hören:
Wie viel Ducaten gilt der deutſche Kopf?
Wär's etwa beſſ're Luſt, als in den Klippen
Bornholms ein Schanderleben durchzuhungern,
Wie? oder in der bunten Züchtlingsjacke
Von Kopenhagens Schmutz ſich anſtein laſſen?
Nein! nein! Ich wag' es mit dem deutſchen Gott
Und mit dem alten, dem undeutſchen Glauben:
Gott lebt noch und ein ſtrahlend Jenſeits lebt;
Ich wag's auf dich, Befreier und Vergelter,
Auf deinen freundlich heitern Gnadenblick,
Mild wie das Mondlicht dieſer Sommernacht.
Du lebſt noch, Gott, und hältſt die alte Wacht,
Und haſt für keinen Freien Bann und Acht.
Ich wag's auf euch, ihr Allerdeutſchheſten,
Ihr meine letzten Tröſter und Begleiter,
Auf euch Gedanken, kühne Sonnenflieger,
Die über alle Meere alle Berge
Und aller höchſten Sterne Gipfel ſtiegen
Empor zu eurem rechten echten Heim —
Auf euch, Unſterbliche, Untödtliche,
Unlöſchliche, ihr ſtolzen Götterkinder,
Was ich durch euch mein nenne, nehm' ich mit,
Den ſtolzen Muth für Wahrheit und für Recht:
Das nehm' ich mit, wofür ich heute ſterbe,
Ihr Unergreiflichen, ihr Allenthalbnen,
Die kein Tyrann kann bei dem Fittich faſſen.
Ihr fliegt empor mit mir. Wär't ihr vergänglich,
So wollt ich mit auf ewig mit vergehn.
Zum Himmel denn mit mir! Doch auch auf Erden

Bleibt ihr mit jedem Glanze der Erinn'rung.
Zwar liegen eure Flammen jetzt, von Trug
Und Hohn und Schmach verſchüttet und bedeckt,
Mit allem Koth des feigen Spotts beſprützt;
Doch lebt kein Naß, das euer Leben tödtet:
Unlöſchlich ſchläft der Aſchen Feuerkeim,
Und friſcher Wind wird einmal wieder wehn.
Dann brauſt ihr als allmächtige Kettenbrecher,
Der Freiheit Sprecher und der Schande Rächer.
Dies nehm' ich fröhlich zu den Geiſtern mit.
Mit dieſen drein! Sei tapfer, liebes Herz!
Dünn iſt das ſeidne Lebensfaden, dünn
Und kurz das Werk von ſeiner Scheere Schneide.
Der die Unendlichkeit der Fäden hält,
Wird das zerriſſne Fädchen wieder knüpfen
Mit feſterm Zwirn von ſeiner Allmacht Knäul.
Flimmert denn weg, ihr letzte bunte Schimmer
Der Täuſchung und der Hoffnung! Kein Gewimmer
Um Glück und Jugend! Was die Noth gebeut
Und Ehre, walte über dieſen Streit
Und Stoß, der nie verwachſen wir zu Narben.
Weg letzte Schimmer denn und letzte Farben!
Einfarbig, farblos, komme du, o Tod,
Du Dunkler, Schwarzer! Bald wird Grün und Gelb
Und Grau und Blau mir um die Augen ſpielen —
So hoff' ich auf das Eiſen gut zu zielen —
Das letzte Farbenſpiel zu langer Nacht.
Ha! Farben! jetzt erkenn' ich eure Macht
Und wie ihr dieſen letzten Krieg mir macht,
Schwarzroth und Golden und Schwarzgelb, Schwarzweiß,
Und was der Oſten bang zu flüſtern weiß,
Die Höllenzeichen ſeines Czerni-Bog.

Des ſchwarzen Gottes düſterrothes Zeichen,
Es wimpelt wie Sibiriens Vogel Reck,
Vor deſſen Flügeln alle Fahnen ſtreichen.
Doch ſtill, mein deutſcher Jammer! ſchweige, Spott!
Tritt du, Gebet und Wunſch, mit mir vor Gott,
Nimm du, o Vaterland, den Abſchiedskuß,
Den letzten Segen und den letzten Gruß.
Fahr' wohl, mein Altona, mein ſonnig Kiel!
Mein Eckernförde! Ach! von deinen Ehren
Nimmt eine letzte bittre Thräne Abſchied.
Auch Hamburg, thürmeſtolze edle Stadt,
Du gaſtlich freie deutſche Stadt, fahr wohl! —
Ihr ſchönſten Oſtſeebuchten, Angelküſten,
Fahrt wohl, Geliebte, lebt auf ewig wohl!
Fahr wohl, mein Elbſtrom! wo des Knaben Spiel
Strandläufern gleich einſt luſtig auf und ab
Den Springerfüßen Vogelfedern gab!
Fahrt wohl, ihr hehren dunkeln Heidehaine,
Ihr Holſteins Buchenhaine! Euer Grün
Wird noch als Kranz für Freie wieder blühn —
So klatſcht weiſſagend um mich Wodans Rabe —
Er wird's, ſei's lange hinter meinem Grabe.
Und ihr, lebendige Hauche der Natur,
Die aus des Weltalls großem Flammenherzen
In Grimm und Wonne mächtig Athem holt,
Ihr Bläſer aus dem Norden und dem Oſten,
Ihr Sturmbeflügler, heimathliche Winde,
Blaſt! blaſt! auch wenn kein Laut von eurer Macht
Je in mein ſtilles Bette niederklingt —
Blaſt! blaſt! und weht das künftige Geſchlecht,
Der Sachſen, Marſen, Angeln tapfre Söhne,
Stets mit der Heldenväter Tugend durch.

Dies klingt mein letztes Wort aus dieser Welt,
Mein Nächstes sprech' ich euch vom Sternenzelt.
(Fällt in sein Schwert.)

1852. E. M. Arndt.

Grabschrift.

Uns schmerzt des Feindes Kugel nicht.
Nicht schmerzen uns die Narben,
Die wir mit jauchzendem Gesicht
Für unsre Heimath starben.

Wir ruhen friedlich Hand in Hand
Zerschossen und zerschunden,
Du Deutschland, großes Vaterland,
Komm her, sieh unsre Wunden.

Nicht schmerzt' es, als der Tod uns rief: —
Als uns die Kugeln trafen,
Da trugen wir den Freiheitsbrief
In unsern Schlummerhafen.

Wir sind im Schooß der Erde frei,
Uns traf das Loos der Braven:
Doch ihr verfielt der Tyrannei,
Ihr war't und bliebet Sclaven.

1861. Heinrich Zeise.

De hilli Lek.

Bi'n Karkhof dal, te Enn' dat Dörp, dar ſteit en Bom ann Bek,
De Junges ſtigt in alle Böm, doch nie in diſſe Eck.

De ſteit der knurri ganz alleen, en Stubben, old un krumm,
Un ſtreckt en Aſt na'n Heden rop, as lang der'n Arm herum.

De Junges ſtigt in alle Böm, doch diſſe ſteit in Ruh,
Denn Abends draut he mit ſin Arm, un makt ſe ſtill un ſchu.

Denn Abends draut he in den Wind un matt ſe ſchu un ſtumm,
Denn geit keen Fru, denn geit keen Kind alleen na'n Karkhof rum.

De Vageln ſtegt in alle Böm un ſingt er Leed hendal,
Hier kumt keen Flünk, hier kumt keen Lünk, un Ul un Krei ni mal.

Hoch inne Spitz dar ſitt en Neſt, dat ward ni eenmal klar,
En ſwarten Klunkrav ſitt derbi un ſchriggt dat ganze Jahr.

He ſchriggt ſo holl bi Dag un Nacht, de Stimm is beeſch un krang,
So ſchriggt he dar dat ganze Jahr al Menſchendenken lang.

Se ſeggt, ſo ſchriggt he hunnert Jahr, denn flüggt he op na'r Norn,
Denn drift de Bom en annern Tilg, hoch as de Karkenthorn.

Denn ſchall en annern Vagel kam mit Flünken hell un witt,
Un ſett ſit dal un but dat Neſt: denn kumt de gude Tid.

Denn hebbt de Vageln dar ęr Platz, de Junges dar ęr Freid,
Denn hebbt de Olen dar ęr Trost un Rau un Ogenweid.

De Rey de schriggt, de Bom de draut, de Blæder jagt hendal,
Mi dünkt, dat sübt so truri ut, as blev he ewig kahl.

1852. Klaus Groth.

Die gespaltene Doppeleiche.

So ist's vorüber, Alles ist beendet. —
Du bist geopfert, armes Vaterland,
Das Unglück hat sein Werk an dir vollendet,
Und Alles hat sich von dir abgewandt.

Du bist verrathen, — wo du fest vertrautest,
Bot statt der Wahrheit man dir nur den Schein, —
Du bist verlassen, — wo du Hülfe schautest,
Ließ man im schwersten Kampfe dich allein.

Die Waffen hat man deiner Hand entrungen,
Weil Deutschland groß und deine Macht nur klein,
Dein Schleswig-Holstein wird nicht mehr gesungen,
Es führt dich nicht mehr in den Kampf hinein.

Ach, alle Opfer sind umsonst gefallen,
Umsonst geflossen deiner Söhne Blut;

Und tauſend Klagen auf zum Himmel wallen
Um das verlor'ne theure Heimathsgut.

Ihr ſeid getrennet, theure Schweſterreiche,
Jahrhunderte vereint kennt euch die Welt;
Gefallen biſt du, ſtolze Doppeleiche,
Und eine deutſche Axt hat dich gefällt!

Der Völker Schickſal ruht in Deinen Händen,
Du, Herr, beſtimmeſt ihrer Zukunft Loos, —
Du kannſt es Alles, Alles wieder wenden,
Denn deine ew'ge Macht iſt grenzenlos.

Du läßt die Eiche wieder Wurzel ſchlagen
Und machſt die Krone wieder friſch und grün;
Du läßt die Zweige wieder Knospen tragen,
Und deine Sonne läßt du früher glühn.

O, nimm die Hoffnung nicht aus unſern Herzen,
Gieb für die Zukunft uns ein lichtes Pfand!
Sie ſind zu brennend und zu tief die Schmerzen
Um ein verlor'nes ſchönes Vaterland.

1852. Sophie Dethleffs.

Dütſch Graff int Norn.

Aus dem Engliſchen:
Not a drum was heard

Keen Eher de eer ſung, keen Trummel de klung,
Wi graben em ſtill inne Eer,
Keen Fahn de awer ſin Graff wi ſwungn,
Keen Salv em ſchaten to Ehr.

Dar ſchin keen Maan vunn Heben heraf,
Dar lüch ann Himmel keen Steern;
Wi graben mit Bajonetten ſin Graff
In Düſtern, bi en Lantern.

Keen Sark oder Brett de ſin Boß em deck,
Keen Likenhemd harrn wi parat;
Wi län em, as de Kugel em ſtreck,
In ſin Waffenrock as ſin Staat.

Dat weer man kort dat Gebet, wat wi ſän,
Un Truer war wenig an dacht;
Wi ſehn em ſtill int Geſicht, den wi län,
Un wi dachten an morgen den Dag.

Do as wi dar ſtunn um ſin eenſam Bett,
Un ſin Pæbl em malten torecht:
Wi wuſſen dat morgen de Fiend hier pett,
Un wi weern dervun un weg.

Wa ward ſe vetten un ſchelln ey em,
De hier nu liggt inne Smull!
Doch ward de Kameraden vertelln vun em
Wa he ſtunn, wa he ſprel, wa de full!

Wi harrn em man kum de Ehr andan,
Do blaſ dat torügg ewert Meer,
Do hörn wi al ſwar ute Feern de Kanon,
Un de Trummel ſchall dump uns int Ohr.

Do län wi em truriz un ſtill alleen
Mit Bier un Wunn inne Eer:
Wer leet op ſin Graff wul Krüz oder Steen?
So lat em alleen mit ſin Ehr!

Klaus Groth.

Vermächtniß.

Und ſollen auch von Thurm und Thore
Der Feinde Wappen jetzt herab,
Und riſſen ſie die Tricolore
Mit wüſter Fauſt von Kreuz und Grab;

Und müßten wir nach tiefen Tagen
Von Heerd und Heimath bettelnd gehn,
Wir wollen's nicht zu laut beklagen,
Mag, was da muß, mit uns geſchehn.

Und wenn wir ſelbſt darum verderben
Hinunter bis ins ſpät'ſte Glied,
Von Kind zu Kindern ſoll es erben:
Ein nacktes Schwert, ein klingend Lied!

Denn kommen wird ein friſches Werde,
Das auch bei uns die Nacht beſiegt:
Der Tag, wo dieſe deutſche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt.

Ein Wehe nur und eine Schande
Wird bleiben, wenn die Nacht verſchwand:
Daß in dem eig'nen Heimathlande
Der Feind die Bundeshelfer fand;

Daß uns von unſern eig'nen Brüdern
Der bitt're Stoß zum Herzen drang,
Die einſt mit deutſchen Wiegenliedern
Die Mutter in den Schlummer ſang;

Die einſt von deutſcher Frauen Munde
Der Liebe holden Laut getauſcht;
Die in des Vaters Sterbeſtunde
Mit Schmerz auf deutſches Wort gelauſcht.

Nicht viele ſind's und leicht zu kennen —
O haltet ein! Ihr dürft ſie nicht,
In Mitleid, noch im Zorne nennen,
Nicht in Geſchichte, noch Gedicht.

Laßt ſie, wenn frei die Herzen klopfen,
Vergeſſen und verſchollen ſein

Und miſchet nicht die Wermuthstropfen
In den bekränzten deutſchen Wein.

Theodor Storm.

Gräber an der ſchleswigſchen Weſtküſte.

Mit Kränzen haben wir das Grab geſchmückt,
Die ſtille Wiege unſrer jungen Todten,
Den grünſten Epheu haben wir gepflückt,
Die ſpätſten Aſtern, die das Jahr geboten.

Hier ruhn ſie waffenlos in ihrer Gruft,
Die man hinaustrug aus dem Pulverdampfe;
Vom Strand herüber weht der Meeresduft,
Die Schläfer fühlend nach dem heißen Kampfe.

Es ſteigt die Fluth; vom Ring des Deiches her
Im Abendſchein entbrennt der Waſſerſpiegel;
Ihr ſchlafet ſchön! Das heimathliche Meer
Wirft ſeinen Glanz auf euren dunklen Hügel.

Und riſſen ſie die Farben auch herab,
Für die ſo jung ihr gingt zu den Bleichen,
O ſchlafet ruhig! Denn von Grab zu Grab
Wehn um euch her der Feinde Wappenzeichen.

Nicht euch zum Ruhme ſind ſie aufgeſteckt;
Doch künden ſie, daß eure Kugeln trafen,
Daß, als ihr euch zur ew'gen Ruh geſtreckt,
Den Feind ihr zwanget, neben euch zu ſchlafen.

Ihr aber, denen ohne Trommelſchlag
Durch Feindeshand bereitet ward der Raſen,
Hört dieſes Lied! und harret auf den Tag,
Daß unſre Reiter hier Reveille blaſen! —

Doch ſollte dieſer heiße Lebenskreis
Verloren gehn, wie euer Blut im Sande,
Und nur im Reiche der Vergangenheit
Der Name leben dieſer ſchönen Lande;

In dieſem Grabe, wenn das Schwert zerbricht,
Liegt deutſche Ehre fleckenlos gebettet!
Beſchützen konntet ihr die Heimath nicht;
Doch habt ihr ſterbend ſie vor Schmach gerettet.

Nun ruht ihr, wie im Mutterſchooß das Kind,
Und ſchlafet aus auf heimathlichem Kiſſen;
Wir Andern aber, die wir übrig ſind,
Wo werden wir vor Kummer ſterben müſſen!

Schon hatten wir zu feſtlichem Empfang
Mit Kränzen in der Hand das Haus verlaſſen.
Wir ſtanden harrend ganze Nächte lang;
Doch nur die Todten zogen durch die Gaſſen. —

So nehmet denn, ihr Schläfer dieſer Gruft,
Die ſpäteſten Blumen, die das Jahr geboten!

Schon fällt das Laub im letzten Sonnenduft; —
Auch dieſes Sommers Kranz gehört den Todten.

Herbſt 1850. Theodor Storm.

Abſchied.

Kein Wort, auch nicht das Kleinſte, kann ich ſagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt:
Die Stunde drängt, gerüſtet ſteht der Wagen,
Es iſt die Fahrt der Heimath abgekehrt.

Geht immerhin — denn eure That iſt euer —
Und wiederruft, was einſt das Herz gebot;
Und kauft, wenn dieſer Preis euch nicht zu theuer,
Dafür euch in der Heimath euer Brod!

Ich aber kann des Landes nicht, des eignen,
In Schmerz verſtummte Klagen mißverſtehn;
Ich kann die ſtillen Gräber nicht verleugnen,
Wie tief ſie jetzt in Unkraut auch vergehn. —

Du, deren zarte Augen mich befragen, —
Der dich mir gab, geſegnet ſei der Tag! —
Laß nur dein Herz an meinem Herzen ſchlagen,
Und zage nicht! Es iſt derſelbe Schlag.

Es ſtrömt die Luft — die Knaben ſtehn und lauſchen,
Vom Strand herüber dringt ein Möwenſchrei;
Das iſt die Fluth! das iſt des Meeres Rauſchen!
Ihr kennt es wohl, wir waren oft dabei.

Von meinem Arm in dieſer letzten Stunde
Blickt einmal noch in's weite Land hinaus,
Und merkt es wohl, es ſteht auf dieſem Grunde,
Wo wir auch weilen, unſer Vaterhaus.

Wir ſcheiden jetzt, bis dieſer Zeit Beſchwerde
Ein andrer Tag, ein beſſerer, geſühnt;
Denn Raum iſt auf der heimathlichen Erde
Für Fremde nur und was den Fremden dient.

Doch iſt's das flehendſte von den Gebeten —
Ihr mögt dereinſt, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit feſtem Fuß auf dieſe Scholle treten,
Von der ſich jetzt mein heißes Auge trennt! —

Und du mein Kind, mein jüngſtes, deſſen Wiege
Auch noch auf dieſem theuren Boden ſtand,
Hör mich! -- denn alles Andere iſt Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!

Kannſt du den Sinn, den dieſe Worte führen,
Mit deiner Kinderſeele nicht verſtehn,
So ſoll es wie ein Schauer dich berühren,
Und wie ein Pulsſchlag in dein Leben gehn!

1853. Theodor Storm.

Inne Fremdn.

Dat giſt keen Land ſo grön un ſo ſchön —
O weer ik wedder to Hus!
Dar ſingt de Vageln ſo fröhli,
Dar is de Schatten ſo köhli —
O dat ik wannern muſs!

En Garn de ligat dar achter den Tun,
Dar blömt de Roſen ſo roth.
Min Leefſte de neem ſik en Annern,
Geſellen un de mat wannern:
Ade, du Leefſte, ſew wol!

Un Vader is dot, un Moder is dot —
O leeg ik ünner de Eer!
Dar ſungn de Vageln ſo fröhli,
Dar weer de Schatten ſo köhli —
Ik ſeeg di nimmermehr!

Klaus Groth.

Int Elend.

Wi darrn ſe nix toweddern dan,
Uns de'n is wat toleden!
De heet dat: jeder ſteit ſin Mann;
Dat lat wi uns nich beden!

De müßt uns nu an Hut un Haar —
Bisit mit Plog un Spaden!
Man to! wi ward wul mit se klar,
Un man de Büß tolaten!

Wi dein so lik wie kunn' deren,
Un wullfeil wörr dat Leben.
De gung'n uns Beiten averteern,
Ok min de is mit bleben.

He stunn mi as en Pal to Sit,
De dull de Kugeln stoben —
Dar full he bi mi in de Sch . .
Bi Stolk liggt he begraben.

Nix sag'n se mi to't Land herut
Vun Wischen un vun Weiden.
Hier sitt ik nu un ween mi ut
De rottenkale Heiden.

Wa weer't to Hus doch fett un grön!
Uns Rogg un Weet de lager.
Wa weer't to Hus so wunnerschön!
Hier is dat sor un mager.

In Drom un Waken lengt mi hin,
Wo unse Oln begraben,
Doch lat se uns nich wedder rin,
Wo unse Kugeln stoben.

Wo Moder ins uns wegen de,
Wo wi as Kinner dullen.

Un wo as Ahren vær de Leb,
Uns Kammeraden fullen.

Man driggt je wat man dregen kann
Un röhrt sik mit den Spaden,
Doch geit dat mal vun frischen an:
Man werr de Büß tofaten!

Ferdinand Weber.

En Æwerschur.

Ik weet en Flack Land twischen Bök-n un Korn,
To Osten un Westen de See,
Dar wahnt en Slagg Kerls, de hebbt heel stiwe Ohrn,
Un Nackens so breet as vær lwee.

De rakt nich ut Norderkant Sneestorm un Küll,
Nich vun Süden her Dak awert Land.
As't kam deit, so is dat uns Herrgott sin Will,
He bert dat je all in de Hand.

Uns Saat de is sei't un de liggt in de Eer,
Dar liggt se seker un gut,
Un stormt dat ok Winterdag rusig derhee
Dat Fröhjahr dat blifft uns nich ut!

Denn grönt dat vun frischen, denn heet dat: spann an!
Denn sünd wi tohopen to Stell,
Denn treckt wi vunt Ledder un spütt inne Hann,
Denn geit dat vun frischen to Fell.

Mank Eken un Böken, mank Wischen un Hull,
To Osten un Westen de See.
Dat tört se ert Fröhjahr! Un wahr du din Pull!
Denn meihen — dat künnt se var twee.

Ferdinand Weber

Min Vaderland.

Ach Ländeken deep, wo bin ik di wis!
Aus einem Ditmarscher Volksliede.

Dar liggt int Norn en Ländeken deep,
  en Ländeken deep,
Un eensam liggt de Strand,
Dar blenkt de See, dar blenkert de Schep,
  dar blenkert de Schep:
Dat is min Vaderland.

Ik seeg an Heben Wulken so blank
  de Wulken so blank,
Se kamt ut't blaue Haf,
Un awer dat Ländken trecken se lank,
  dar trecken se lank
Un Regen druf heraf.

Nu blenkt wul de Dau op Wischen un Holt,
op Wischen un Holt
Un dufti steit de Saat,
Un du liggst still, du Ländeken stolt,
du Ländeken stolt,
In all din Pracht un Staat.

Schin nich de Fleier as Gold oppen Thorn,
as Gold oppen Thorn,
Wenn Abends de Betklock summ?
Un awer dat Feld blöb Hecken un Dorn,
de Hecken un Dorn,
Un de Marsch war wit un stumm.

Denn glänz as Sülwer unendli dat Meer,
unendli dat Meer,
Un flö' un ebb beraf;
Un klingt dat deep as Klocken derber,
as Klocken derber,
Hör to! denn brust dat Haf! —

Wa de Wulken blendt, nu dat dämmri ward,
nu dat dämmri ward! —
Weer dat dat Haf wat klung?
Och ne, den Ton in min egen Hart,
in min egen Hart
Hett lisen de Wehmoth sungn.

Bonn am Rheine. Klaus Groth.

En Vergiſsmeinnicht.

De Dag de graut int Oſten,
Dag ward dat awerall;
Mi blifft dat grau un düſter
Wo ik hin wandern ſchall,
Dat blifft mi düſter.

De Blöm un muntern Vagelin
De ſünd mi wuldekannt,
De Dau liggt op de Wiſchen
Aſ in min Vaderland,
Op gröne Wiſchen.

Jk plück mi nun de Heileb
En Blom Vergiſsmeinnicht,
De Draypens an de Blader
De föhlt mi dat Geſicht,
De hellen Draypens.

Klaus Groth.

Theodor Mommsen an Klaus Groth.

(In einem Exemplar der römischen Geschichte.)

Zerſtreut von böſen Winden,
Fremdling' in Land und Stadt,
Es wird uns ewig binden
Das alte liebe Platt.

Die Heimath iſt zerſchlagen,
Der edle Stamm verdorrt;
Die lieben Klänge tragen
Wir mit im Herzen fort.

Es reicht dem Stammverwandten
Der Landsmann ſeine Hand;
Es grüßt den Muſikanten
Ein andrer Muſikant.

Breslau 1856.

Antwort darauf.

Zum Henker mit den Geigen!
Ich bin des Fiedelns ſatt.
Ich möchte lieber ſchweigen,
Und bauen an der Statt.

Du hauſt doch mit der Feder,
Ich trälle mich durchs Land.
Auch gut! Sei nur ein Jeder
Ein echter Muſikant.

Dresden 1856. Klaus Groth.

Als uns das Schwert genommen war.

An Schleswig-Holſtein.

Du meenſt, ik ſeet un bewel,
As du din Blot verſpritzt?
Du wetſt ein ſcharpen Säwel,
Un ik min Rim un Witz?

Weet Gott, ik harr keen Drapen
De mich lebennig krop!
Un wat di ok bedrapen,
Mi drop dat all to hop.

Wer hört dat wul, int Buer,
Wenn dar de Vagel ſingt,
Dat Kummer em un Truer
Dat Hart inn Boſſen twingt.

Dar denkt he an ſin Bröder,
Dar denkt he an ſr Weib.

Un ſingt de olen Leder
Un tröſt ſik in ſin Noth.

Schull he ſin Snawel ſpitzen
Un ſchrigen Gall un Gift?
Hölp Gott! denn Dunnern un Blitzen
Hölpt doch nich inne Schrift.

Ja harrn wi Trummel un Sawel!
Un klung noch unſe Kanon!
En Sänger hett den Snawel
Blot to en Lederton.

1852. Klaus Groth.

Die Stadt am Meer.

(Huſum in Schleswig, die Geburtsſtadt des Dichters.)

Am grauen Strand, am grauen Meer,
Und ſeitab liegt die Stadt;
Der Nebel deckt die Dächer ſchwer,
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauſcht kein Wald, es ſchlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei

Nur fliegt in Herbſtesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

Theodor Storm.

Min Jörp.

Min Jörp, min Jörp in wide Feern,
Mank Blom un grêne Bôm,
Wa mag ik noch ſo geern, ſo geern,
So geern mal rum di drêmn.
So geern en truli Woort di ſeggn,
Wa du mi lev un rar, —
Denn och, dat Sehn' un och, dat Lengn,
Dat makt dat Hart ſo ſwar!

Wa teegſt du dar in'n deepen Grund
Mank Eſchen un mank Linn,
Wa weern de Hüſer ſmuck un bunt
Rum buten un rum binn,

Un denn dat Hus, dat unse weer, —
Wo Obbe op de Dęl
Mit Moder mi dat Lopen lehr,
Un Vader mit mi spęl.

Un vær de Dær de ole Bom,
De Grasplatz de so grön,
Un denn de Hoff vull Büsch un Blom,
Wa weer he smuck un schön!
Un denn de Sot, — un achter'n Stall
De Hoppen æwer'n Tun, —
Un denn de Ellhoorn, wo in'n Wall
Wi Kinner Hüser bu'n.

Wa weer so smuck de gröne Wisch,
Wo still de Mælndęk leep,
Un wo der ut de Ellernbüsch
De Kukuk lach un reep!
Un oppe Höchd', de Koppeln lank,
Den Fotstig dær dat Korn, —
Dar brust de Rogg so hoch un blank
Uns Gærn bet anne Ohrn.

Dar streken wi, dar heeln wi Rau,
Dar spęln wi as to Hus
Un plöcken Blom uns roth un blau
Un bunn se uns to'n Struß.
Dar wussen Brummbein swart un brun,
Un Eerdbein roth un söt,
Dar söchen wi herum in'n Tun
Na Nester un na Næt.

Un Sünndagmorgns, wa weer dat ſchön!
Denn ſtunn if anne Plank,
Dar kunn if æwer'n Karkhof ſehn,
Dar keemn de Lüd hentlank.
Un wenn tonös de Orgel gung —
Dar leet ſo nett vun feern.
Un wenn in'n Thorn de Klocken klungn,
Wa hör if't doch ſo geern!

Un Abends ſchien de Maan ſo ſtill,
Un tegn de Wulken ſack,
Denn ſpęln un ſprungn wi oppen Knüll
Biſchurns de halwe Nach;
Un inne Feern den Keller dal
Verlaten un alleen,
Dar ſteut ęr Leed de Nachdigal
Un ſeet in'n Buſch to ween'n.

Wo is ſe hin de ſchöne Tid?
Wo ſünd wi Kinner blębn?
Och, inne Welt ſo fremd un wit
All lang vunanner drębn!
Un mennig Een, de domals ſprung,
Kummt nümmer, nümmermehr; —
Se hebbt to Rau em buten ſungn
Un todeckt inne Eer.

Un mi, mi lopt de Thran hendal;
Dat weer der doch ſo ſchön!
Mi dück, if hör de Nachdigal
Un kunn den Karkhof ſehn;

Ni dück, it ſeeg dat Hus, den Dom
Un hör de Klocken gahn;
Och ne! — dat weer ja blots en Drom,
Den it mi töff mit Thran!

Johann Meyer.

Die heimiſche Blume *) in der Fremde.

Ich nahm dich mit aus dem geliebten Norden,
Mit ſtiller Hoffnung pflanzt ich dich daheim;
Nun ſind die Blüthen alle welk geworden,
Das Mark verdorret und verſengt der Keim.

Du kannſt den fremden Himmel nicht vertragen,
Die fremden Winde wehn dich tödtend an,
Ich kann es auch nicht, doch ich will nicht klagen,
Weil ich im Dulden ſchon mir Kraft gewann.

Dies iſt noch meines Vaterlandes Erde,
Die kräftig einſt, du junges Reis, dich trieb;
Ich dachte nicht, daß es ſo kommen werde,
Daß du das Einz'ge biſt, was mir noch blieb.

Hellblau und weiß, ſo prangten deine Blüthen,
Die ſich entfalteten im Sonnenglanz,
Mit dunkelroſa zart beſäumt erglühten,
Das ſind die Farben meines Vaterlands.

*) Convolvulus variabilis Winte.

Ich nahm dich mit, du ſollteſt hier mir ſtrahlen,
Ein Bild der Heimath in der fremden Welt,
Du ſollteſt mir vergang'ne Freuden malen,
Die mir der Fluch der Gegenwart vergällt.

Doch ach, wie du, wird auch das Land verderben,
Das ich ſo blühend und ſo reich gekannt,
Und ſo wie deine Blüthen ſeine ſterben,
Zertreten und geknickt von Freundeshand.

O trage, trage, dulde bis zu Ende,
So wie es jetzt iſt, kann es nicht beſtehn.
O, harre aus, bis ſich das Unglück wende,
Bis deine Sterne wieder aufwärts gehn!

Wenn wir ſchon längſt in fremder Erde modern,
Dann leuchtet auf des Nordlichts heller Schein,
Dann wird des Krieges Fackel wieder lodern,
Und du wirſt frei, mein Schleswig-Holſtein, ſein.

Sophie Dethleffs.

Der Rechtsbrief.

Sie ſollen ewig bleiben ungetheilt,
Hat eines Fürſten hehrer Mund geſprochen.
Das Wort ſoll ewig bleiben ungebrochen,
Und Schleswig-Holſtein ewig unzertheilt.

Sie ſollen ewig bleiben ungetheilt.
Da ſieht es, beſſer als in Erz getrieben,
In jedes deutſchen Mannes Herz geſchrieben,
In jedes deutſchen Mannes Bruſt geteilt.

Sie ſollen ewig bleiben ungetheilt.
Ihr, Ratten, Silb' um Silbe zu benagen!
Laßt ab, denn ihr verderbt euch nur den Magen,
Die Koſt iſt Gift, wonach ihr leckt und geilt.

Sie ſollen ewig bleiben ungetheilt.
Ganz Deutſchland hat ſein Amen drauf geſprochen,
Schwert in der Fauſt! — Kommt nur herangekrochen;
Das eure ſei zerſchroten und zerfeilt!

Gottfried Flammberg.

Op ewig ungedeelt!

Das Volk der Diplomaten
— Des deutſchen Volkes Schmach —
Das will uns jetzt verrathen
Am hellen, lichten Tag,
Sie theilten deutſche Herzen gern,
Doch klingt es leiſ' ſchon in der Fern':
Op ewig ungedeelt.

Du deutſches Volk erwache,
Die Augen reib dir aus,

Erwache zu der Rache,
Man ſchändet dir dein Haus.
An einem Pfoſten rüttelt man,
O, deutſches Volk, o denk daran:
Op ewig ungedeelt.

Und ſtürzt ein eing'zer Pfoſten,
So wankt das ganze Haus,
Läßt man die Spitze roſten —
Das Schwert will ſchlecht heraus.
Drum deutſches Volk ſei auf der Hutd,
Und kitt' den Bau mit Feindesblut:
Op ewig ungedeelt.

Nur alſo kannſt du retten
Das ganze Vaterland:
Von Trau und Donaubetten
Bis fern zum Meeresſtrand,
Nur wenn du rufſt in bitt'rem Groll
Trotz Lügenbrut, trotz Protocoll:
Op ewig ungedeelt.

Dann folge dieſem Grollen
Die deutſche Mannesthat.
Ja, wahrlich Alle ſollen
Jetzt büßen den Verrath.
Für Schleswig-Holſtein hoch das Schwert,
Daß deutſche Treue ſich bewährt:
Op ewig ungedeelt.

W. Haſenclever.

Op ewig ungedeelt.

Sonett.

Was ohne Leben iſt, magſt du zerreißen
Und ruhig beide Theile liegen laſſen,
Was willenlos, magſt du zuſammenpaſſen
Und es, wie Eiſenſtücke, feſt verſchweißen.

Nie aber trennſt du die, ſo Brüder heißen,
Zuſammen bringſt du nie, die wild ſich haſſen
Wie Feuerbrände und wie Waſſermaſſen. —
Mag noch ſo ſchön der Fluß der Rede gleißen,

Und magſt du noch ſo ſchön die Zukunft malen,
Du trennſt zwei Brüder nicht, die ſich umſchlingen.
Und wende Zwang und Folter an und Qualen;

Op ewig ungedeelt! hörſt du's erklingen! —
O fülle nicht zu voll! die ſtärkſten Schalen
Sie können leicht zur Unzeit dir zerſpringen.

Heinrich Mahler.

Deutſcher Troſt.

Deutſches Herz, verzage nicht,
Thu, was dein Gewiſſen ſpricht,
Dieſer Strahl des Himmelslichts:
Thue recht und fürchte nichts!

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug iſt dir zu fein,
Schlecht geräth dir Liſt und Kunſt,
Feinheit wird dir eitel Dunſt.

Doch die Treue ehrenfeſt
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demuth, Redlichkeit
Stehn dir wohl, o Sohn des Teut.

Wohl ſteht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht
Und von vorn die Bruſt durchſticht.

Laß den Welſchen Meuchelei,
Du ſei redlich, fromm und frei!
Laß den Welſchen Sklavenzier,
Schlichte Treue ſei mit dir!

Deutſche Freiheit, deutſcher Gott,
Deutſcher Glaube ohne Spott,

Deutſches Herz und deutſcher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

Dieſe ſtehn wie Felſenburg,
Dieſe fechten Alles durch,
Dieſe halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus."

Deutſches Herz, verzage nicht,
Thu, was dein Gewiſſen ſpricht,
Redlich folge ſeiner Spur,
Redlich hält es ſeinen Schwur.

E. M. Arndt.

An Emanuel Geibel.

Sonett.

Wer Stimme hat — nun heißt es nicht zu ſchweigen,
Wer keine hat, der mag die Glocken läuten,
Die Trommel ſchlagen, mit den Fingern deuten,
Mag's zeichnen, malen, meißeln oder geigen.

Den Blinden und den Tauben muß man's zeigen,
Einträufen's mit dem Labetrunk den Leuten:
Daß Jeder weiß, uns iſt nicht umzudeuten:
So wollen wir: das Recht und unſer Eigen!

Der Erſte du, der laut für uns geſungen,
Emanuel, wo haſt du deine Zither,
Die mahnende, mit Worten uns des Lebens?

Zweimal umſonſt — ſo meineſt du, vergebens?
Mit nichten! Wie in Noth ſie uns gelungen
Troſtreich — jetzt hilf uns löſen das Gewitter!

Januar 1861. Klaus Groth.

Genug geſungen.

Schleswig-Holſtein meerumſchlungen
Habt ihr lang genug geſungen,
Deutſche Sängerchöre, ſchwingt
Jetzt das Schwert, ſtatt daß ihr ſingt!

Schleswig-Holſtein meerumſchlungen
Sei den Dänen jetzt entrungen;
Deutſche Sängerchöre, ſchwingt
Hoch das Schwert, indem ihr ſingt!

Schleswig-Holſtein meerumſchlungen,
Schmach der Alten, Zorn der Jungen!
Horch, das neue Schwertlied klingt,
Das die Schmach mit Zorn verſchlingt!

Fr. Rückert.

Gebet.

Herr, in dieſer Zeit Gewog,
Da die Stürme raſtlos ſchnauben,
Wahr', o wahre mir den Glauben,
Der noch nimmer mich betrog:

Der noch ſieht in Nacht und Fluch
Eine Spur von deinem Lichte,
Ohne den die Weltgeſchichte
Wüſter Gräuel nur ein Buch:

Daß, wo troſtlos, unbeſchränkt
Dunkle Willkür ſcheint zu ſpielen,
Liebe doch nach ew'gen Zielen
Die verborg'nen Fäden lenkt;

Daß, ob wir nur Einſturz ſchaun,
Trümmer, ſchwarzgeraucht vom Brande,
Doch ſchon leiſe durch die Lande
Waltet ein geheimes Bau'n;

Daß auch in der Völker Gang
Wehen deuten auf Gebären,
Und wo Tauſend weinten Zähren,
Einſt Millionen ſingen Dank;

Ja, daß blind und unbewußt
Deiner Gnade heil'gen Schlüssen
Selbſt die Teufel dienen müſſen,
Wenn ſie thun nach ihrer Luſt.

Herr, der Erdball wankt und kreiſt:
Laß, o laß mir dieſen Glauben,
Dieſen ſtarken Hort nicht rauben,
Bis mein Geiſt dich ſchauend preiſt.

Emanuel Geibel.

Die Glocken läuten am Grabe Friedrichs VII.

Die Stunde ſchlägt, die Stunde ſchlägt,
Hörſt Du die Todtenglocke läuten?
Es pocht das Herz, die Lippe frägt:
Was ſoll der Feierklang bedeuten?
"Die Sclavenkette riß entzwei,
Das Vaterland wird wieder frei!"

Des Landes rechter Herrſcher naht,
O, ſammelt Euch um ſeine Fahnen!
Es drängt und treibt zur raſchen That,
Und uns ergreift ein freud'ges Ahnen!
"Die Zeit des Duldens iſt vorbei,
Das Vaterland wird wieder frei!"

Die Nacht iſt hin, der Morgen graut,
Die Lüge nun dem Rechte weiche,
Es hat der Herr darein geſchaut,
Läßt grünen unſere Doppeleiche.
"Zerbrecht, zerbrecht die Tyrannei
Und Schleswig-Holſtein werde frei!

O harret aus, o bleibet treu,
Und reicht Euch feſt die Bruderhände,
Das Recht iſt unſer, Gott verleih'
Der guten Sache gutes Ende;
Uns einiget ein heil'ges Band:
"Gott, Herzog Friedrich, Vaterland."

Sophie Dethleffs.

Die deutſchen Gräber.

Nicht Kreuz, noch Kranz; das Unkraut wuchert tief!
Denn wie der Tod bei Idſtedt einſt entboten,
Hier ſchlafen ſie, und Deutſchlands Ehre ſchlief
Hier dreizehn Jahre lang bei dieſen Todten.

Und dreizehn Jahre litten Jung und Alt
Was leben blieb, des kleinen Feindes Tücken,
Und konnten nichts, als ſtumm die Fauſt geballt
Den Schrei des Zorns in ihrer Bruſt erſticken.

Die Schmach iſt aus! Der ehrne Würfel fällt
Jetzt oder nie! Erfüllet ſind die Zeiten;
Des Tänenkönigs Todtenglocke gellt;
Mir klinget es wie Oſterglockenläuten.

Die Erde dröhnt: von Deutſchland weht es her!
Mir iſt, ich hör ein Lied im Winde klingen,
Es kömmt heran ſchon wie ein brauſend Meer,
Um endlich alle Schande zu verſchlingen! —

Thörichter Traum! Es klingt kein deutſches Lied,
Kein "Vorwärts" ſchallt von deutſchen Bataillonen;
Wohl dröhnt der Grund, wohl naht es Glied an Glied;
Doch ſind's die Reiter däniſcher Schwadronen.

Sie kommen nicht! Das Londoner Papier
Es wiegt zu ſchwer; ſie wagen's nicht zu heben,
Die Stunde drängt. — So helft ihr Todten hier!
Ich rufe euch, und hoffe nichts vom Leben.

Wacht auf, ihre Reiter! Schüttelt ab den Sand,
Beſteigt noch einmal die geſtürzten Renner!
Blaſt, blaſt, ihr Jäger! Für das Vaterland
Noch einen Strauß! Wir brauchen Männer, Männer!

Tambour, hervor aus deinem ſchwarzen Schrein!
Noch einmal gilts das Trommelfell zu ſchlagen,
Soll euer Grab in deutſcher Erde ſein,
So müßt ihr noch ein zweites Leben wagen!

Ich ruf umſonſt! Ihr ruht auf ewig aus;
Ihr wurdet eine duldſame Gemeinde,

Ich aber ſchrei es in die Welt hinaus:
"Die deutſchen Gräber ſind ein Spott der Feinde!"

Heiligenſtadt, 2 Dec. 1863. Theodor Storm.

Gedanken in der Neujahrsnacht.

Vaterland, in dieſer ernſten Stunde
Dein Geſchick mir tief das Herz bewegt,
Und wie's rings in feierlicher Runde
Zwölf herab von allen Thürmen ſchlägt:
Seh' ich Zukunft und Vergangenheiten
Ernſten Zugs an mir vorüberſchreiten.

Auf der Lippe ruht die ernſte Frage:
"Was verbirgt der Zukunft dunkler Schooß?"
Und im Herzen hallt die bange Klage:
"Wie ſo trübe dein vergang'nes Loos!"
Du erlagſt den feindlichen Gewalten,
Fürſtenſchwur hat dir nicht Wort gehalten.

Armes Land, iſt denn für alle Zeiten
Schleswig-Holſtein ewig nun getrennt?
Will kein Arm denn ferner für dich ſtreiten?
Iſt kein Herz, das heiß für dich entbrennt?
Sein und Nichtſein, das iſt jetzt die Frage,
"Nichtſein" hallt es, und es ſinkt die Wage.

Doch bei Alt:n, was uns ſchon geſchehen,
Eine Hoffnung aus der Ferne winkt;
Schleswig-Holſtein, wirſt Du auferſtehen,
Wenn der Letzte ſeines Stammes ſinkt?
Wird des Oldenburgers Sterbeläuten
Eine neue Aera Dir bedeuten?

1819. Sophie Dethleffs.

Scheidung.

Wir ſind nicht wie die Raben,
Wir ſchreien nicht nach Blut:
Nur Recht — wir müſſen's haben,
Nur unſer Väter Gut.

Wer iſt von uns der Teile,
Der nimmt und mehr begehrt?
Geht, bauet eure Schelle,
Und laßt uns unſern Herrn!

Ward'ſt euch wohl je gehemer
Bei uns im deutſchen Reich?
Wie Waſſer und wie Feuer
So ſtanden wir zu euch.

Nun stellt euch nicht wie Tolle!
Seid ihr als Volk es werth,
So bauet eure Scholle
Und laßt uns unsern Heerd!

Januar 1864. Klaus Groth.

Times, Globe & Consorten.

Wenn uns die Dänen drückten,
So war ein Sinn dabei,
Doch klingts wie von Verrückten
Dies englische Geschrei.

Ist das ein Volk von Recken,
Das freieste der Welt,
Das meint den Mond zu schrecken,
Wenn's wie die Doggen bellt?

Das meint, das Recht erblinde
Von ihrem Hohn bespritzt?
Das schreckt vor keiner Sünde,
Wenn's ihrem Mammon nützt?

Von Freiheit spricht es heute
Und morgen von Vertrag,
Doch nimmt es seine Beute,
Wo's Beute finden mag.

Das weint um Negerſeelen
— Baumwolle hält es fromm —
Doch wenn die Ballen fehlen:
De damned, Uncle Tom!

In Polen wär's erhaben!
In Schleswig-Holſtein ſchlecht?
Wir wüthten wie Knaben
Als wider Sinn und Recht!

Und die ihr Träumer ſcheltet
Auf jedem Blatt Papier,
Die Deutſchen — da ihr beltet,
Nun wärem's Räuber ſchier!

Wer jemals Recht verdrehet —
Wir wiſſen's, wer ſie ſind!
Wer je ein Volk geſchmähet
Weiß jedes deutſche Kind!

Wer jemals Haß geſäet —
Geduld! er reifet ſchon!
Wer Rache je gemähet,
Der erntet Blut zum Lohn.

Bald, wo die Sonne wandelt,
Wo Mond und Stern erblaßt,
Habt Ihr — um Geld — gehandelt,
Seid Ihr — auf's Blut — verhaßt.

Doch auch für Nationen
Giebt's Maaß, wenn ſie nicht echt,

Un äber'n Sternen wohnen
Die Rächer für das Recht.

Januar 1861. Klaus Groth.

Aus einem Mahnruf an Schleswig-Holstein.

Zu dir ist heut sein Wort erklungen,
Mein Schleswig-Holstein, sei bereit!
Der Weltgeist spricht mit Feuerzungen:
"Dies ist der Tag! Steh auf zum Streit!
Genug des Wehs, das du gelitten,
Genug der schweigenden Geduld!
Es wird mit Klagen nicht und Bitten,
Im Kampf nur wird dein Recht erstritten
Und ausgetilgt die lange Schuld!"

Und weiter braust wie Donnerchöre
Von Ort zu Ort mit Sturmgeläut
Der Ruf: "Wer Ohren hat, der höre,
Nie wieder kehrt ein Tag wie heut!
Du sahst den Tor zur Grube raffen
Den letzten Herzog — ernste Schau! —
Zerreiß die Zügel nun, die straffen,
Erhebe dich, ein Volk in Waffen,
Vom Elbstrom bis zur Königsau!

"Nimm auf den Strauß für Deutschlands Ehre,
Und Deutschland wird dein Retter sein!
Gürt um das Schwert, erhob die Wehre,
Du stehst im Kampfe nicht allein!
Es wird mit dir aufs Schlachtfeld wallen
Das Volk an Donau, Elb' und Rhein,
Und wenn die Kampfesdörner schallen,
Wird Deutschland, wie die eignen Hallen,
Auch dich, sein Schmerzenskind, befreien!"

Neujahr 1864. Adolf Strodtmann.

Für und an Schleswig-Holstein.

Die alten Kaiser sind entschlafen,
Mit ihren Kronen eingefargt.
Sie schlummern fest, im stillen Hafen,
Weil wir mit deutscher That gekargt. —
Wann wird Kyffhäusers Felsen springen;
Der alte Barbarossa wach?
Wenn wir mit kühner That erringen
Die Freiheit nach so langer Schmach.

Drum weg mit Geigen, weg mit Flöten!
Sie machen uns an Thatkraft siech.
Her Trommeln, Schwerter, her Musketen!
Und führet uns zum heil'gen Krieg

6*

Für "Schleswig-Holstein meerumschlungen,"
Für Friedrichs Ehrecht, Macht und Thron!
Ja, für ein Volk mit deutschen Zungen,
Viel angethan mit Schmach und Hohn!

Was nützen uns die Diplomaten,
Was kann der deutsche Bund zur Zeit?
Man kokettirt mit Potentaten,
Mit Englands Protocoll-Bescheid.
Auf! wagen wir, das Spiel zu enden,
Noch eh' es lenzt, den Waffentanz,
Zu pflücken uns mit blut'gen Händen
In Schleswig den Schneeglöckchenkranz.

Nur Muth! Er, der auf goldnem Wagen
Aus nächt'gem Dunkel fährt herauf:
Läßt auch die Freiheitssonne tagen
Und lenket herrlich ihren Lauf.
Nur Muth! Für die zertret'ne Ehre —
Mitkämpfen wir in euren Reih'n,
Für euer Recht zum Schutz, zur Wehre!
Eu'r "Friedrich" soll die Losung sein!

Alt-Meding bei Lüneburg. Ernst Elster.

Zu den Waffen.

Laß ruhn die Arbeit, Zimmermann:
Laßt ruhn das Pfennigfachern:
Zum Schwerte greifet Mann für Mann,
Die Ehre gilt's — des Reiches Bann,
Um Deutſchlands Wiederfachern!

Laßt ruhn die Bücher, das Papier,
Wir haben nichts mehr zu ſchreiben
Als Teſtamente der Armuth ſchier,
Alles verdammte Vertragsgeſchmier
Das mag im Winde treiben!

Nimm ab die Myrthen, blonde Braut,
Stimmt anders Eure Geigen.
Laßt Schlachtenlieder ſpielen laut,
Wir haben nur auf Gott vertraut,
Die Glocken ſollen ſchweigen!

Kein Freudenfeſt, keine Faſchingsnacht,
Kein Tanz, kein Liebeswerben.
Mit Schwarz umflort ſei jede Pracht,
So lang in Acht und Aberacht
Ein deutſcher Stamm im Verderben!

So lang ein Fremder auf deutſchem Grund
Noch hebt den frechen Nacken,
Sei auch kein deutſcher Mann geſund,
Soll lachen nimmer ein deutſcher Mund
In Paläſten und in Baracken!

Wie ein Bettelmann, der abgedankt,
So gehet in Sack und Asche,
Bis Euch der Feind an den Ohren zaust,
Bis sich geballt jedwede Faust
Und nicht mehr in der Tasche!

In diesen Tagen der Traurigkeit
Bleibt uns kein andres Hoffen;
So lang der dänische Rabe schreit,
So lang kommt keine Frühlingszeit,
Stehn alle Wunden offen! —

Eine feste Burg ist unser Gott,
Das Eine laßt uns singen.
Er wird uns helfen in Leid und Noth;
Trotz unserer Feinde Hohn und Spott
Muß uns der Sieg gelingen!

Julius Große.

Abschied.

O du Deutschland, ich muß marschiren,
O du Deutschland, ich muß fort,
Eine Zeitlang muß ich scheiden,
Eine Zeitlang muß ich meiden
Mein geliebtes Vaterland.

Nun ade, herzliebſte Mutter,
Nun ade, ſo leb ſie wohl:
Hat ſie mich mit Schmerzen geboren,
Für die Feinde auferzogen,
Scheiden das bringt Herzeleid.

Nun ade, herzliebſter Vater,
Nun ade, ſo leb er wohl.
Will er mich noch einmal ſehen,
Steig er auf des Berges Höhen,
Schau herab ins grüne Thal,
Sieht er mich zum letzten Mal.

Nun ade, fahr wohl, ſeins Liebchen,
Weine nicht die Aeuglein roth;
Trage dieſes Leid geduldig,
Leib und Leben bin ich ſchuldig,
Es gehört dort oben Gott.

Die Trompeten thun ſchon blaſen
Draußen auf der grünen Haid;
Länger darf ich nicht verweilen,
Muß zu meinen Brüdern eilen,
Horch, die Trommeln wirbeln drein.

Große Kugeln hört man ſauſen,
Aber kleine noch viel mehr.
O ſo gebe Gott im Himmel,
Daß ich aus dem Schlachtgetümmel
Glücklich zu euch wiederkehr'!

Altes Soldatenlied.

Deutſche Ehre, deutſche Erde.

Frühling 1864.

Dar keemn Soldaten awer de Elf,
Hurah, hurah, na't Nern!
Se keemn ſo dicht as Wagg an Wagg,
Un as en Koppel rull Korn.

Gundag, Soldaten! wo kamt jü her?
Dun alle Bargen de Krüz un Quer,
Ut dütſchen Landen na't dütſche Meer —
So wannert un treckt dat Heer.

Wat liggt ſo eben as weert de See?
Wat ſchint ſo gel as Gold?
Dat is de Marſchen er Saat un Staat,
Dat is de Holſten er Stolt.

Gundag jü Holſten op dütſche Eer!
Gundag jü Frieſen ant dütſche Meer!
To leben un ſtarben var dütſche Ehr —
So wannert un treckt dat Heer.

Hommer 1851.

Dat treckt ſo trurig awer de Elf,
In Tritt un Schritt ſo ſwar — —

De Swalw de wannert, de Hatbar treckt — —
Se kamt wedder to tokum Jahr.

Ade, ade du dütſches Heer!
"Ade, ade, du Holſtenmeer!
Ade, op Hoffen un Wiederkehr!"
Wi truert alleen ant Meer.

De Storch kumt wedder, de Swalw de ſingt
So fröhlich as all tovor — —
Wann kumt de dütſche Adler un bringt
Di wedder, du dütſche Ehr?

Wak op, du Floth, wak op du Meer!
Wak op, du Dunner un weck de Eer! — —
Wi ſitt op Hæpen un Wedderkehr —
Wi truert alleen ant Meer.

Winter 1863.

Dar kumt en Bruſen as Varjahrswind,
Dat drahnt as weer dat de Floth. —
Will't Fröhjahr kamen to Wihnachtstid!
Hölpt Gott uns ſülb'n inne Noth?

Bun alle Bargen de Krüz un Quer
Dar is dat wedder dat dütſche Heer!
Dat geit op Nu oder Nimmermehr! —
So rett ſe, de dütſche Ehr!

Wi hört den Adler, he kumt, he kumt!
Noch eenmal hört wi un harrt!
Is't Fridheit endlich, de he uns bringt?
Is't Wahrheit, wat der ut ward?

Sunſt hölp uns Himmel, nu geit't ni mehr!
Hölp du, un bring uns den Herzog her!
Denn wüllt wi ſtarben vor dütſche Ehr!
Denn begraft uns in dütſche Eer!

30. December 1864. Klaus Groth.

Der Erkorne.

Wie deinen Ahn einſt unſre Ahnen koren,
Hat unſre Liebe jetzt auch dich erwählt.
Von Gottes Gnaden ſchon als Fürſt geboren,
Haſt du in Liebe dich mit uns vermählt.
Wo Fürſt und Volk ſich ſo zuſammenſchließen,
Wird Heil und Segen ihrem Bund entſprießen.

Die Gnade Gottes, und des Volkes Liebe!
Nicht wankt der Thron auf ſolchem Fundament,
Wenn auch der Sturm die Fluth entgegentrieb',
Wenn auch der Feind mit Macht zuwiderrennt,
Sei dieſe Doppelwehr gen Nord und Süden
Stets ohne Wandel dir und uns beſchieden!

Dann wird die Doppeleiche friſch ergrünen
Auf dieſem zwiefach heil'gen Weihegrund;
Und keine Hand wird frevelnd ſich erkühnen,
Zu löſen dieſen eng verſchlungnen Bund,
So lange Fürſt und Volk ſich treu umfaſſen
Und Fürſt und Volk von Gott dem Herrn nicht laſſen.

Kiel. Ernſt.

An Friedrich VIII,
Herzog von Schleswig-Holſtein.

Willkommen, Fürſt, in Deinem Vaterlande!
Der Jubel tönt vom Elb- zum Eiderſtrande,
Dich grüßt Dein Volk, das auf den Zehn Dich hob.
Die langverhüllten theuren Farben wallen,
Des langentbehrten Liedes Klänge ſchallen,
Ein Freiheitshauch — der Feinde Schaar zerſtob!

Ein neues Jahr rief uns zu neuem Leben,
Uns eint mit Dir ein Wollen und ein Streben,
Dein Recht ſtützt unſer gutes Recht.
Ja, wir ſind eins im Lieben und im Haſſen:
Nie wollen wir von Deutſchland laſſen,
Nie werden fremder Zwingherrn Knecht.

Du haſt als Jüngling ſchon für uns zum Schwert gegriffen,
Du ſtandeſt in der Schlacht, wo rings die Kugeln pfiffen,
Der Däne trieb Dich ins Exil.

Jetzt ſchließeſt Du als Mann den Pact mit Deinem Lande,
Giebſt der Verfaſſung Kleinod uns zum Pfande:
Daß Volkes Glück Dein hehres Herrſcherziel.

Dies Volk iſt nicht gewohnt, mit krummem Rücken
Im Staube tief vor Thronen ſich zu bücken,
Schlicht iſt und derb und bieder ſeine Art.
Doch wem, wie Dir, es ſich in Lieb' ergeben,
Dem bleibt es treu und hold fürs ganze Leben,
Dem Herrſcher Heil, um den ſolch Volk ſich ſchaart!

Ein ſchönes Loos iſt, Herzog, Dir gefallen —
Nicht ſetzeſt Du in Deiner Väter Hallen
Ererbte Kronen ruhmlos Dir aufs Haupt;
Des Volkes freie Wahl hat Dich im Sturm erkoren,
Erkämpfen mußt Du erſt das Land, das Dir geſchworen,
Befrei'n Dein Land, das frech der Feind geraubt.

Willkommen, Fürſt, im alten Holſtenlande!
Bald trage Cäſar's Kahn Dich hin zum Inſelſtrande,
Wo Deine Wiege ſtand, umrauſcht vom Buchenhain;
Bald trage Dich der raſche Siegeswagen
Dorthin, wo ſehnſuchtsvoll die Herzen ſchlagen —
Du wirſt Dein Schleswig von dem Joch befrei'n!

Rendsburg. Adelaide Marie.

Fahnenlied.

Dies Banner iſt nicht ſchön geſtickt,
Wie Frauenhände ſonſt es reichen:
Der Schmuck, der einz'ge, der es ſchmückt,
Sind unſers, Deines Landes Zeichen.

Die Farben waren tief verſteckt,
Eh' Du erſchienſt vor wenig Stunden.
Wer iſt's, wer hat ſie aufgedeckt?
Wer iſt's, der unſre Hand entbunden?

Der iſt es, der auch Dich geſandt,
So unverhofft, zu unſern Farben:
Wir meinen Gottes mächt'ge Hand,
Sein heil'ges Recht, das ſie verdarben. —

Auf, Landesfahne, zeige dich!
Vorüber iſt die Zeit der Buße!
Auf, nimm ſie, Herzog Friederich,
Von Frauen Kiels zum Neujahrsgruße!

Wir Frauen hoffen ſtets auf Sieg
Des guten Rechts, des alten wahren;
Doch muß es ſein, dann auch zum Krieg
Sei dies die Fahne Deiner Schaaren.

Und "Schleswig-Holſtein ſtammverwandt!"
Wird's freudig ſchallen durch die Gauen,
Und Mann für Mann das ganze Land
Auf Dich und dieſe Fahne ſchauen.

Und Gott vom Himmel ſieht darein,
Und ſchützet Dich und unſre Rechte:
Wir wollen keine Dänen ſein
Und keines fremden Volkes Knechte.

Ja, Gott vom Himmel, Deine Hand,
Die mächtig iſt in allen Reichen,
Hat uns den Herzog hergeſandt,
Nun ſegne ihn und dieſes Zeichen.

Neujahrsmorgen 1864. Klaus Groth.

Der Wunderbaum in Ditmarſchen.

Bei Heiſted ſtand vor Zeiten,
Da frei noch der Marſen Land,
Eine Linde ſtolz und prächtig,
Der Wunderbaum genannt.

Sie ſtreckte die mächt'ge Krone
Bis hoch zum Himmel hinan,
Mit Blüthen und Blätterſchmucke
Gar herlich angethan.

Doch wie die Freiheit geknechtet,
Der Tyrannen ſchmächlicher Raub,
Da iſt auch die Linde verdorret,
Verwelkt ihr grünes Laub.

Da iſt auch die Linde verdorret;
Die Wurzeln nur blieben grün.
Doch gehet die dumpfe Sage:
Einſt wird ſie neu erblühn.

Dann wird ein Herzog kommen
Daher auf weißem Roß,
Mit dunklem Bart und Haupte
Und vielem Kriegertroß.

Sein weißes Roß wird er binden
An den Stamm der Linde alsdann,
Und er wird ſchreiten zum Kampfe
Mit vielen tauſend Mann.

Drei Tage und drei Nächte
Wird dauern des Kampfes Wut,
Bis Feld und Wieſe geröthet
Von der Erſchlagnen Blut.

Neu wird die Freiheit walten
Dann über der Marſen Land,
Von blauer Holſtenaue
Zum fernen Nordſeeſtrand.

Dann kehren die alten Zeiten,
Zur Wahrheit wird dann der Traum,
Und hoch in die blauen Lüfte
Ragt ſtolz der Wunderbaum.

Paul Hennings.

Die Schleswig-Holſteiniſchen Kampfgenoſſen von 1848.

Uns Herr Gott ſiſt't in Gnaden:
Nu tredt wi wedder an.
Gundag ok, Kameraden!
Gundag ok, Herr Hauptmann!

Sän wi dat nich vær Jahren,
As ſe de Flint uns nehm':
Se kunn nich ewig wahren
De Tid, de wedder keem?

Und wat noch friſch un kräftig
Weer wedder op de Been?
So ſwörn wi twee un föfteig —
Un glücklich, dat wi't ſehn!

Gedüllig hebbt wi ſeten
Op mennig Jahr un Dag,
Wi ſehn dat Recht toreten
Dat't Gott erbarmen mag.

Op unſe Sprak un Seden
Dar hörn wi Spott un Hohn.
Geduld! wi heeln den Freden!
Geduld! ſe krigt den Lohn!

Do ſung dat an to lüden,
As weer de Welt in Noth.
Wat ſchull de Ton bedüden?
De Mann int Norn weer dot!

Klung dat ni, Kameraden,
As wenn de Reden rit'?
Uns Herrgott geeft't in Gnaden!
Un wi gat wedder mit!

Fru, föt mi ut den Kuffer
Min Krüz une dreeklört Band!
Raff, vunne Wand, min Puffer!
Noch mal vart Vaderland!

Un de der dot un bleben —
Den rächt wi inne Eer.
Un de ut't Land verdreben,
Kam fröhlich wedder her.

Un ſehlt dat inne Regen:
De füllt de Jungen an.
Uns Herrgott gift ſin Segen,
Uns Herzog is de Mann.

Op ehrlich dütſch nu klingt dat:
Uns Friederich lebe hoch!
Un Schleswig-Holſteen ſingt dat
Trotz alle Welt nu doch.

Gundag denn Kameraden!
Gundag ok Herr Hauptmann!
Uns Herr Gott gift't in Gnaden;
So tredt wi wedder an.

Klaus Groth.

An E. M. Arndt
zum 26 Chriſtmond 1849.

Den Samen, den du ſtreuteſt,
Verwehte nicht der Wind.
Die Glocken, die du läuteſt,
Hört Kind und Kindeskind;
Die jungen Herzen ſchlagen,
O Vater Arndt dir zu,
Die weißen Locken zu tragen
Mit Ehren ſo wie du.

Wie ſich die Geſchicke wenden,
Wie auch das Glück uns log,
Es wehte in deinen Händen
Das deutſche Banner hoch;
Es ſcholl in böſer Stunde
Wo alles ſchien verbei
Die Looſung aus deinem Munde,
Das deutſche Feldgeſchrei.

Als alle Sterne ſanken,
Als jedes Herz verzagt,
Dein Glaube mochte nicht wanken,
Daß doch ein Morgen tagt;
Nach Trübſal und nach Sorgen,
Nach Noth und ſchwerer Zeit,
Da ſah der ſchöne Morgen
Das deutſche Land befreit.

Die Sterne ſteigen nieder,
Verzagt ſteht mancher Mann.
Steh, Vater Arndt, uns wieder
Im Silberhaar voran.
So viele ſteh'n betroffen,
Kleinmüthig ſchau'n ſie zu —
O Vater, lehr' uns hoffen,
Ja hoffen ſo wie du.

Vielleicht, daß wir's erringen —
Das Schickſal eilt zum Spruch,
Des deutſchen Adlers Schwingen
Schon rüſten ſie zum Flug;
Wir harren und wir lauſchen —
Wagt er den Siegeslauf?
Wann ſeine Fittiche rauſchen,
Da wacht der Kaiſer auf.

Vielleicht geht wieder verloren
Des heißen Kampfes Kranz,
Und ſiegt der Schuften und Thoren
Unheilige Allianz;
Vielleicht ſind nah die Tage,
Wo nur im goldenen Lied
Und in heiliger Kinderſage
Noch deutſche Hofnung blüht.

Ob wir die Schlacht verlieren —
Es iſt nicht die letzte Schlacht.
Sie muß ja triumphieren
Des Volkes ewige Macht.
Von der Weichſel bis zum Rheine,

Vom Meer zum Donaustrand,
Wir glauben an das Eine,
Das deutsche Vaterland.

Will Kleinmuth uns umnachten,
Du bist es der uns warnt,
Du Kämpfer in beiden Schlachten,
Du, Deutschlands Ekart, Arndt.
Sollst du es selb'st nicht schauen
Das vielverheißne Land,
Da, magst du's uns vertrauen,
Einlösen wir das Pfand.

Gruß von Leipziger Deutschen Männern.

An die Freunde
Friedrich Dahlmann und Friedrich Welcker.

Seid gegrüßt, ihr treuen Alten,
Die dem alten Gott vertrau'n,
Durch des Alterthums Gestalten
Hin auf neue Schöpfung schau'n.

Her die Hände auf den Glauben,
Der sein Halte fest! uns schreibt
Und, wie viel auch Narren schnauben,
Doch der Ewiggleiche bleibt.

Vaterland und Freiheit haben
Wir in ſtillem Streit geſucht,
Wollten nicht, daß Kräh'n und Raben
Frech betrachten Adlerflucht.

Haben auf die Adlerſiege
Feſt gebefft und treu geglaubt,
Doch fiel in dem ſchweren Kriege
Mancher Tropfen Schweiß vom Haupt.

Und ſo ſchau'n trotz feiger Tadler
Und trotz feiler Knechte Witz
Wir von fern den deutſchen Adler
Mit dem alten Donnerblitz.

Ja, ſchon ſauſt es und wird kommen —
Deutſchland, ſüßes Vaterland!
Alle Tapfern, Treuen, Frommen,
Sind dem Wetter zugewandt.

Schrei der Pöbelſchwarm ſich heiſer:
Was ſich fern zuſammenballt,
Aus dem blitzt der Donnerweiſer
Neuen Lebens Lichtgeſtalt.

1856. E. M. Arndt.

Hans von Raumer.

"Dieweil das Unrecht wachſen wird auf Erden,
So wird in Vielen auch die Lieb' erkalten.
Doch wer beharret, der wird ſelig werden."
So las ich, und ich mußte ſtillehalten
Am ſchwarzen, von dem Meißel unverſehrten
Granitblock, dem von Epheu überwallten.
Ich hielt gelehnt an meinem Wanderſtabe
Und ſann. Ich ſtand an Hans von Raumer's Grabe.

Ein Mann, dem für das Volk ſein Herz geſchlagen,
Der Eitelkeit und Lüge nie gekannt —
So ſahn wir muthig ihn zu Frankfurt tagen,
Und als ihm dort die letzte Hoffnung ſchwand,
Da brach ſein Herz, da konnt' er's nimmer tragen,
Da wollt' er ſterben für ſein Vaterland.
In Schleswigs Heerſchaar trat er als Gemeiner,
Und kämpfte mit, — und adliger war Keiner.

Nicht vor dem Feind, nicht in der Schlachten Graus
Fand ihn der Tod; er iſt ihm nachgeſchlichen.
Krank kehrte Hans zurück ins Vaterhaus,
Und in der Eltern Arm iſt er erblichen.
Sie trugen ihn zur Ruheſtatt heraus,
Und, die im Leben war von ihm gewichen,
Die Hofnung, will nun ſeinen Staub umwehen:
Zertret'nes Schleswig! du wirſt auferſtehen.

Gottfried Flammberg.

Theodor Lehmann.

Ein blankes Schwert auf seinem Sarg, es ist auch nimmer
es geführt,
Ein blankes Schwert ihm auf den Sarg — es ist die Zier,
die ihm gebührt.
Gefallen auf der Ehre Bett, das Banner in der starren Hand,
Das er sein Lebelang vorangetragen, ihr, mein Vaterland.

Wohl ließ Du es in schwerer Stund', in traum erwachtem
Morgengraun,
Wohl ließ Du zaghaft manches Aug', das nur gewöhnt auf
Dich zu schaun:
Hart tobt die Schlacht — sie kann nicht ruhn, weil Einer,
weil der Beste fiel,
Nur säumerlos beginnt auf's Neu' das Ringen nach dem
hehen Ziel.

Doch wir, die um Dich wir gekämpft nun Zeitgefährten Dir
im Streit,
Verhüllten Hauptes geben wir Dir letzes, thränenvoll Geleit;
Verstummen wird an Deinem Sarg wo Zwist durch unsre
Reihen schlich,
Ein trauernd Volk, es fühlt sich heut geeint von Dir im
Schmerz um Dich.

Ihr aber All', die hoffend stets auf ihn den gläub'gen Sinn
gewannt,
Ihr, denen er als Freund, als Trost, als Führer stets zur
Seite stand,

Ihr, die ſo oft im Leben ihn geehrt mit warmer Liebe Hauch:
Heut gilt es unſer Treue Zoll — ſo ehrt ihn nun im Tode auch!

Und an dem Tage, da zum letztenmale ihn das Licht erſchaut,
Verſtummen laßt in eurem Bann des Tages wirr geſchäft'gen Laut,
Des Lebens bunten Flitter überdeckt mit dunklem Trauerflor,
Und unabſehbar, ſchweigend reiht euch an den ernſten Feierzug.

Doch keine Stimme wecke hier die Hetzung zum Parteiengroll,
Vor eines Volkes ſtummem Schmerz beugt auch der Feind ſich achtungsvoll:
Durch wilde Stürme trieb ſein Kahn — drum, was das Leben ihm nicht gab,
Die Ruhe, breite dankbar ihm die Nachwelt um das ſtille Grab.

Und ſetzt kein hehres Denkmal d'rauf — legt nur darauf den blanken Stahl,
Im Herzen ſeines Volkes ruht des edlen Todten beſtes Mal.
Doch wollt ihr einen Denkſtein ihm, der alle Zeiten überdacht:
Vollendet das, was er begann, wie er's gewollt, wie er's erdacht!

Juli 1872. — n.

Mennigeen sehl der.

Vunt Schip dar keem en Matros ant Land,
Sin Haar de weern em witt.
He harr nich sehn sin Heimatböstrand
So lang, so lang en Tid!

So lang nich hört vun Land und Stadt,
Vun Vaders Hus un Stęd,
Nich wa int Dörp de Klocken gat,
Un Moderspraf un Ręd.

Un as he kunn old Hamborg sehn,
Do sęhl em dar en Thorn:
Do sän de Lüd, de Brand weer węn,
Doch Hamborg nich verlorn.

Un as he keem int Holsten in,
Da sęhl em mennig Nam:
Se sän, de Krieg de nehm se hin,
Doch Holsteen blev wul bahn.

Un as he keem sin Dörp entlang,
Weer Vaders Hof verkehrt:
Do hör he hell den Klockenklang,
As he as Jung em hört.

Do seeg he an den Thorn heroy
Un seggt: mutt ik ok gan,
Is möt min Fot un witt min Kopp:
De Welt blifft doch bestan!

De Minsch is as en Schipp op Strand,
Dat Storm un Brandung süht:
De Welt blifft jung na Krieg un Brand,
Un jümmer wedder niet!

Denn man mit Gott! Wenn Minschen klagt
As fehl en Kopp, en Thorn,
Min Vaderland, man unverzagt:
De Welt ward niet geborn!

Geschrieben als E. M. Arndt starb. Klaus Groth.

Varöben.

In Flensborg, dat ole Ulennest,
Dar is't annerletz ok nich richtig west.
So um Klock twölf in de Nacht
— De Swed de stunn jüst op de Wacht —
Do hört se bi't Dor, langs de Planken
En gruligen Larm un Rabanken;
Se seht um de Eck —
Herr Gott, wat en Schreck!
In Reeg und Lid
Kumt Schritt vær Schritt
Hin dörch den Snee
De Schleswig-Holsteensche Armee!
Treckt Mann vær Mann

Trapp! trapp! heran.
De Kavalleriſten to Pęr,
De Infanteriſten achter hęr;
Ot Fahnentręger
Blau, rotb un witt,
Un unſe Jäger
Lid vor Lid.
De Büſſen blitzen
Inn Maanſchinglanz,
Un op de Mützen
De Pęrſwanz danz.
To ferm dat Geſchütz
Un raſſel heran.
Bliß,
Dat weer en Geſpann!
Hopp, hopp, to Siden
De Artilleriſten riden. —

Do puffer den Swed doch dat Hart,
Em war vor de Ogen et ſwart,
Em ſchuder de Hut,
Wach — röppt he — herut!
Un allens löppt hęr
Un präſenteert dat Gewęhr,
Un frank un frie
Unſe Lüd gat vorbi.

Dat blifft nich verborgen.
Den annern Morgen
Kumt de Swed in't Verhör.
De ſeagt awer nix mehr
As: dat heff it ſehn!

Un: dat is geſchehn!
Wi wüllt uns wul decken,
Wüllt nimmer de Wach mehr beſtecken!
Un richti! ſe hebbt et nich dan,
Sünd nich eppen Poſten mehr gan.

Nu frag ik doch alle vernünftigen Lüe,
Sä Thieſohm, de Snieder, wat dat wul bedüd?
Do mak Greetvater en ernſthafte Mien,
Un meen, dat war ſacht en Varöben*) ſin.

Nach Sophie Dethleffs.

Ahnung.

(Schlachtfeld bei Bau.)

Wer iſt der Jäger, wer bläſt ſein Horn
Wohl über die Heide weit?
Oder iſt's der Wind im Schlehendorn?
Oder iſt's die Möve, die ſchreit?

Allmal bei Nacht, bei ſchweigender Nacht,
Dann tönt es über die Heit',
Den Fuhrmann ſogar erfaßt's mit Macht,
Und ſtehen die Pferde ihm beid'.

*) Omen, Vorzeichen.

Iſt's nicht, als ging es von Meer zu Meer,
Retraite oder Appell?
So leiſe der Klang, ſo dumpf und ſchwer, —
Was mag er bedeuten, Geſell?

Nicht Regenpfeifer, nicht Sturmgewolk,
Sie ſchrecken uns nicht in der Ruh;
Dies iſt ein ander Getön und Volk —
Hör' zu, Geſelle, hör' zu!

Geheimniß lagert im Dunkel ſchwer,
Die Sterne ſchaun hinein;
Dann zieht das Blaſen von Meer zu Meer,
Und die Heide iſt wieder allein.

Januar 1861. Klaus Groth.

Vaterlandsgeſang

Es lebt ein Gott! Die Stürme brauſen,
Die Eiche kracht im Wetterſchein,
Den Wandrer hüllet Nacht und Grauſen,
Er traut auf Gott und lächelt drein.
Das Böſe will ſich frech geſtalten,
Das Heil'ge ward der Hölle Spott: —
Wir trotzen muthig den Gewalten,
Im Glauben feſt: "Es lebt ein Gott!"

Frei iſt der Menſch! Tyrannenketten
Sind Fäden, die ein Hauch verweht,
Wenn aus der Knechtſchaft ſich zu retten
Im Sturm ein kühnes Volk erſteht.
Der Kämpfer Bund iſt feſt beſchworen,
Den trennt nicht Macht, nicht Liſt noch Tod.
Das Licht wird aus der Nacht geboren,
Aus Blut der Freiheit Morgenroth!

Für's Vaterland! O ſüße Töne,
Ihr heiligt Herz und Sinn und Mund.
Für's Vaterland ſind Deutſchlands Söhne
Ein hochgeweihter Heldenbund.
Laßt lodern eure Flammenzeichen,
Wann brecht ihr, ſchlaue Feinde, los,
Wir betten uns auf eure Leichen! —
Ein Grab in Vaterlandes Schooß!

J. C. Biernatzki.

Einſegnung.

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit freiem Muth zuſammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht
Hat Gott ja ſelber angefacht,
Dem Herrn allein die Ehre!

Der Herr iſt unſre Zuverſicht,
Wie ſchwer der Kampf auch werde;
Wir ſtreiten ja für Recht und Pflicht
Und für die heil'ge Erde.
Drum, retten wir das Vaterland,
So thats der Herr durch unſre Hand!
Dem Herrn allein die Ehre!

Es ſtürzt der freche Uebermuth
Der Tyrannei zuſammen;
Es ſoll der Freiheit heil'ge Gluth
In allen Herzen flammen.
Drum friſch in Kampfes Ungeſtüm!
Gott iſt mit uns und wir mit ihm!
Dem Herrn allein der Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegesluſt
Für die gerechte Sache,
Er rief es ſelbſt in unſre Bruſt:
"Auf, deutſches Volk, erwache!"
Und führt uns, wärs auch durch den Tod,
Zu ſeiner Freiheit Morgenroth:
Dem Herrn allein die Ehre!

Th. Körner.

Friſch auf!

Friſch auf zum fröhlichen Jagen,
Es iſt nun an der Zeit;
Es fängt ſchon an zu tagen,
Der Kampf iſt nicht mehr weit!
Auf! laßt die Faulen liegen,
Laßt ſie in guter Ruh!
Wir rücken mit Vergnügen
Dem lieben Herzog zu.

Der Herzog hat geſprochen:
Wo ſind meine Jäger nur?
Da ſind wir aufgebrochen,
Ein wackres Werk zu thun.
Wir woll'n ein Heil erbauen
Für all das deutſche Land,
Im frohen Gottvertrauen
Mit rüſtig ſtarker Hand.

Schlaft ruhig nun, ihr Lieben,
Am väterlichen Herd!
Derweil mit Feindesbieben
Wir ringen, keck bewehrt.
O Wonne! die zu ſchützen,
Die uns das Liebſte ſind.
Hei, laßt Kanonen blitzen:
Ein frommer Muth gewinnt.

Die Mehrſten ziehn einſt wieder
Zurück in Siegesreihn,
Dann tönen Jubellieder,
Das wird 'ne Freude ſein;
Wie glühn davon die Herzen
So froh und ſtark und weich!
Wer fällt, der kann's verſchmerzen,
Der hat das Himmelreich.

Ins Feld, ins Feld gezogen!
Zu Roß und auch zu Fuß!
Gott iſt uns wohl gewogen,
Schickt manchen hohen Gruß.
Ihr Jäger allzuſammen,
Dringt luſtig in den Feind,
Die Freudenfeuer flammen,
Die Lebensſonne ſcheint.

Fr. de la Motte Fouqué.

Vaterlandslied.

Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in ſeine Rechte;

Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er beſtände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir was Gott gewollt
Mit rechten Treuen halten,
Und nimmer um Tyrannenſold
Die Menſchenſchädel ſpalten;
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der ſoll im deutſchen Lande nicht
Mit deutſchen Männern erben.

O Deutſchland, heil'ges Vaterland!
O deutſche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du ſchönes Land!
Wir ſchwören dir auf's Neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der fütt're Kräh'n und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsſchlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brauſen, was nur brauſen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutſche, alle Mann für Mann,
Fürs Vaterland zuſammen!
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände
Und rufet alle Mann für Mann:
"Die Knechtſchaft hat ein Ende!"

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röthen,
Mit Henkerblut, Franzosenblut —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten wehn und Fahnen,
Wir wollen heut uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen.
Auf! fliege, hohes Siegspanier
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

E. M. Arndt.

"Dat mutt fluſchen"

ſä de ol General Blücher.

Dar tüt en düſter Wedder op,
Nordweſt de Heben glimmt!

Dat ſüht un leiht un dunnert dar —
Wenn't man nich höger kümmt!
Dar's Hogel in vun egen Art,
De's blau un ſwar as Bli,
Un wenn't ſo neeg herannerfahrt,
Denn kümmt dat op, ehr Een ſik wahrt,
Denn treckt dat nich verbi!

Hell klingt dat dar vun ünnern her
As Trummel un Trumpet,
Un dröhnt as vun Kanonen ſwer,
As Büß un as Musket.
Na, man nich bang! Wat kümmt, dat gelt!
Uns ol Land Mekelnbörg
Geit mit di, Landsmann, ok int Feld,
Un hett to rechte Tid ſik ſtellt,
Un ſteit mit Gott ſik dörch!

In Roſtock vær de breve Strat
Dar ſteit en hogen Steen,
Un op den Steen ſteit en Soldat,
Un den kennt Jedereen.
Dat weer ok mekelnbörger Blot,
Un de verſtunn den Kram,
De hölp uns eenmal ut de Noth,
Dat's ewig ſchad, dat de nu dot,
Un Blücher is ſin Nam.

De harr ſik Anno Dörtein lehrt,
— As grad' ſon Wedder weer —,
En Wort — dat's Duſend Daler werth,
Ne mehr als Geld, vel mehr!

Dat Wort, dat he do ſpraken hett,
Drev bald dat Weeder fort —
En Hundsfott, de dat Wort vergitt!
Un de ſit dar nich op verlett!
Un fluſchen heet dat Wort.

Nu ſchenkt uns Gott vellicht noch mal
Dat, wat uns nödig deit,
So'n rechten echten General,
Ut de ſin Kram verſteit.
Denn ſnallt wi uns den Sawel an
Un trämpt uns op de Büx —
All wat en Prügel bären kann,
Un mutt dat denn eerſt fluſchen man,
Na, denn ſo fluſcht't ok fix!

Nach John Brinckmann.

Das Lied vom Feldmarſchall.

Was blaſen die Trompeten? Huſaren, heraus!
Es reitet der Feldmarſchall im ſtiegenden Saus,
Er reitet ſo freudig ſein muthiges Pferd,
Er ſchwinget ſo ſchneidig ſein blitzendes Schwert.
Juchheiraſſaſſah! und die Deutſchen ſind da,
Die Deutſchen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

O ſchauet, wie ihm leuchten die Augen ſo klar!
O ſchauet, wie ihm wallet ſein ſchneeweißes Haar!
So friſch blüht ſein Alter wie greiſender Wein,
Drum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes ſein.
Juchheiraſſaſſah! und die Deutſchen ſind da,
Die Deutſchen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

Er iſt der Mann geweſen, da Alles verſank,
Der ruhig auf zum Himmel den Degen noch ſchwang.
Da ſchwur er beim Eiſen gar zornig und hart:
Dem Franzmann zu weiſen die deutſcheſte Art.
Juchheiraſſaſſah! und die Deutſchen ſind da,
Die Deutſchen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in'n Sattel ſich ſchwang!
Da iſt ers geweſen, der Kehraus gemacht,
Mit eiſernem Beſen das Land rein gemacht,
Juchheiraſſaſſah! und die Deutſchen ſind da,
Die Deutſchen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

Bei Lützen auf der Aue, da hielt er ſolchen Strauß,
Daß vielen tauſend Welſchen der Athem ging aus,
Daß Tauſend' liefen dort haſigen Lauf;
Zehntauſend entſchliefen, die nimmer wachen auf.
Juchheiraſſaſſah! und die Deutſchen ſind da,
Die Deutſchen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

Bei Katzbach an dem Waſſer, da hat ers auch bewährt,
Da hat er die Franzoſen das Schwimmen gelehrt.
Fahrt wohl, ihr Franzoſen, zur Düſee hinab!
Und nehmt, Ohnehoſen, den Wallfiſch zum Grab!

Juchheiraſſaſſah! und die Deutſchen ſind da,
Die Deutſchen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er da hindurch!
Da ſchirmte die Franzoſen nicht Schanze noch Burg,
Da mußten ſie ſpringen wie Haſen übers Feld,
Und hinterdrein ließ klingen ſein Huſſa! der Held.
Juchheiraſſaſſah! und die Deutſchen ſind da,
Die Deutſchen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

Bei Leipzig auf dem Plane, o ſchöne Ehrenſchlacht!
Da brach er den Franzoſen das Glück und die Macht,
Da lagen ſie ſicher nach blutigem Fall,
Da ward der alte Blücher ein Feldmarſchall.
Juchheiraſſaſſah! und die Deutſchen ſind da,
Die Deutſchen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

Drum blaſet, ihr Trompeten! Huſaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarſchall, wie Sturmwind im Saus!
Dem Siege entgegen, zum Rhein und übern Rhein!
Du alter tapfrer Degen! in Frankreich hinein!
Juchheiraſſaſſah! und die Deutſchen ſind da,
Und die Deutſchen ſind luſtig, ſie rufen Hurrah!

E. M. Arndt.

Wie Hamburg und Lübek dachten in alter Zeit.

Im alten Köln am Rheine da wogt ein heller Hauf'
Von reich geſchmückten Bürgern die Gaſſen ab und auf.
Die Glocken tönen jubelnd herab vom hohen Dom,
Mit bunten Flaggen prangen die Schiffe auf dem Strom.

Die ſieben und ſiebzig Städte vom deutſchen Hanſabund
Sie ſchickten Abgeſandte, rathkundig, ſchlachtenkund.
Von allen Städten kamen Geſandte weit und breit,
Ein raſch Geſchlecht von Männern, zu kecker That bereit.

Wie laut manch' kühne Rede an's Saalgewölbe ſchlug:
Sie zürnen auf des Dänen argliſtig falſchen Trug.
Der nahm von Hanſaſchiffen ſich unerlaubten Zoll,
Darob manch' reichem Kaufherrn das Herz vor Ingrimm ſchwoll.

Jetzt hob ſich von Alt-Lübek Gerhard von Atterdorn.
Er ſprach, und ſeine Wange entbrannt' in edlem Zorn:
"Nicht um den Schilling iſt es, den uns der Däne ſtahl,
Genug des Goldes funkelt in unſern Truhn zumal.

Doch höhnen ſoll kein Fremder ein Dorf im deutſchen Land,
Laßt uns ihn nochmals mahnen an ſeiner Treue Pfand.
Und wagt er Nein zu ſagen, dann auf, ihr Männer, Krieg!
Gott und das Recht ſind unſer! Wer zweifelt noch am Sieg?"

Und Krieg! erſcholl es jubelnd im hochgewölbten Haus,
Krieg! hallt es mächtig wieder weit in die Stadt hinaus,
Dann wieder ging zur Werkſtatt der Bürger ſchlicht und recht,
So hielten's unſre Väter, das weidliche Geſchlecht:
Heut einem König trutzend und ſeines Reiches Macht,
Und morgen ſtill beim Handwerk von früh bis in die Nacht.

. . . . . .

Noch ſteh'n die Sieben und Siebzig, die ruhmesreichen all,
Noch wogt durch ihre Gaſſen des Lebens bunter Schwall,
Noch ſteh'n die ew'gen Dome, noch ſteht das bunte Haus,
Darin der Rath der Bürger beſchloß den Tänenſtrauß.

Noch ſtehn die dunkeln Wälder, davon manch hoher Baum
Schlachtmuthig durchgefurchet der Oſtſee Wogenſchaum.
Und rings in unſern Gauen hat junger Tage Macht
Ein neu Geſchlecht von Städten zu raſchem Glanz gebracht.

O! wenn mein Sohn einſt ſänge das Lied voll Stolz und Glanz,
Von ſeiner Väter Größe, von unſrer Waffen Tanz!
Dann legt' ich froh zur Erde mein müdes altes Haupt,
Zur Wahrheit wäre worden, was ich ſo treu geglaubt:
Wie landeten ſiegend wieder an Seelands Uferlies —
Kein Volk hat Gott verlaſſen, das ſich nicht ſelbſt verließ.

Nach Heinr. v. Treitſchke.

Herzog Ernſt.

Herzoge ſollten herziehn vor dem Heere,
Und Fürſten Führer ihres Volkes ſein;
Das Volk ſoll folgen, folgen, wie die Heerde
Dem Hirten oder dem Leithammel folgt.
O deutſches Volk, doch deine Führer, deine
Leithammel, Leitung, Führung brauchen ſie;
Führ' ſelbſt dich an, o Volk, daß ſie dir folgen!
Nur einen Herzog weiß ich, der heißt Ernſt;
Iſt es ihm Ernſt, und iſt es Ernſt dir ſelber,
Im Norden deine Brüder zu befrein,
Und deine Grenz' ans Doppelmeer zu rücken;
So zieh' mit ihm, dem ſchon ein Chriſtian
Einſt leichte Beute ward bei Edernförde,
Volksheer, mit Coburgs Herzog Ernſt zieh aus!

Er hat dem neuen Reich ſchon ſeine Räthe
Geliehn, hat ſie zurückgegeben ihm,
Aus dem verbannt er einſt ſie aufgenommen;
Er wird ihm mehr noch leihen Rath und That.

Fr. Rückert.

Herzog Ernſt.

"Mit Ernſt, o Menſchenkinder..."
Wem iſt im deutſchen Land
Dies Lied vom Weihnachtsfeſte
Nicht freundlich und bekannt?

Es duftet nach der Schule
Und nach dem Weihnachtsbaum,
Es klingt wie Glockentöne
Aus fernſtem Kindheitstraum.

Wer faltet nicht die Hände:
"Bereitet euch dem Herrn!"
"Heil!" klingt es wie von Orgeln
Und "Er errettet gern!"

Und wär' auch nichts geblieben
Als dieſer fromme Laut:
Was tönt im ganzen Leben
So feierlich, ſo traut!

"Mit Ernſt, o Menſchenkinder!"...
Sechs Jahre zählt ich kaum:
Mir iſt als lernt' ich's nochmals
Wie damals, halb im Traum.

Wie hat mir's oft geklungen
"Mit Ernſt" als wärs ein Wort,
Das mir von oben kommen,
Vom blauen Himmel dort.

Und "Ernſt" ſchien mir ein Name,
Dem Beſten gut genug,
Wie Vater Arndt, der deutſche,
Der Sängerheld ihn trug. —

Einſt klang von Eckernförde
Herüber Siegsgeſchrei.
Wie drang es mir zu Herzen:
Es war ein "Ernſt" dabei!

Mit Ernſt, o Schleswig-Holſtein,
Er war mir's damals ſchon,
Und drang zu mir herüber
Wie Oſtern-Glockenton.

Dann als es ſtumm geworden
Und dunkel jeder Stern,
Da dachten wir noch leiſe:
Der hilft und rettet gern.

Und als wir Weihnacht riefen:
Das Vaterland wird frei,
Und unſer Friedrich kommen —
Der Ernſt war mit dabei.

Der Ernſt wird uns nicht fehlen,
Wenn neue Stürme drohn,
Wird muthig zu uns halten:
Hilf nur, ſie dräuen ſchon!

Der Ernſt wird uns nicht fehlen,
Und wie mit Kinderklang,

Dringt's freudig durch die Seelen:
Dem braven Helfer Dank!

Sein Name wird ſich heften
An unſern Freiheitsbaum,
Wird einſt wie Sage klingen
Durch unſer Enkel Traum.

Und ſchon aus Sängermunde
Ertönt es feierlich:
Mit Ernſt, o Schleswig-Holſtein
Für deinen Friederich!

Klaus Groth.

Ihr Könige, gebt Acht!

Was Ehr' im Leibe hat, ruft Einheit Ehr' und Macht
Und Tilgung langer deutſcher Schanden,
Es ruft und flucht aus allen Landen:
Ihr Könige, gebt Acht!
Der deutſche Gott lebt noch und wacht.

Es lebt und wacht der Gott der Herrlichkeit und Macht,
Sein ſind die Wonnen und die Schrecken,
Die aus dem Schlaf die Völker wecken.
Ihr Könige, gebt Acht!
Gott iſt's der Sturm und Heitre macht.

Erhebt! das Wetter iſt des Herrn, der blitzt und kracht,
Er wird des deutſchen Haders Drachen
Zu Staub zerblitzen und zerkrachen.
Ihr Könige, gebt Acht
Auf Gottes Acht und Aberacht!

Erhebt! denn alles Volk ruft Einheit, Ehr' und Macht,
Es ſchreit den Ruf in alle Winde,
Wo es den deutſchen Kaiſer finde.
Ihr Könige, gebt Acht! —
Schaut, horcht, woher es blitzt und kracht.

Erhebt! erkennt die Zeit, die Gott der Herr gemacht.
Wollt länger ihr im Stolz erblinden,
So haut euch Gott aus allen Winden —
Ihr Könige, gebt Acht! —
Die deutſche Acht und Aberacht.

Mai 1849. E. M. Arndt.

Holſtentreue.

Sonett.

Es iſt ein altes Wort: die Holſtentreue.
Der Holſte kann nicht ſingen und nicht ſagen. *)
Stumm kann er bleiben unter Freud' und Plagen,
Ein Wahn verlockt ihn nicht und nicht das Neue.

*) Holsatia non cantat.

Ihm ſteht geſchrieben: "Thue Recht und ſcheue
Niemanden", mag er eine Krone tragen.
Und für ſein Recht wird er ſein Alles wagen,
Wie ohne Haß und Furcht, ſo ohne Reue.

Leicht iſt es nicht gewonnen, ſein Vertrauen,
Nicht Worte thun's, geſprochen noch geſchrieben,
Die "locken keinen Hund ihm untern Ofen."

Doch hat er einmal Herz und Augen offen,
Dann wankt er nicht im Trauen und im Lieben:
Auf Holſtentreue magſt du Häuſer bauen.

Januar 1861. Klaus Groth.

Rückkehr.

So grêt di Gott, min Vaderland!
Dar ſat ik di nu mit min Hand,
Du ſchön ol Stückſchen Gotteseer,
Um di to laten nimmermehr,
Min Vaderland!

Dar, nimm wat din! ſo ab ik bün,
Mit Seel un Lif, mit Hart un Sinn
Will ik di deen' un gah nich mehr,
Det ſe mi legat op de ſwarte Bahr,
Min Vaderland!

Dat weer en Tid vull Noth un Thran,
Din Kinner harrn se di ut dan,
Utruppt de besten Feddern din,
Dat du opschreegst in Höllenpin,
Min Vaderland!

Se lä'n sik op ern Pahl to Roh,
Un heeln sik beide Ohren to,
Un sän, lat schriegen wat der will,
Dat ward vun sülbn wul wedder still!
O Vaderland!

Ok de, de eerst den Mund vull Snack,
Se heeln er Pip nu still inn Sack,
Un dachten, dat se doch am Enn
De Fingern kunnen sik verbrenn!
O Vaderland!

Doch still, noch sitt int Regiment
De Ol de Links un Rechts noch kennt,
De ward di as en Wedderslag
De Sak mal bringen an den Dag,
Min Vaderland!

Un wi, de Kinner ut din Blot,
Wi stat denn op, wi trotzt den Dod,
Wi stat denn noch mal Mann an Mann,
Denn fangt de Danz noch eenmal an,
Min Vaderland!

Denn jagt wi den Tyrannen rut,
Denn wett wi unse Scharten ut,

129

De Schimp un Schann de se uns dan,
As schull wat recht is ünnergan,
Min Vaderland!

Dat ward en Dag, de as de Sünn
Uns schienen ward int Hart herin.
Nu kumm man bald, wi töpt op di
Du Dag, de froh uns makt, un frie
Dat Vaderland!

1861. Annmariel Schulten (A. W.)

Kamrad kumm!

Un mæt wi værwarts as Rekrut
Mit Sawel un Musket,
Denn hölpt dat nich! Hul nich so lut!
Heff di nich so, Margret!
De Trummel geit nu: trumtiterum,
Kamrad kumm, Kamrad kumm!
Nu fast de Been un stif de Nack,
Kamrad mit Sack und Pack!

Ik weet, du büst un blüffst mi tru:
Nu lach eens, Diern, wat weenst?
Keen Anner ward as Du min Fru,
Un nu adjüs noch eens!

De Trummel geit nu: trumtiterum,
Kamrad kumm, Kamrad kumm!
Nu fast dat Hart un stif de Nack,
Kamrad mit Sack un Pack.

John Brinckmann.

Reiterlied.

Wohlauf! Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde da ist der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen:
Da tritt kein Anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte,
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist
Bei dem feigen Menschengeschlechte;
Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.

Des Lebens Aengsten er wirft sie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen,

Er reitet dem Schickſal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen.
Und trifft es morgen, ſo laſſet uns heut
Noch ſchlürfen die Reize der köſtlichen Zeit.

Von dem Himmel fällt ihm ſein luſtiges Loos,
Brauchts nicht mit Müh zu erſtreben.
Der Frohne der ſucht in der Erde Schooß,
Da meint er den Schatz zu erheben;
Er gräbt und ſchaufelt ſo lange er lebt,
Und gräbt bis er endlich ſein Grab ſich gräbt.

Der Reiter und ſein geſchwindes Roß,
Sie ſind gefürchtete Gäſte;
Es flimmern die Lampen im Hochzeitsſchloß,
Ungeladen kommt er zum Feſte;
Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold,
Im Sturm erwirbt er den Minneſold.

Warum weint die Dirn und zergrämet ſich ſchier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb nicht bewahren.
Das raſche Schickſal es treibt ihn fort,
Seine Ruhe läßt er an keinem Ort.

Auf des Degens Spitze die Welt jetzt liegt,
Drum wohl wer den Degen nun führet;
Und bleibt ihr nur wacker zuſammengefügt,
Ihr haltet die Welt und regieret!
Es ſteht keine Krone ſo feſt und hoch,
Der muthige Springer erreicht ſie doch.

Drum friſch Kameraden, den Rappen geſäumt,
Die Bruſt im Gefecht gelüftet!
Die Jugend brauſet, das Leben ſchäumt:
Friſch auf eh der Geiſt noch verdüftet!
Und ſetzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſein.

Schiller.

Der Teufel und ein Reitersmann.

Der Teufel und ein Reitersmann,
Wem die zwei ſitzen im Nacken,
Und wenn er dem einen entrinnen kann,
So kriegt ihn der andre zu packen;
Drum hab ich unverzagten Sinn,
Weil ich zugleich ein Reitersmann bin
Und zugleich ein luſtiger Teufel.

Fr. Rückert.

Steh ich in finſtrer Mitternacht.

Steh ich in finſtrer Mitternacht
So einſam auf der ſtillen Wacht,
So denk ich an mein fernes Lieb,
Ob mirs auch treu und hold verblieb.

Als ich zur Fahne fortgemüßt,
Hat ſie ſo herzlich mich geküßt,
Mit Bändern meinen Hut geſchmückt
Und mich ans treue Herz gedrückt.

Sie liebt mich treu, ſie iſt mir gut,
Drum bin ich friſch und wohlgemut;
Mein Herz ſchlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es ans ferne Lieb gedacht.

Jetzt bei der Lampe Dämmerſchein
Gehſt du wohl in dein Kämmerlein,
Und ſchickſt dein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebſten in der Fern.

Doch wenn du traurig biſt und weinſt,
Mich von Gefahr umringet meinſt,
Sei ruhig, bin in Gottes Hut!
Er liebt ein treu Soldatenblut.

Die Glocke ſchlägt, bald naht die Rund
Und löſt mich ab zu dieſer Stund.
Schlaf wohl im ſtillen Kämmerlein
Und denk in deinen Träumen mein.

W. Hauff.

Soldaten-Morgenlied.

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer aus der Ruh!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu;
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth,
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott in Gnaden,
Schau her vom blauen Zelt:
Du ſelbſt haſt uns geladen
In dieſes Waffenfeld.
Laß uns vor dir beſtehen
Und gieb uns heute Sieg:
Die Chriſtenbanner wehen,
Dein iſt, o Herr, der Krieg.

Ein Morgen ſoll noch kommen,
Ein Morgen mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn ſchaut der Engel Schaar.
Bald ſcheint er ſonder Hülle
Auf jeden deutſchen Mann.
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag brich an!

Dann Klang von allen Thürmen
Und Klang aus jeder Bruſt,
Und Ruhe nach den Stürmen
Und Lieb und Lebensluſt!
Es ſchallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegsgeſchrei —
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei!

Max v. Schenkendorf.

Friſch auf, friſch auf!

Friſch auf, friſch auf mit raſchem Flug!
Frei vor dir liegt die Welt;
Wie auch des Feindes Liſt und Trug
Uns rings umgattert hält.

Steig, edles Roß, und bäume dich,
Dort winkt der Eichenkranz!
Streich aus, ſtreich aus und trage mich
Zum luſtgen Schwertertanz!

Hoch in den Lüften, unbeſiegt,
Geht friſcher Reitersmuth.
Was unter ihm im Staube liegt,
Engt nicht das freie Blut.
Weit hinter ihm liegt Sorg und Noth
Und Weib und Kind und Heerd,
Vor ihm nur Freiheit oder Tod,
Und neben ihm das Schwert.

So gehts zum luſtgen Hochzeitsfeſt,
Der Brautkranz iſt der Preis;
Und wer das Liebchen warten läßt,
Den bannt der freie Kreis.
Die Ehre iſt der Hochzeitgaſt,
Das Vaterland die Braut;
Wer ſie recht brünſtiglich umfaßt,
Den hat der Tod getraut.

Gar ſüß mag ſolch ein Schlummer ſein
In ſolcher Liebesnacht;
In Liebchens Armen ſchläfſt du ein,
Getreu von ihr bewacht.
Und wenn der Eiche grünes Holz
Die neuen Blätter ſchwellt,
So weckt ſie dich mit freudgem Stolz
Zur ewgen Freiheitswelt.

Drum, wie ſie fällt und wie ſie ſteigt,
Des Schickſals raſche Bahn,
Wohin das Glück der Schlachten neigt,
Wir ſchauen's ruhig an.
Für deutſche Freiheit wolln wir ſtehn,
Sei's nun in Grabes Schooß,
Sei's oben auf des Sieges Höhn;
Wir preiſen unſer Loos.

Und wenn uns Gott den Sieg gewährt,
Was hilft euch euer Spott?
Ja! Gottes Arm führt unſer Schwert,
Und unſer Schild iſt Gott! —
Schon ſtürmt es mächtig rings umher,
Drum, edler Hengſt, friſch auf!
Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Dein Weg geht mitten drauf.

Th. Körner.

Reiters Morgenlied.

Morgenroth! Morgenroth!
Leuchteſt mir zum frühen Tod,
Bald wird die Trompete blaſen,
Dann muß ich mein Leben laſſen,
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht, kaum gedacht,
Wird der Luſt ein End gemacht!
Geſtern noch auf ſtolzen Roſſen,
Heute durch die Bruſt geſchoſſen,
Morgen in das kühle Grab.

Doch wie bald! doch wie bald
Welket Schönheit und Geſtalt!
Prangſt du gleich mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,
Ach die Roſen welken bald!

Und was iſt! und was iſt
Dieſes Lebens kurze Friſt?
Unter Kummer, unter Sorgen
Sich bemühn vom frühen Morgen
Bis der Tag vorüber iſt.

Darum ſtill! darum ſtill
Füg ich mich, wie Gott es will;
Und ſo will ich wacker ſtreiten,
Und ſollt ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.

W. Hauff.

Das erſte Opfer.

Nachruf an den edlen Grafen Karl von der Gröben
vom Zietheniſchen Huſarenregiment,
gefallen vor Miſſunde den 2 Februar 1864.

Konnten wir dich lebend ſchmücken,
Schöner Jüngling, edler Sohn!
Trügeſt Du mit Siegerblicken
Dieſen Kranz als Siegerlohn!

Ach, wir ſchmücken eine Leiche,
Da der Sturm die Blume brach:
Aber eines Volkes reiche
Gw'ge Liebe folgt Dir nach.

Nicht umſonſt! ein heil'ger Same
Sproßt aus Deinem Blut hervor,
Und Dein edler alter Name
Lebt in der Befreier Chor.

Wohl bedauern, doch beneiden
Wird Dich einſt ein freies Land.
Und ſo reichen wir im Scheiden
Dir die treue Holſtenhand.

Fahre wohl denn, edler Krieger!
Naſſe Augen warten Dein.
Doch — ſie ſenken einen Sieger
In die Ehrengruft hinein.

Und ſo wollen wir Dich ſchmücken,
Stolzer Jüngling, edler Sohn!
Mit dem **Tod** ein Volk beglücken,
Iſt des **Lebens** höchſter Lohn.

Klaus Groth.

Soldatenlied.

Kein ſelger Tod iſt in der Welt,
Als wer vorm Feind erſchlagen
Auf grüner Heid, im freien Feld
Nicht höret groß Wehklagen.
In engem Bett man oft allein
Muß an den Todesreihen;
Hier findet er Geſellſchaft fein,
Fällt wie ein Kraut im Maien.
Ich ſag ohne Spott,
Kein ſelger Tod
Iſt in der Welt,
Als ſo man fällt
Auf grüner Heid
Ohn Klag und Leid:
Bei Trommelklang
Und Pfeifengeſang
Wird man mit Ruhm begraben:
Das mag ein Herz erlaben.

Aus dem dreißigjährigen Krieg.

Der gute Kamerad.

Ich hatt einen Kameraden, —
Einen beſſern findſt du nit.
Die Trommel ſchlug zum Streite;
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen;
Gilt es mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggeriſſen;
Er liegt mir vor den Füßen
Als wärs ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad;
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ewgen Leben
Mein guter Kamerad!

L. Uhland.

Lieblingslieder der Schleswig-Holſteiniſchen Armee

in den Jahren 1849–51.

1. Das erſte Bataillon.

Musketier' vom erſten Bataillone
Ziehn hinaus zum Kampf in Reih und Glied,
Singen vereint im hochbewegten Tone
Stets ein feuriges Soldatenlied.
Noch das Friedensheer
Greifet zum Gewehr,
Streckt des Feindes Leichen rings umher.

Wir ſind Schleswig-Holſteins Heldenſöhne,
Stark iſt unſer erſtes Bataillon,
Hört Ihr wohl des Hornſignales Töne?
Wie zum Kampf uns ruft der Trommelton?
Hört der Hörner Ton!
Trommeln wirbeln ſchon!
Hoch! das tapfre erſte Bataillon!

Commandiert der Herr Major von Beeren,
Schlagen wir den Feind mit Muth zurück;
Hurtig wollen tanzen wir ihn lehren:
Büchſenknall iſt unſre Tanzmuſik.
Ruhig, feſten Tritt,
Geht's in Reih und Glied,
Musketiere weichen keinen Schritt.

Stillgestanden! brave Musketiere!
Präsentirt's Gewehr dem Herrn Major!
Hoch das Corps der braven Officiere!
Hoch leb' Schleswig-Holsteins Heldencorps!
Ja, mit Muth und Kraft
Schlagen wir die Schlacht,
Was nicht fällt, wird in die Flucht gejagt.

Schleswig-Holsteins Freiheit zu erstreb.n,
Darum stehen wir in Reih' und Glied,
Hoch soll'n Schleswig-Holsteins Krieger leben
Ueberall in dem Soldatenlied.
Zu dem Hochgesang
Rauschet Waffenklang
Durch das erste Bataillon entlang.

2. Morgen marschieren wir.

Morgen marschieren wir,
Ade! ade! ade! ade!
Wie lieblich sang die Nachtigall
Vor meines Liebchens Haus!
Verklungen ist nun Sang und Schall,
Das Lieben ist nun aus:
Ade! ade! ade! ade!
Es muß geschieden sein!

Morgen marſchiren wir,
Ade! ade! ade! ade!
Und unſer Bündel iſt geſchnürt,
Und alle Liebe d'rein.
Ade! die Trommel wird gerührt,
Es muß geſchieden ſein!
Ade! ade! ade! ade!
Es muß geſchieden ſein!

Hoffmann v. Fallersleben.

---

3. Ein Schifflein ſeh ich fahren.

Ein Schifflein ſeh ich fahren
Capitain und Lieutenant,
Darinnen waren geladen
Drei brave Compagnien Soldaten.
Capitain, Lieutenant,
Fähnrich, Sergeant,
Nimm das Mädel, nimm das Mädel,
Nimm das Mädel bei der Hand!
Soldaten, Kameraden!

Was ſollen die Soldaten eſſen?
Capitain und Lieutenant,
Gebratene Fiſch und Kreſſen,
Das ſollen die Soldaten eſſen,
Capitain u. ſ. w.

Was ſollen die Soldaten trinken?
Capitain und Lieutenant,
Den beſten Wein, der zu finden,
Den ſollen die Soldaten trinken.
Capitain u. ſ. w.

Wo ſollen die Soldaten ſchlafen?
Capitain und Lieutenant,
Bei ihrem Gewehr und Waffen,
Da ſollen die Soldaten ſchlafen.
Capitain u. ſ. w.

Wo ſollen die Soldaten tanzen?
Capitain und Lieutenant,
In Jütland auf den Schanzen,
Da ſollen die Soldaten tanzen.
Capitain u. ſ. w.

Wie kommen die Soldaten in den Himmel?
Capitain und Lieutenant,
Auf einem weißen Schimmel
Da reiten die Soldaten in den Himmel.
Capitain u. ſ. w.

Wie kommen die Soldaten in die Hölle?
Capitain und Lieutenant,
Auf einem ſchwarzen Fohlen
Wird ſie der Teufel holen.
Capitain u. ſ. w.

4. Fahnenwacht.

Der Sänger hält im Feld die Fahnenwacht,
In ſeinem Arme ruht das Schwert, das ſcharfe,
Er grüßt mit hellem Lied die dunkle Nacht,
Und ſpielt dazu mit blut'ger Hand die Harfe:
Die Dame, die ich liebe, nenn' ich nicht,
Doch hab' ich ihre Farben mir erkoren.
Ich ſtreite gern für Freiheit und für Licht,
Getreu der Fahne, der ich zugeſchworen.

Die Nacht verrinnt, Kampf bringt der junge Tag,
Der Sänger will nicht von der Fahne weichen!
Es blitzt ſein Schwert, doch iſt's ein Blitz und Schlag,
Und ſingend ſchlägt er Lebende zu Leichen;
Die Dame, die ich liebe, nenn' ich nicht,
Kommt nur heran, die Bruſt mir zu durchbohren;
Ich ſterbe gern für Freiheit und für Licht,
Getreu der Fahne, der ich zugeſchworen.

Der Tod iſt ſatt, gewonnen iſt die Schlacht,
Aus tiefen Wunden ſtrömt des Sängers Leben;
Auf ſeiner Fahne, die er treu bewacht,
Hört man ihn ſterbend noch ſein Lied erheben:
Die Dame, die ich liebe, nannt' ich nicht,
Mein Leben iſt — die Ehre nicht verloren!
Ich ſtritt und fiel für Freiheit und für Licht,
Getreu der Fahne, der ich zugeſchworen.

Feodor Löwe.

5. Das Lied vom Vaterland.

Und hörſt du das mächtige Klingen
Von der Oſtſee bis über den Rhein,
Das Lied mit den ſauſenden Schwingen?
Tief dringt es durch Mark und Bein!
Was brauchen wir weiter zu fragen?
Die klopfenden Pulſe, ſie ſagen:
Es iſt das Lied vom deutſchen Vaterland.

Ob Meer auch und alpiſche Halden
Vielmarkig zertheilen die Flur,
Ihr Banner viel Fürſten entfalten:
Ein Deutſchland an Herzen iſt's nur!
Wohin ſich der Sinn uns auch wende,
Millionen, ſie ſchlingen die Hände
Zum großen Bund dem ein'gen Vaterland.

Von Saaten die Thäler ſich regen,
Von Reben die Bergwand erglüht.
Ein Gut iſt's, das Alle wir pflegen,
Das ewig vom Geiſte erblüht:
Die Freiheit in ſonniger Weihe!
Kein Deutſchland, es ſei denn das freie!
Hoch, hoch das freie deutſche Vaterland.

Nur vorwärts, nur vorwärts, ihr Brüder,
Dem Kampf wird die Palme doch ſein!
In die Werkſtatt des Geiſtes hernieder
Entſenkt ſich vom Himmel der Schein.

Ha, wie ſich der Lichtſtrom verbreitet!
Und die Glocke der Zukunft, ſie läutet
Zum Frühlingsfeſt des künft'gen Vaterlands.

K. Rinne.

---

6. Morgenlied.

Nun wohlauf zum frohen Singen,
Denn vergangen iſt die Nacht,
Ueberall iſt lautes Klingen
Und die Morgenröthe lacht;
Denn ein Frühling iſt im Lande,
Wie die Welt noch keinen ſah,
Und es ſpringen alle Bande,
Und die Freiheit, ſie iſt da!

Ja, das Schwert hüpft in der Scheide
Und die Kugel rollt im Lauf,
Selber ſchärft ſich Spitz und Schneide,
Und die Lanze hebt ſich auf.
Sieh, es richtet ſich die Senſe
Und von ſelber ſie ſich ſchleift,
Denn in ſolchem mächt'gen Lenze
Lebet Alles, Alles reift.

Noch iſt Schleswig nicht verloren,
Denn Germania erwacht;
Schleswig-Holſtein, neu geboren,
Wird zu Ehr' und Ruhm gebracht.

Ja, ein Frühling iſt im Lande,
Wie die Welt noch keinen ſah,
Und es ſpringen alle Bande,
Und die Freiheit, ſie iſt da!

H. Jäde.

---

7. Kennt ihr das Land in Deutſchlands Norden.

Kennt ihr das Land in Deutſchlands Norden,
Von zweier Meere Fluth umſpült?
Stimmt an in kräftigen Accorden
Was für das theure Land ihr fühlt!
Es iſt das Land, das mich gebar,
Wo meiner Väter Wiege ſtand,
Singt, Brüder, heut und immerdar!
Ja, Schleswig-Holſtein iſt mein Vaterland!

Kennt ihr das Land in Deutſchlands Norden,
Mit Wald und Flur ſo ſchön umkränzt,
Und wo des Landmanns reiche Horden
Die Elb' und Königsau begrenzt?
Es iſt das Land u. ſ. w.

Kennt ihr das Land in Deutſchlands Norden,
Wo Männer wohnen gut und brav;
Wo Holſtentreu zum Spruch geworden,
Zum Wahlſpruch: "Lieber todt als Sclav'?"
Es iſt das Land u. ſ. w.

O, theures Land in Deutſchlands Norden,
Das deutſch zu bleiben feſt begehrt,
Zeig' du in Thaten wie in Worten,
Daß du des Vaterlandes werth.
Wir wollen wack're Deutſche ſein,
Zum Schwur reicht Euch die Bruderhand,
Denn Schleswig-Holſtein nicht allein,
Das ganze Deutſchland iſt mein Vaterland!

Dr. Bach.

---

8. Der Grobſchmied.

Wenn ich an der Eſſe ſteh
Und mein Eiſen glühen ſeh,
Möcht ich immer Waffen machen,
Denn was nützen andre Sachen,
Wenn wir, ohne Vaterland,
Untergehn in Schimpf und Schand.
Wer ſich zum Deutſchen Volk bekennt,
Für Vaterland und Freiheit brennt,
Und wer die Waffen führen kann,
Der ſchaff ſich eiligſt Waffen an!

Bin ich gleich ein Hufſchmied nur,
Eiſen lieb ich von Natur,
Doch als Waffe macht's mir Freude:
Meine liebſte Augenweide

Wär ein Schwert in meiner Hand,
Blutig für mein Vaterland.
Wer ſich ꝛc.

Wenn im Dorf ſchon Alles ruht,
Schür ich emſig noch die Gluth,
Schmiede bei verſchloſſ'nen Thüren
Waffen, die mein Volk ſoll führen
Für das heil'ge Deutſche Recht
Gegen Tän' und Dänenknecht.
Wer ſich ꝛc.

Wer mich Tags ſo ſchaffen ſieht,
Sieht wohl, daß mein Feuer glüht,
Aber, daß ich ſo beim Hammer
Seufz um meines Volkes Jammer,
Das ſieht Keiner wohl ſo leicht,
Und doch iſt mein Aug' ſo feucht.
Wer ſich ꝛc.

Der Schneider wird General.

Der Dörfflinger war ein Schneidergeſell,
Doch nimmer ließ es ihn ruhn;
Er dacht an Anres als Nadel und Ell';
Was aber, was ſoll ich thun?

Da kam er beim Wandern die Kreuz und Quer
Zum Fährmann bei Tangermünd;
Hinüber wollt er, ſein Beutel war leer:
Lump, zahle, ſonſt pack dich geſchwind!

"Ihr nehmt doch dort die Kerle mit,
Es bezahlt euch ja keiner nicht." —
Das ſind auch keine Schneiderböck nit,
Sind Kriegsleut: Reſpekt, du Wicht!

Die Lippen biß er, verhöhnt blieb er ſtehn
Und fluchte grimmig für ſich:
Ihr Schufte, das ſoll mir nicht zweimal geſchehn,
Ich zeig's, was ſich ſchickt für mich.

Da ward er ein raſcher Reitersmann,
Zum Teufel ſchmiß er die Ell';
Dafür packt' er nun 'nen Degen an,
Den ſchwang er gewichtig und ſchnell.

Bald hat er ein Regiment kommandiert,
Zuletzt ward er Feldmarſchall:
Da hat ihn kein Fährmann mehr abgeführt,
Sie reſpektierten ihn all.

Ein Gott den Soldaten, ein Teufel im Streit,
Wie maß er der Schwediſchen Heer
Bei Fehrbellin die Läng und die Breit!
Die eiſerne Elle war ſchwer.

Drum ſag ich: Keiner ſieh ſtill in der Welt,
Wen's antreibt, nur vorwärts, ſchnell!

Wer ein Held kann werden, der werd' ein Held
Und wäre auch ein Schneidergeſell.

Sallet.

Mantellied.

Schier dreißig Jahre biſt du alt,
Haſt manchen Sturm erlebt!
Haſt mich wie ein Bruder beſchützet,
Und wenn die Kanonen geblitzet,
Wir beide haben niemals gebebt.

Wir lagen manche liebe Nacht
Durchnäßt bis auf die Haut;
Du allein haſt mich erwärmet,
Und was mein Herz hat gehärmet,
Das hab ich dir, Mantel, vertraut.

Geplaudert haſt du nimmermehr,
Du warſt ſtets ſtill und treu,
Warſt getreu in allen Stücken;
Drum laß ich dich nicht mehr flicken,
Du alter würdeſt ſonſt neu.

Und mögen ſie mich verſpotten,
Du bleibſt mir theuer doch;

Denn wo die Fetzen runterhangen,
Sind die Kugeln hindurchgegangen,
Jede Kugel macht ein Loch.

Und wenn die letzte Kugel kommt
Ins deutſche Herz hinein,
Lieber Mantel, laß dich mit mir begraben,
Sonſt will ich von dir nichts mehr haben;
In dich hüllen ſie mich ein.

Da liegen wir zwei Beide
Bis zum Appell in dem Grab.
Der Appell macht Alles lebendig,
Da iſt denn auch nothwendig,
Daß ich dich, mein Mantel, hab.

Karl von Holtei.

Eine holſteiniſche Edelfrau aus alter Zeit.

(Frau von Pogwiſch.)

Die Dame ſtarrt durch Graus und Nacht: —
Ein Edelknabe ſprengt heran:
Verloren iſt die blut'ge Schlacht,
Das Heer erwürget Mann für Mann!

Der Herzog todt in Feindesland!
Acht Söhne dein um ihn herum;

Sie ſchützten ihn mit tapf'rer Hand,
Nun ſind ſie alle bleich und ſtumm.

Doch lebt dein edler Ehgemahl!
Da ſpricht die Dame, ſtolz und bleich:
Er lebt! — ſo ſei er tauſendmal
Verflucht und fliehe mein Bereich!

Der Knabe ſtarrt. — Bedenkt es wohl;
Voll Wunden bringt man ihn zurück,
Das Blut aus ſeinem Herzen quoll,
Vielleicht erloſch nun ſchon ſein Blick!

Da wendet ſie die Augen ab
Und danket Gott viel tauſendmal,
Daß er ihr ſolche Söhne gab
Und ſolchen edlen Ehgemahl.

Paul Hennings.

Die letzte Fehde.

Ditmarſchen fällt, Heide iſt erobert.

. . . Da tönet Ranzau's Stimme: Gelöſet iſt mein Wort.
Jetzt ſeh ich, Herzog, zeiget der Gnade milden Hort.
Laßt ſie euch Treue ſchwören, ſo ſeid ihr wohl gedeckt:
Nie hat ein Marſchenbauer ſein freies Wort befleckt. —

— Wohl, ſpricht der Herzog, Gnade! — Die Zelthür fliegt auf,
Und draußen bildet Gaſſen der Holſten Kriegerhauf! —
O daß du, freie Nordſee, die Schande nie geſehn,
So deinem Marſchenvolke von Bruderhand geſchehn!

Im grauen Bußgewande einziehen in das Zelt
Die Bauern. Vor dem Fürſten ein Jeder niederfällt.
Wie manchem ſtarken Recken das Bücken ſchlecht gerieth,
Der hoch das Haupt getragen, vor Gott allein gekniet!

Das war dir hoher Feſttag, hohnvolle Höllenmacht,
Die Mannesſtolz und Freiheit wie eitel Nichts verlacht.
O ſchmählich Gnadeflehen für freien Kampfes Schuld!
O ſchmählich Gnadewinken von ſtolzer Siegerhuld!

Wohl ging ein klagend Tönen durch Sand und Meer zugleich,
Da blut'gen Todes hinſank das freie Bauernreich,
Erſchlagen von den Söldnern, erdrückt vom Roſſehuf,
Dazu als Grabgeläute der wilde Schlachtenruf.

Schlußgeſang.

Die damals durchgefochten den grimmen Bruderſtreit,
Ein Volk ſind ſie geworden im Wechſellauf der Zeit —
Die Holſten und Ditmarſchen — und Brüder lieb und treu . . .
Und jetzt? — Soll ich euch ſingen die grauſe Melodei:

Von einer letzten Fehde ſo thränenreich und wild —
Wie noch kein Träumer träumte ein gar ſo häßlich Bild?
Wie ſie geopfert worden für unſers Namens Ruhm,
Für ihres alten Rechtes entweihtes Heiligthum?

. . . .

Hier ſank ein Volk von Helden, gefällt im falſchen Streit,
Und ſeine Mörder treiben Geſpött mit ſeinem Leid,
Und wähnt ihr, ſolche Wunden verharſchen allgemach?
O Thoren, nichts iſt ewig, wie eines Volkes Schmach!

Wohl iſt's an uns, zu beten zu unſerm alten Gott:
Was blieb uns ſonſt noch Troſtes bei unſrer Feinde Spott?
Wohl iſt's an uns, zu ringen nach ſtarker Rüſtigkeit,
Daß wir nicht ſchwach verſinken im feigen Weh der Zeit:

Daß einſt die große Stunde uns finde recht bewehrt,
Die wilde Schmach zu tilgen mit wildem Rächerſchwert!
Ja, tobt nur, tobt ihr Wogen, ſchlagt wild an unſern Kiel —
Wir bringen's doch zu Ende, wir kommen doch zum Ziel!

Heinrich von Treitſchke.

Wider den Spottnamen der Deutſchen.

— — Mürriſch am Bett dort lehnt ein Wicht — ſie rufen ihn Michel —
Träge, des Schlummers froh und froh, wenn die Lauten ihn meiden:
Pfui des Träumers! Das iſt Germania's heiteres Scherzbild?
O ihr Deutſchen, ihr tragt ſo viel, was Deutſche nur tragen,
Traget der Fremden Geſpött, und tragt, daß ihr nimmer ein Volk ſeid:

Doch ſo Widriges bot euch ſelbſt der bitterſte Feind nicht
Wie dies ſchmächliche Bild: ihr ſchuft es zum eignen Hohne.
Himmliſche Muſe, ich frage nicht mehr, warum wir dir Letzten
Stehn in dem heiteren Reich. Wir zweifeln am eigenen Volke:
Wo auch fänden wir Muth und Luſt zum freudigen Dichten?

Heinrich von Treitſchke.

Klage.

Das treibt das Blut mir heiß ins Angeſicht,
Daß, wo ich ſchweifen mag im fremden Lande,
Ich hören muß des deutſchen Namens Schande,
Und darf nicht ſagen, daß man Lüge ſpricht,
Ob mir vor Scham und Gram darob das Herz zerbricht.

Denn ach, der Mund, einſt aller Treue Hort,
Der deutſche Mund, deß Spruch gleich theuren Eiden,
Von Zucht und Wahrheit lernt' er ſich zu ſcheiden,
Zerbrechlich worden iſt wie Glas ſein Wort,
Und ſeine Schwüre thaun wie Schnee um Oſtern fort.

Und du, o deutſches Schwert, das ſcharf geſegt,
Durch hundert Schlachten kühn ſich Bahn gebrochen,
Wie zagſt du, in der Scheide nun verkrochen,
Als wärſt du Schilf, das keine Wunden ſchlägt,
Sobald nur Moskau's Zar die Stirn in Runzeln legt!

Ach, da's um Treu und Muth bei uns geſchehen,
Da neigt' ihr Haupt und ſtarb die deutſche Ehre —

Fragt nach, bei Schleswig zwiſchen Meer und Meere!
Da liegt ſie eingeſcharrt! Die Winde gehen
Mit Pfeifen drüberhin. Wann wird ſie auferſtehen!

Emanuel Geibel.

Thürmerlied.

Wachet auf! ruft euch die Stimme
Des Wächters von der hohen Zinne,
Wach auf, du weites deutſches Land!
Die ihr an der Donau hauſet,
Und wo der Rhein durch Felſen brauſet
Und wo ſich thürmt der Düne Sand,
Habt Wacht am Heimathsheerd,
In treuer Hand das Schwert.
Jede Stunde
Zu ſcharfem Streit
Macht euch bereit:
Der Tag des Kampfes iſt nicht weit.

Hört ihrs dumpf im Oſten klingen?
Er möcht euch gar zu gern verſchlingen
Der Geier, der nach Beute kreiſt;
Hört im Weſten ihr die Schlange?
Sie möchte mit Sirenenſange
Vergiften euch den frommen Geiſt.
Schon naht des Geiers Flug,
Schon birgt die Schlange klug

Sich zum Sprunge,
Drum haltet Wacht
Um Mitternacht
Und wetzt die Schwerter für die Schlacht.

Keusch im Lieben, feſt im Glauben,
Laßt euch den treuen Muth nicht rauben,
Seid einig, da die Stunde ſchlägt;
Reiniget euch in Gebeten,
Auf daß ihr vor den Herrn könnt treten,
Wenn er um euer Werk euch frägt.
Das Kreuz ſei eure Zier,
Eur Helmbuſch und Panier
In den Schlachten.
Wer in dem Feld
Zu Gott ſich hält,
Der hat allein ſich wohl geſtellt.

Sieh herab vom Himmel droben,
Herr, den der Engel Zungen loben,
Sei gnädig dieſem deutſchen Land.
Donnernd aus der Feuerwolke
Sprich zu den Fürſten, ſprich zum Volke;
Vereine ſie mit ſtarker Hand.
Sei du uns Fels und Burg,
Du führſt uns wohl hindurch. —
Halleluja!
Denn dein iſt heut
Und alle Zeit
Das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit.

Emanuel Geibel.

De norddüſche Eekbom.

"Wat's dat varn Wirthſchaft, röpt Johann,
Jü ſtimmt hier blot wat hochdütſch an,
En Leed wat in de Böker ſteit?
Ik ſing ju wat to Harten geit,
Un paßt mi op un fallt mit in,
Denn ſchall dat prächtig klingen.
Wat? jü wüllt platdütſch Burßen ſin,
Un künnt nich platdütſch ſingen?"

Ik weet en Eekbom, de ſteit an de See,
De Nordſtorm de bruſt in ſin Knäſt,
Stolt reckt he de mächtige Kron in de Höh;
So is dat al dufend Jahr weſt,
Keen Minſchenhand
De hett em plant't;
He reckt ſik von Pommern bet Nederland.

Ik weet en Eekbom vull Knorren un Knaſt,
Op den ſat keen Bil nich un Ext;
Sin Bork is ſo rug, un ſin Holt is ſo faſt,
As weer he mal bannt un behegt.
Nix hett em dan;
He ward noch ſtan,
Wenn wedder mal dufend Jahren vergan.

Un de König un ſine Fru Königin
Un ſin Dochder de gan an den Strand:
Wat mag dat varn mächtigen Eekbom ſin,
De ſin Telgen reckt awer dat Land?

Wer hett em hegt,
Wer hett em plegt,
Dat he ſine Bläder ſo luſtig rögt?

Un as nu de König ſo Antwort begehrt,
Trett vær em en junge Geſell:
Herr König, jü hefft ju je ſüs nich drum ſchert,
Ju Fru nich un juge Mamſell.
Keen værnehm Lüd
De hadden Tid
To ſehn, ob den Bom ok ſin Recht geſchüht.

Un doch grönt ſo luſtig de Eekbom oyſtunns:
Wi Arbeitslüd hebben em wahrt.
De Eekbom, Herr König, de Eekbom is uns:
Uns plattdütſch Sprak is't un Art.
Keen værnehm Kunſt
Het ſ' uns verhunzt;
Fri wuſſen ſ' to Höchten ohn Königsgunſt.

Raſch giſſt em de König ſin Dochder de Hand:
Gott ſegn' di Geſell vær din Red!
Wenn de Stormwind ins bruſt vær dat dütſche Land,
Denn weet ik en ſekere Stæd!
Wer egen Art
Fri wunn un wahrt,
Dr den is in Noth Een tom beſten verwahrt.

Fritz Reuter.

Freiheit.

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelbild.

Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?

Auch bei grünen Bäumen
In dem luftgen Wald,
Unter Blüthenträumen
Ist dein Aufenthalt.

Ach! das ist ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn dein stilles Weben
Wonnig uns durchdringt.

Wenn die Blätter rauschen
Süßen Freundesgruß,
Wenn die Blicke tauschen
Liebeswort und Kuß.

Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf,
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnsucht auf.

Aus den ſtillen Kreiſen
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweiſen,
Was es denkt und minnt.

Blüht ihm doch ein Garten,
Reift ihm doch ein Feld,
Auch in jener harten
Steinerbauten Welt.

Wo ſich Gottes Flamme
In ein Herz geſenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt;

Wo ſich Männer finden,
Die für Ehr und Recht
Muthig ſich verbinden,
Weilt ein frei Geſchlecht.

Hinter dunkeln Wällen,
Hinter ehrnem Thor
Kann das Herz noch ſchwellen
Zu dem Licht empor.

Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebſten fallen,
Wenn die Freiheit ruft —

Das iſt rechtes Glühen
Friſch und roſenroth:

Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.

Wollteſt auf uns lenken
Gottes Lieb und Luſt.
Wollteſt gern dich ſenken
In die deutſche Bruſt.

Freiheit, holdes Weſen,
Gläubig, kühn und zart,
Haſt ja lang erleſen
Dir die deutſche Art.

Max v. Schenkendorf.

Wenn nichts mehr übrig blieb.

Und wenn uns nichts mehr übrig blieb,
So blieb uns doch ein Schwert,
Das zorngemuth mit ſcharfem Hieb
Dem Trutz des Fremdlings werth;
So blieb die Schlacht als letzt Gericht
Auf Leben und auf Tod:
Und wenn die Noth nicht Eiſen bricht,
Das Eiſen bricht die Noth.

Wohlauf, du kleine Schar, wohlauf,
Vertrau auf Gott den Herrn!
Es geht ein Stern am Himmel auf,

Das iſt der Freiheit Stern.
Als wie ein Frühlingsſturm erbraust
Der Völker Aufgebot;
Da fährt ans Eiſen jede Fauſt,
Das Eiſen bricht die Noth.

Und ob der fremden Söldner Schar
Wie Dünenſand ſich mehrt:
Getroſt, je größer die Gefahr
Je höher Herz und Schwert!
Und ob aus ſeiner Höllenburg
Der Teufel ſelber droht:
Ein kühner Muth geht mittendurch,
Das Eiſen bricht die Noth.

Schon hallt des Feinds Trompetenruf,
Kanonen brummen drein.
Wohlauf, wohlauf mit raſchem Huf
In ſeine Lanzenreihn!
Es klingt der Stahl, es ſteigt der Brand,
Die Bronnen ſpringen roth —
So grüß dich Gott mein deutſches Land!
Das Eiſen bricht die Noth.

Emanuel Geibel.

Das Vaterland das droben iſt.

O Vaterland, das droben iſt,
Das uns der Heiland Jeſus Chriſt

Von Ewigkeit bereitet!
Wie herrlich wird es droben ſein,
Wenn er aus allem Streit und Pein
Zu deiner Luſt uns leitet.

Auch hier, auch hier im Erdenthal
Weht Gottes Hauch, ſcheint Gottes Strahl;
Wir haben auch empfangen
Den rechten Geiſt, den Geiſt vom Herrn;
Uns allen iſt ein heilger Stern
Am Himmel aufgegangen.

Das iſt das ew'ge Gotteswort,
Es kommt vom Himmel fort und fort
Zur Erde ſegnend nieder.
Das nehmen alle Menſchen an
Und alle Menſchen, Mann für Mann,
Sind Sünder nur und Brüder.

Doch jedem Volke ward ein Grund
Zum Bau des Reiches Gottes kund,
Da ſoll ſein Tempel ſtehen.
Aus tiefem Grund von Jugend aus
Soll ſich das ew'ge Gotteshaus
Erheben zu den Höhen.

Im Vaterland, im Vaterland
Hat jeder ſeinen rech[illegible] Stand
Und rechten Grund gefunden.
Da ſtehe feſt und halte drauf,
Und flöheſt du in ſchnellem Lauf,
Es hält dich doch gebunden.

Ich ziehe nimmer weit hinaus,
Ich bin daheim in meinem Haus
Im schönen deutschen Lande.
Im ganzen weiten Vaterland
Ist Alles traut mir und bekannt
In jedem frommen Stande.

Die hohen Kinder alter Zeit,
Die Tage, die uns jüngst erfreut,
Das schöne freie Leben;
Auch manches Schloß und manche Stadt,
Die deutsche Kraft erbauet hat,
Wo Vätergeister schweben.

Ihr Hügel, wo die Trauben blühn,
Ihr Felder, wo sich Schnitter mühn,
Sollt auf die Enkel kommen.
Ihr Kirchen, hoch und kühn und zart,
Erdacht nach alter deutscher Art,
Euch lieben alle Frommen.

Zum Eichenwald, zum Eichenwald,
Wo Gott in hohen Wipfeln waltt,
Möcht ich wohl täglich wandern.
Du frommes, kühnes deutsches Wort,
Du bist der rechte Schutz und Hort
Zur Scheidung von den Andern.

Das ist das deutsche Vaterland,
Da Jüngling, Jungfrau sei dein Stand,
Da führe du dein Leben!
Da will ich stehn, ein grüner Baum,

Will träumen manchen ſel'gen Traum,
Und nach dem Himmel ſtreben.

Max von Schenkendorf.

Das neue Schleswig-Holſtein.

Schleswig-Holſtein, meerumſchlungen,
Hehr entflieg der Zeiten Nacht,
Wofür blutig oft gerungen:
Deine gold'ne Freiheit tagt!
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Auf, mit Gott! mein Vaterland!

Ob auch wild die Brandung tobte,
Fluth auf Fluth, von Bai zu Bai,
Herrlich reifte die erprobte
Deutſche Tugend, deutſche Treu'.
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Auf, mit Gott! mein Vaterland!

D'rum wenn Nord- und Oſtwind wüthen
Und der Sturm aus Weſten droht,
Auf! du ſollſt dich ſelber hüten,
Stark und feſt, treu bis zum Tod!
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Auf, mit Gott! mein Vaterland!

Gott iſt ſtark auch in den Schwachen,
Und dem Kühnen winkt der Sieg.
Friſch ans Ruder, daß dein Nachen
Sicher durch die Klippen flieg'!
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Auf, mit Gott! mein Vaterland!

Wo die Wogen ſtolz ſich bäumen
Vor dem blut'gen Danebrog,
Wo die Fluthen grollend ſchäumen
An den freien deutſchen Koog:
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Stehe feſt, mein Vaterland!

Und wie deine Söhne ſtarben
Frei einſt an der Königsau,
Wie die blauweißrothen Farben
Rauſchend ziehn von Gau zu Gau:
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

Deutſchlands Sproß, du Doppel-Eiche
Unter Einer Krone Dach,
Treu dem Herzog, nimmer weiche,
Feſt trotz Sturm und Wetterſchlag!
Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Januar 1864. M. F. Chemnitz.

Deutsche Schriften

für

Litteratur und Kunst.

I. Reihe. Heft 2.

Lebenserinnerungen

von

Klaus Groth.

(Herausgegeben von Eugen Wolff.)

Kiel und Leipzig.
Verlag von Lipsius & Tischer.
1891.

Vorwort.

Die nachstehenden Erinnerungen entspringen theils Notizen, theils Erzählungen. Die Auswahl aus dem zur Verfügung Stehenden sowie stellenweise die Gruppirung und auch hie und da der Mechanismus — nicht der Kern — der Ausdrucksweise ist Eugen Wolff, dem Herausgeber der „Deutschen Schriften für Litteratur und Kunst", zuzuschreiben, deren 2. Heft diese Erinnerungen bilden, doch hat sie der Dichter in der hier vorliegenden Form durchgesehen und bestätigt. Er würde sich freilich über mancherlei zurückhaltender geäußert haben, hätte nicht der Herausgeber nach ungeschwächter und unverkürzter Wiedergabe aller Thatsachen gestrebt. Absichtlich ist dem Ganzen die frische, schlichte mündliche Redeweise belassen. — Ein guter Theil des Materials war dem Stadtbibliothekar Dr. C. J. Hansen in Antwerpen zur Verfügung gestellt, welcher 1889 an genanntem Orte veröffentlichte: „Klaus Groth in zijn leven en streven als dichter, taalkamper, mensch met reisverhaal en terugblick op de duitsche beweging" (Verlag von P. de la Montagne).

Klaus Groth bereitet eine Gesammt-Ausgabe seiner Schriften vor, welche die Entstehung vieler Gedichte und Erzählungen im einzelnen erläutern wird. — Um nicht zu fortdauernden Beziehungen auf äußere Umstände seines Lebens genöthigt zu sein, hat der Dichter die Voranstellung eines verschollenen Aufsatzes von Karl Müllenhoff veranlaßt, eines Denkmals liebevoller Hingebung, das gleichfalls auf persönlichen Mittheilungen und Wahrnehmungen beruht, und schon, was wir besonders betonen, vor mehr als einem Menschenalter geschrieben ist.

Einleitung.

Von Karl Müllenhoff (1856).

Klaus Groth iſt den 24. April 1819 in Heide, dem volkreichen Hauptflecken der Landſchaft Norderdithmarſchen, geboren. Der Leſer des „Quickborn“ kennt die Umſtände ſeiner Jugend, vielleicht ohne es auch nur zu ahnen; ich erinnere hier blos an den „Sonntagmorgen“. Von Högen war der Großvater nach Heide herübergezogen. Den von ihm in dem ſüdöſtlichen, ſchon mehr ländlichen Theile des Ortes, der ſogenannten Lüttjenheide, begründeten Betrieb, einen Milch- und Mehlhandel, hatte der Sohn, der Vater des Dichters, noch bei Lebzeiten des Alten, nach dem Tode der Mutter und faſt aller Geſchwiſter, übernommen. Erſt ſpäter gelang es ihm, das Handwerk, das er in ſeiner Jugend erlernt und dem er mit Eifer anhing, wieder aufzunehmen und eine Windmühle in der Nähe ſeines Hauſes anzukaufen, die er noch jetzt (1856) mit ſeinem zweiten Sohne — „Min Jehann“ — betreibt. Seine Mutter hat Groth früh verloren:

> Ja, wäre meine Mutter mir geblieben,
> Wohl hätt' ich nimmer einen Vers gerungen
> Und reich und ſtumm gelauſchet ihrem Munde.

heißt es in den „Hundert Blättern“ S. 100. Ihre Stelle erſetzte dem Kinde vor allen ſeine Tante Chriſtine, deren Andenken vier ſchöne Sonette in den „Hundert Blättern“ S. 84—87 feiern. Wie der Großvater ſich des Knaben angenommen, wird jedem Leſer des „Quickborn“ gegenwärtig ſein. Er hatte ſchon Leſen und Rechnen von dem Alten gelernt, als dieſer ihn zuerſt zur Schule brachte. Das „Gewitter“ haben beide miteinander auf dem Moore bei Heide erlebt. Denn im Sommer mußte der junge Groth, ſowie er heranwuchs, auf dem Felde bei den Rüben, bei der Torfarbeit und Heuernte und ſonſt ſeine Hülfe

leisten. Im Winter und in den Mußestunden griff er dann desto eifriger zu den Büchern und seiner Rechnentafel, so daß, trotz des durch die Sommerarbeiten sehr unterbrochenen Schulbesuches, der alte Lehrer endlich erklärte, mit dem vierzehnjährigen Knaben unter den übrigen nichts mehr anfangen zu können, und auch der Prediger ihn bald darnach von dem üblichen Konfirmandenunterrichte völlig dispensirte. Groth trat, 14 Jahre alt, als Schreiber in die Kirchspielvogtei von Heide.

Hier nun fand er unter den Büchern seines Vorgesetzten die lang gesuchten und ersehnten Werke deutscher Klassiker, namentlich Goethes, und Abends, wenn er einsam im Komptoir sitzen und warten mußte, ob nicht etwa ein Handwerksbursche käme, sein Wanderbuch visiren zu lassen, hatte er Zeit genug zu lesen. Er machte sich also darüber her. Goethes Reineke Fuchs war eines der ersten Bücher, die er damals las, er konnte nicht begreifen, daß das der größte deutsche Dichter gemacht haben sollte. Beim Werther brach er über die Stellen aus dem Ossian in Thränen aus, sie für übersetzt aus dem Griechischen haltend, das für ihn ewig ein verschlossener Schatz bleiben müsse. Indessen wurde wohl schon damals unter dem Beistande guter Freunde der Anfang mit dem Französischen und Englischen gemacht. In die Zeit, gegen sein achtzehntes Jahr, fallen auch die ersten poetischen Versuche, die den Freunden so wohl gelungen schienen, daß sie ihm riethen, sie in einem unserer Wochenblätter bekannt zu machen. Groth aber erklärte, erst wolle er etwas Ordentliches lernen, und diesen Vorsatz hat er so strenge festgehalten, daß er in den nächsten zehn bis zwölf Jahren, unter den strengsten und vielseitigsten Studien, sein Ziel unverrückt im Auge behaltend, auch nicht einen Vers geschrieben hat. Sein Wunsch, zu studiren, war immer mächtiger geworden. Da aber die Umstände seines Vaters ihm diesen Weg seiner Ausbildung nicht gestatteten, so begab er sich, achtzehn Jahre alt, auf das Schullehrerseminar nach Tondern.

Es zeigte sich bald, daß, was die Anstalt forderte, einem Menschen von seinen Talenten keine Schwierigkeit bot, daß aber, was sie ihm wiederum gewährte, nicht dem entsprach, wonach er verlangte. Bald fing Groth an, seinen eigenen Weg zu gehen. Freunde, die eine Gymnasialbildung genossen, unterstützten ihn auch hier. Unter ihrer Anleitung lernte er Latein, auch mit dem Griechischen wurde einmal

der Anfang gemacht; Französisch, Englisch, Dänisch, Schwedisch, wozu später noch Italienisch und das Altdeutsche kam, wurde eifrig getrieben, daneben Musik. Es war Groth um einen Begriff und eine Anschauung von der Sprache als solcher zu thun, und K. F. Beckers sprach-philosophische Schriften sind ihm dabei von großem Nutzen gewesen. In den Mittelpunkt seiner Studien aber traten die Mathematik und die Naturwissenschaften. Von seiner außerordentlichen Arbeitskraft und der trotz der unablässigen Anstrengung nie ermattenden Frische seines Geistes wissen seine Freunde von damals, die mit treuester Liebe und Verehrung an ihm hingen, nicht genug zu erzählen. Seine Ueberlegenheit erkannten sie willig an. Der junge feurige Mann mochte sie aber auch zuweilen seine Lehrer fühlen lassen. In dem nach Beendigung des dreijährigen Kursus bestandenen Examen erhielt Groth nur die nächsthöchste Nummer.

Zurückgekehrt nach Heide, ward ihm sogleich die Verwaltung der vakanten zweiten Mädchenlehrerstelle, nach Jahresfrist auch das Amt selbst übertragen. Er hatte sich mit Resignation, die ihm äußere Umstände auferlegten, dem Schulfache gewidmet, zugleich aber auch mit dem Entschlusse, daß, wenn es nun einmal so sein sollte, er dann darin auch so viel leisten und sein wollte, als ihm mit allen seinen Kräften möglich war. Mit diesem Entschlusse begann er auch seine praktische Thätigkeit. Wie ihm diese gelang, dafür mag der Umstand zeugen, daß noch spät, nachdem Groth schon längst von seinem Schulamte zurückgetreten war, erfahrene und angesehene Schulmänner ihn um Mittheilungen über seine Methode im Rechnenunterrichte und der deutschen Sprache, namentlich auch in betreff des deutschen Aufsatzes, angegangen sind, vielleicht nicht genug bedenkend, daß die Methode immer zu sehr von den Mitteln abhängt, die dem Einzelnen zu Gebote stehen. Groths Amt nahm aber bald nur einen geringen Theil seiner Kräfte in Anspruch. Das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen ward wieder aufgenommen und fortgesetzt, Latein und Philosophie mit Pastor Koopmann, unserem jetzigen Landesbischof, Mathematik mit Heinrich Petersen, einem Schüler von Encke und Jakobi in Berlin (jetzt Lehrer in Koburg), getrieben und an den ihm übertragenen astronomischen Rechnungen mitgearbeitet; daneben wurde fleißig botanisirt — Groth kennt unsere ganze Flora bis hinab auf die Kryptogamen — und die neuere Phy-

logie der Organismen, Chemie und Physik studiert. Je seltener in der heutigen Naturwissenschaft die Forschung mit dem philosophischen und ästhetischen Geiste, und die philosophische Forschung mit dem naturwissenschaftlichen Studium und der Kenntniß der höheren Mathematik gepaart erscheint, desto eher mochte sich Groth das große Problem darbieten, das im Mittelpunkte dieser Studien liegt, und das er später mit aller Entschiedenheit und Klarheit ergriff und verfolgte. Aufgefordert, hat er im Heider Bürgerverein während eines Winters eine Reihe naturwissenschaftlicher Vorträge gehalten, auch sich mit Eifer an dem Heider Gesangverein und der Liedertafel betheiligt und als einer der Leiter derselben 1846 die Würzburger Sängerfahrt mitgemacht, auf welcher Reise er Berlin, Dresden, das böhmische Gebirge, Franken, den Main und Rhein im Fluge besah. Das Treiben des jungen Schullehrers, der mit wenigen in vertrautem Umgange, aber mit vielen im Verkehr lebte, der bald einsam mit seiner Kapitel durch Feld und Moor streifte, bald Tag und Nacht auf seinem Zimmer studirte, oder auch in den Vereinen thätig war, hatte natürlich längst das Gerede der Leute rege gemacht. Konnte er sich darüber mit der Achtung derjenigen Männer trösten, die ihn zu beurtheilen im stande waren und deren Förderung ihn erfreute, — Männer wie Koopmann und der damalige Landvoigt Boysen, jetzt in Hildesheim, — so mußte er doch oft, und gerade unter den sogenannten Gebildeten, das gegen seinen Stand herrschende Vorurtheil schmerzlich empfinden. Urtheile, wie das des ihm vorgesetzten Predigers, der wohl glaubte tadeln zu müssen, aber nichts schlimmeres anzugeben wußte, als daß Groth seine Schülerinnen zu weit bringe, mußten ihm seine Stellung nur noch mehr verleiden. Groth nahm im Sommer 1847 seine Entlassung. Eine Summe, für die nächsten 4 Jahre zahlbar, ward ihm von seiner bisherigen Behörde ausgesetzt. Ein weiteres hoffte Boysen durch seine Verwendung von der Gnade des verstorbenen Königs Christian VIII. zu erreichen. Als aber Boysens Einladung eintraf, ihm zum Könige nach Föhr zu folgen, war Groth bereits erkrankt. Seine Kraft war infolge unausgesetzter Arbeit und geistiger Anstrengung endlich gebrochen; die Aerzte standen rathlos. Bald blieb nichts übrig, als sich zurückzuziehen, um in der Stille die Genesung abzuwarten. Groth begab sich nach Fehmarn zu seinem Freunde Leonhard Selle, dem nachherigen Komponisten seiner Lieder, damals

Schullehrer und Organist in Landkirchen, jetzt Musiklehrer in Rendsburg. Nur mit Mühe erreichte er die Insel, nicht ohne vorher noch in Preetz ein [illegible]wöchentliches schweres Krankenlager zu überstehen.

Beinahe sechs Jahre hat Groth auf Fehmarn zugebracht, ohne eine Besserung trotz aller angewandten Kuren zu erreichen. Im Gegentheil verschlimmerte sich sein Befinden mit jedem neuen Rückfalle. Denn da er, die Ursache seines Uebels nicht ahnend, um das Gefühl der trostlosen Einsamkeit, in die er sich versetzt sah, zu bannen, nur desto eifriger zu seinen Studien griff, so oft er dazu die Kraft fühlte, so stellten sich von Zeit zu Zeit Krisen, die ihn darniederwarfen, mit verstärkter Gewalt ein, bis endlich jener furchtbare Zustand der Ueberreizung und Abspannung eintrat, in dem wir ihn 1853 nach dem Erscheinen des Quickborn kennen lernten, und der ihm jede anhaltende Thätigkeit für Jahre unmöglich machte. Aber nicht umsonst hatte sein Geist mit seiner Natur gerungen. Von den Männern von Fach, die ihm nachmals in Kiel näher traten, wird keiner anstehen, in ihm einen ebenbürtigen Genossen auf dem Felde der Wissenschaft anzuerkennen. Und seine wissenschaftliche Ausbildung steht nicht außer Verhältniß zu der des Künstlers und Dichters. Vielmehr was er als solcher geleistet, ist nur durch jene möglich gewesen. Groth hatte, so lange er in Heide lebte, seine Amtswohnung vermiethet und im Hause seines Vaters gewohnt. So war er ganz innerhalb der Sphäre, die er einst verherrlichen sollte, stehen und mit ihr in dem innigsten und lebendigsten Zusammenhange geblieben, indem er sich geistig über sie erhob. So auch hatte er es tief und schmerzlich empfunden, welchen Werth und Reichthum, ihr selber ungewohnt und unbewußt, diese Welt in sich trug und wie sehr sie darin von der sogenannten gebildeten, hochdeutschen verkannt ward. Der Plan, eine Sammlung plattdeutscher Gedichte herauszugeben, aus welcher das Volk sich selbst und seine Welt und die Gebildeten sie verklärt anschauen lernten, war längst gefaßt, wiederholt auch an die Ausführung gedacht und manche Motive und Stoffe dafür im voraus gesammelt. Aber erst auf Fehmarn sollte der Gedanke zur That werden. Die bewegten Jahre von 1848—1851 hat Groth dort verlebt. Gleichwohl stieß ihn die Kälte und Interesselosigkeit der abgeschlossenen Insulaner gegen alles höhere Geistige ab, um ihr Interesse anzuregen, stiftete er einen landwirthschaftlichen Lese-

verein, der wenigstens so lange bestanden hat, als Groth auf der Insel war. Seine Umgebung konnte ihn nur in seinem Vorhaben bestärken bei dem es mit auf Erhebung des Volkes abgesehen war. Zugleich aber zog ihn unter gesteigerten körperlichen Leiden und äußerer Vereinsamung immer mächtiger die Sehnsucht hinüber nach der Heimath, zu seinem Vater und den Brüdern, den Freunden und dem ganzen Kreise seiner glücklichen Jugend. Je drückender das körperliche Leiden auf ihm lastete, desto sonniger und farbenreicher erschienen ihm nun die Tage seiner Kindheit. Diese Sehnsucht, kann man sagen, hat den „Quickborn" gedichtet; aber hatte seine wissenschaftliche Thätigkeit Groth über die Welt, die ihn umgab, emporgehoben, so hatte sie ihn auch die ganze Strenge der Forderung des Objekts kennen gelehrt, und es galt jetzt, dieser in der Poesie im freiesten Spiele mit dem Stoffe zu genügen. Der „Quickborn" ist nicht mühelos entstanden, nicht das zufällige Produkt eines glücklichen Naturtriebes, sondern die reife Frucht eines durch das angestrengteste Streben in sich vollendeten und gebildeten Geistes.

Seine mehr persönlichen Stimmungen und Betrachtungen aus der Zeit, als der Quickborn entstand, lernt man am besten aus seinen hochdeutschen Gedichten, den „Hundert Blättern", kennen. Diese sind aber auch noch in anderer Beziehung lehrreich. Unsere heutige blödsichtige Tageskritik, wie auch das große Publikum hat sie bei ihrem Erscheinen, wie zu erwarten war, ziemlich kalt aufgenommen, ja man hat sie sogar abschätzig beurtheilt. Zartgesinnte Seelen und feinere Kenner der Poesie und Musik urtheilen indeß ganz anders. Sie finden in diesen schlichten, einfach scheinenden Liedern im wesentlichen den Charakter Mendelssohnscher Musik, finden hier dieselbe Zartheit und das Elegische der Stimmung neben jener Präcision der Form, wie sie nur der ausgebildetste und bewußteste Kunstsinn zu geben vermag, und dieselbe Virtuosität vielleicht in noch höherem Maße in den Sonetten, einer Form, die, so oft sie gebraucht, fast auch mißbraucht und mißverstanden worden und in Wahrheit bisher unter uns nur von Platen mit dem rechten Geschick behandelt ist. Aber in der hochdeutschen Poesie hatte Groth Vorbilder genug, an denen er sich bilden konnte. Anders war es im Plattdeutschen. Hier mußte er so gut wie Alles, Ton und Sprache bis hinab auf die Orthographie, neu schaffen und

finden, wenn auch das Volkslied in ſeinen Ueberreſten und ein Dichter wie der Schotte Burns ihm ſein Ziel andeuteten. Es laſſen ſich auch im allgemeinen die älteren Stücke im „Quickborn" noch leicht von den ſpäter entſtandenen unterſcheiden. Im Juli 1849 ſind entſtanden: „Min Annamedder", „Dagdeef", „De Melkdiern", „Min Moderſprak", „Grotmoder", etwas früher oder um dieſelbe Zeit: „Schietkraet" und „Hans Schander", dann im März 1850: „Spatz", „De Krautfru", „Wihnacht'nabend" nnd „Hanne uf Frankrik", im Juli: „Peter Kunrad" und „Dat Gewitter". Man ſieht, Groth erreichte den höheren Ton und Stil eher in der Erzählung als im Liede. Die Lieder ſind noch meiſt in der derben, holzſchnittmäßigen und zum Theil auch parodiſtiſchen Manier, wie die Verſuche der Neuern in plattdeutſcher Poeſie durchweg, wenn auch [illegible] Grothſchen Stücke wohl ſchon alles bisherige der Art hinter ſich laſſen. Doch in der „Annamedder" und dem „Spatz" erhebt ſich die Parodie zur vollen Freiheit und Höhe des Humors. Beim nächſten Anlauf im Herbſt (October und November) 1851 aber entſtanden: „Min Jehann", „Dat Dörp in Snee", „Abendfreden", „Min Platz vaer Daer", „De Kinner larmt", „Unruh Hans", „Old Büſum", „Herr Jehannis" (dieſe drei an einem Tage), „En Breef", „An de Maan" und „De olle Harfeniſtin". Endlich, als der Druck ſchon eingeleitet war und begonnen hatte, ja zum Theil noch kurz vor Schluß deſſelben, im März 1852: die vier letzten Familienbilder („Der Sonntagmorgen" wahrſcheinlich ſchon im Herbſte vorher), „De Floth", „Peter Plumm", im Mai darauf: „Vaer de Gaern", „Se lengt"; im Juni: „De Rumpelkamer", im Juli: „Dat ſtaehnt int Moor", „Kaneeljud", „Apteker int Moor", im Auguſt: „Dar weer en lütje Burdiern", „Min Anna is en Roſ'", „Dar geit en Bek", „O wullt mi ni mit hebb'n?", „He ſä mi ſo veel" (dieſe drei wieder an einem Tage) und „Wahr di!", im September: „De Fiſchtog na Fiel", „Dat gruli Huus", „De hille Gek", „De Pukerſtock" (in drei Tagen nach einander beendigt), „Kanten int Water"; zuletzt noch am 4. October „Hartleed".

Zu Anfang Novembers 1852 ward die erſte Auflage des „Quickborn" ausgegeben. Der Verleger überraſchte Groth ſelbſt mit dem fertigen Buche; in den letzten Tagen des Octobers und den erſten des Novembers waren noch die fünf Lieder des „Leederkranz", „Se is doch

de ſtillſte", „Verlarn" fertig geworden, ſie mußten jetzt bis weiter mit „Nanten int Water" und „Wahr Di" für die etwaige zweite Auflage zurückgelegt werden. Und dieſe ließ nicht lange auf ſich warten. Schon im Januar des nächſten Jahres war ſie nöthig geworden, doch zog ſich ihr Erſcheinen bis in den Juli hin, ſo daß außer den genannten noch die „Dünjes", eine ganz neue Art, die elegiſchen Lieder: „Hell int Finſter" ꝛc., „Wenn de Lurk trekt", „Int Holt", „As ik wegging", die Ballade: „He waak" und die hiſtoriſchen Stücke „Ut de ol Könk" hinzu kommen konnten. Dieſe letzten hatte Groth auf Veranlaſſung ſeines neuen Freundes Müllenhoff, und, wie er ſagte, dieſem zu Liebe gedichtet. Beide, obwohl Landsleute, waren einander bis zum Erſcheinen des Quickborn völlig fremd geweſen. Eine Anzeige des Buches von Müllenhoff in der Augsburger Allgemeinen Zeitung und norddeutſchen Zeitungen aber hatte bald nähere Beziehungen hervorgerufen, die für beide im Grunde gleich folgenreich werden ſollten. Groth glaubte in der Anzeige zum erſten Male den Kern der Sache getroffen und ſich ſelbſt verſtanden.

Für die zweite Auflage hatte Müllenhoff verſchiedene Rathſchläge und Bemerkungen mitgetheilt, die fortgeſetzte Korreſpondenz machte beiden ein näheres Beiſammenſein wünſchenswerth. Groth mußte nothwendig endlich auch ſein trauriges Exil auf Fehmarn verlaſſen. So machte er ſich Mitte April 1853 mit ſeinem treuen Bruder Johann, der den Winter bei ihm geweſen, auf den Weg nach Kiel. Aber nur mit Mühe erreichte er Lütjenburg. Er blieb hier Monate lang todtkrank liegen, gepflegt und getröſtet von ſeinem Johann, von Müllenhoff und Selle in den Pfingſten beſucht. Erſt in der zweiten Hälfte des Auguſt konnte Groth nach Kiel gebracht werden.

Ein Aufenthalt in Düſternbrook bis in den October, dann in der Stadt eine ſtille Wohnung und die liebevollſte Pflege, das freundlichſte Entgegenkommen auf allen Seiten, der Umgang mit ſeinen neuen Freunden und Bekannten — alles das wirkte wohlthuend und erhebend auf die Stimmung und das körperliche Befinden des Dichters, das, wenn auch nur langſam und nicht ohne wiederholte Rückfälle, unter dem Beiſtande eines einſichtigen Arztes, ſich nach und nach beſſerte. Es konnten im Laufe des Winters die Arbeiten für die bevorſtehende dritte Auflage des „Quickborn" vorgenommen werden. Die Ortho-

graphie ward nach bestimmten Regeln geordnet, das Glossar ganz neu ausgearbeitet und die ganze Reihe der Gedichte einer genauen Revision und Feile unterworfen, so daß, wer sich die Mühe nimmt, die verschiedenen Ausgaben zu vergleichen, mancherlei Belehrungen und Genuß finden möchte, die neue Ausgabe, die wie die vorige in starker Auflage im Juni 1854 erschien, konnte mit siebenundzwanzig neuen Stücken ausgestattet werden, darunter die herrliche Reihe der „olen Leeder", auf die das durch Müllenhoff veranlaßte erneuerte Studium des deutschen Volksliedes geführt hatte; nur „de Möller", „Regenleed" und „De Fischer" sind älteren Datums, letzteres aus dem Herbst 1853. Inzwischen war auch die Auswahl der hochdeutschen Gedichte getroffen, die Sammlung revidirt und unter dem Titel: „Hundert Blätter, Paralipomena zum Quickborn", im Mai bereits ausgegeben, eine Reihe neuer Sonette, bis jetzt ungedruckt, schlossen sich daran. Hatte Groth den Winter über noch wie ein Einsiedler in seiner Klause gelebt, so konnte er jetzt mit dem wiederkehrenden Frühling schon weitere Spaziergänge unternehmen, nach und nach auch in verschiedene gesellige Kreise eintreten. Die Sommer- und gute Herbstzeit verlebte er abermals in Düsternbrook in Gesellschaft eines väterlichen Freundes aus Hamburg. Aber erst im nächsten Frühjahr fühlte er sich so weit gekräftigt, daß er ernstlicher an eine größere Reise, wie sie die Aerzte für ihn wünschten, und wozu ihm schon im Spätherbst 1853 königliche Huld die Mittel gewährt hatte, denken konnte. Nach dem Erscheinen der dritten Auflage des „Quickborn" wurden zunächst die Vorbereitungen für die schon im Jahre vorher mit dem Verleger und mit Speckter verabredete illustrirte Ausgabe gemacht, zunächst also auf Müllenhoffs Vorschlag eine neue Anordnung des Stoffs, die Plan und Inhalt des Ganzen leichter übersehen und erkennen ließe, getroffen, dann auch versucht, durch eine durchgehende Verbesserung der Interpunktion und nochmalige Revision einzelner Stücke, dem Leser das richtige Verständnis zu erleichtern und zu sichern, auf welche Weise in der illustrirten Ausgabe namentlich „Rumpelkamer", wie in der dritten Auflage „Unruh Hans" gewonnen haben möchte. Zugleich aber wurde darauf Bedacht genommen, die Sammlung ihrem Plane gemäß zu vervollständigen und möglichst zum Abschluß zu bringen. Die Gnomik war bisher darin unvertreten. Es gelangen Groth wenigstens jetzt die

Priameln, durch die die illustrirte Ausgabe vermehrt werden konnte. Der Plan der Erzählung „Ut de Marsch", als eines Gegenstücks zu den Familienbildern, war schon im Winter vorher besprochen und das erste Stück „Uennermeel" bereits in die dritte Auflage aufgenommen; die übrigen im Laufe des Winters beendigt; den Stoff hatte der Grundlage nach Müllenhoff aus seiner Jugenderinnerung Groth zuerst in Lütjenburg mitgetheilt. Ungefähr um dieselbe Zeit hatte der Eichendorffsche Taugenichts den Dichter auch auf den Gedanken geführt, einen plattdeutschen in seiner Art ihm gegenüber zu stellen. So entstand im Winter 1854/55 die wunderbar einfache, und doch so unergründlich tiefe Erzählung „Detelf", die schönste Verherrlichung des norddeutschen Volkscharakters; bald darauf auch die Novelle „Zwischen Marsch und Geest"; beide die ersten größeren Versuche in plattdeutscher Prosa. Um aber durch diese Stücke im „Quickborn" nicht „das Gewicht von den lyrischen Partien auf die erzählenden zu verschieben" und das Buch nicht zu sehr anzuschwellen, wurde beschlossen, sie, vorläufig mit der eben vollendeten poetischen Erzählung „Ut de Marsch" vereinigt, als eine Ergänzung des Quickborns besonders herauszugeben, und ihre Reihe später noch um eine ähnliche zu vermehren. Als die „Vertellin" zu Ende April 1855 in Kiel erschienen, hatte Groth bereits seine Reise angetreten. Die zweite Auflage, die in wenigen Wochen nöthig wurde und zu Anfang Juli erschien, traf ihn in Pyrmont, die zu Anfang December beendigte illustrirte Ausgabe des „Quickborns" in Bonn.

Groth hatte im April Kiel verlassen und zunächst sich nach Hamburg zu seinem edlen Freunde Rötter begeben. Unvorhergesehene Aufregungen führten da noch eine schwere Krise herbei, die für den Augenblick, und wie es schien für lange Zeit, die Ausführung seines Planes unmöglich machte. Doch erholte Groth sich wider Erwarten schnell und sein Vorsatz zu reisen stand fester als je. Im Juni begab er sich über Hannover nach Pyrmont. Ein mäßiger Gebrauch des Brunnens kräftigte ihn, der anmuthigste Umgang hob seine Stimmung. Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte konnte er in kleinen Tagereisen Bonn erreichen, wo er sich bald einbürgerte, im Verkehr mit Männern, die ganz Deutschland hochachtet und ehrt. Im September trat er dann in Begleitung seines Pflegers und Hausherrn, Prof. Böcking, seine Reise von neuem

an, den Rhein und die Mosel hinauf bis Trier, dann hinüber in den Schwarzwald; der Schauplatz der Dichtungen Hebels wurde besucht, in der Schweiz Basel, Zürich und der Vierwaldstädter See. Da stellte sich leider heraus, daß eine Fortsetzung der Reise für Groth ohne Begleiter unmöglich sein werde. So kehrte er für den Winter mit nach Bonn zurück, wo die gehabten körperlichen Anstrengungen sich bald in ihren Nachwirkungen für ihn als vortheilhaft erwiesen. —

Der Quickborn ist nicht nur eine der bedeutendsten Erscheinungen unserer neueren Litteratur, sondern der Litteratur überhaupt. Es ist damit eine That vollbracht, an deren Möglichkeit der Einsichtige zweifeln durfte; denn die Kluft, die in ganz Norddeutschland Gebildete und Volk trennte, ist durch ihn versöhnt und geschlossen. Der Quickborn geht nicht blos unser ästhetisches Interesse an, sondern unser ganzes Leben. Daher liegt für jeden, der ihn näher kennen lernt, auch eine Aufforderung vor, für ihn nach allen Seiten, so weit er kann, Propaganda zu machen. Der Quickborn wird das Bild norddeutschen Lebens nach Süddeutschland tragen und zum Heil der Nation die Tiefen desselben dort kennen lehren, wo sie so oft verkannt. Die That, die Groth vollbracht, wird nie verjähren, ihre Wirkung wachsen; möge die Gegenwart nicht vergessen, wie viel er ihr geopfert!

Kurz vor dem Ende meines Großvaters ſagte er mir von ſeinem Krankenbette aus: „Du haſt eine ſo ſchöne Stimme, Du kannſt ſo ſchön ſingen. Erfreue damit noch viele Menſchen!“ Es war vielleicht das letzte Wort, das ich von ihm vernahm. Es fällt mir erſt jetzt wieder ein. Wie ſonderbar! Der Alte ſah dabei aus begeiſterten Augen. Muſikaliſches Intereſſe hatte er gar nicht. Klingt es nicht prophetiſch?

In meiner Kindheit habe ich nur plattdeutſch geſprochen und das Hochdeutſche erſt ſpäter als Schulſprache kunſtmäßig erlernt. Meine Eltern und Verwandten, meine ganze Umgebung ſprach nur plattdeutſch, auch der beſſere Stand, ſoweit er mit uns in Berührung kam: als Beamte, Aerzte, Lehrer, Prediger; das einzige Wort Hochdeutſch vernahm man mündlich in der Schule und der Kirche. Mein Vater liebte das Plattdeutſche, er war ſtolz auf ſeine Landesſprache; er würde ſich nie dazu hergegeben haben, ſogar auf eine hochdeutſche Anrede, eine andere Antwort als Plattdeutſch zu ertheilen. Ich war ſelbſt überraſcht und verwundert, als ich ihn bei Gelegenheit mit einem Süddeutſchen in der hochdeutſchen Schriftſprache verkehren hörte. Er ſprach ſeine Mundart beſonders ſchön und drang bei uns Kindern auf eine deutliche Ausſprache. Zufällig wohnten in unſerer nächſten Nachbarſchaft verſchiedene Familien aus andern niederdeutſchen Gegenden: Pommern, Mecklenburger, Lauenburger, Hannoveraner, deren abweichende Mundart er gutmüthig zu beſpötteln pflegte, ſo daß wir ſchon als Knaben ein ganzes plattdeutſches Dialektikon lebendig um uns hei hatten und uns in der launigen Nachahmung der Nachbarn übten. Namentlich war mein zweiter Bruder ſtark darin, und ich erinnere mich einer verlegenen Scene: als er uns eine Vorſtellung einer langen mageren alten Jungfer aus den Wilſtermarſchen zum beſten gab, daß das Original unerwartet plötzlich hinter ihm ſtand. Auch höre ich noch den zornigen Verweis meines

Vaters gegen unſern Arbeiter: „Johann, du ſprichſt ja deine Sprache wie'n Schwein!“

Obwohl ich es nicht beweiſen kann, ſo iſt es doch wahrſcheinlich, daß dieſe Eindrücke nicht ohne Einfluß auf mich geweſen ſind.

Es ward damals bei uns unter dem Volk noch viel geſungen, was nun — ſchade genug — aufgehört hat, ſeit die ganze Welt muſikaliſch gebildet ward, der kunſtmäßig mehrſtimmige Geſang, das unter den meiſten Händen menſchenquälende Klavier und das noch ſchrecklichere Drehharmonium das eigentliche Volkslied verdrängt und den lauten fröhlichen Mund der frohen Jugend geſchloſſen haben. Damals ſangen die Kinder auf dem Schulweg, der Pflugtreiber auf dem Pferd, das Milchmädchen unter der Kuh, die Köchin am Herd. Es kam keine Geſellſchaft zuſammen, wo nicht zeitweilig geſungen ward. Man machte ſich Liederbücher, in welchen man die beliebteſten Geſänge ſammelte und aufſchrieb. Ich ſelbſt begann früh nach dem Vorbilde eines Müllers, deſſen ſchöne Schrift mir beſonders gefiel, ein ſolches anzulegen, und lernte dabei ſowie beim Anhören ſchier alle deutſchen Volkslieder kennen, in einer Vollſtändigkeit, die mich ſpäter ſelbſt überraſcht hat. Da ich dann als gelehrter Mann die vielen gedruckten Sammlungen derſelben von Erk, Hoffmann, Simrock u. A. in die Hände bekam, waren mir wenige Lieder neu oder ganz unbekannt.

Auf mich machten dieſe Lieder, nicht nur der Text, oft auch die Melodie einen bleibenden, häufig bezaubernden, ja überwältigenden Eindruck, einen ſo dichteriſchen — wie ich nun ſagen darf — daß ihm kaum etwas von dem ſpäter Geleſenen an die Seite tritt. So erinnere ich mich noch, daß ich eine Reihe von Herbſttagen hindurch an der Seite eines lieben, etwas ſchwerhörigen Mädchens mit andern Helfern Kartoffeln auflas, die der wackere Vater ausgrub. Dabei ſang ſie ſchier ununterbrochen fort mit leiſer Stimme, meiſt wehmütige Liebeslieder, und einzelne davon, wie z. B.: „Es ſpielt ein Graf mit ſeiner Dirn“ oder „Ich ſtand auf hohem Berge“, kann ich noch in meinem Innern mit demſelben Schauer hören, mit welchem ſie mich damals durchdrangen. Ich ſang mich auch bisweilen ſelbſt in tiefe Erſchütterung hinein, z. B. mit dem ſchönen Lied von Schubart, das er für die nach Afrika verkauften württembergiſchen Truppen zum Abſchied vom deutſchen

Vaterland gedichtet hat: „Auf, auf, ihr Brüder, und ſeid ſtark!“ Einſt wanderte ich zur Sommerszeit allein durch's Feld, als mich beim Singen dieſes Liedes ein ſo tief nachempfundenes Heimweh ergriff, daß ich ſchauderte und mich ängſtlich nach Menſchen umſah. Ein andermal kam ich im Winter bei Glatteis vom Krämer, mit Waaren beladen und einer Flaſche in der Hand. Da fand mich der gute Vater ſchluchzend vor der Hausthür ſtehen; doch ſchämte ich mich ſo ſehr über meine Empfindſamkeit, daß ich auf ſeine freundliche Frage, was mich betrübe, verlegen antwortete, ich wäre gefallen. Natürlich kam dann wohl aus ſeinem Munde der Troſt, daß es doch ſo arg nicht wäre, da die Flaſche ganz geblieben war; doch ſchluchzte ich nun erſt recht noch eine Weile fort.

Auch Lieder in Mundart drangen zu uns: ſchwäbiſche, bayriſche, tiroler, ſelbſt ſchweizer mehr oder minder genau. Manchmal mußte Vater helfen, ſo gut er konnte, wenn ich etwas nicht verſtand.

Eigentlich poetiſche, plattdeutſche Lieder gab es damals garnicht oder — ſagen wir lieber — nicht mehr, außer vielleicht einzelnen Brocken. Nichtsdeſtoweniger hatte ich für das wenige, das vorhanden war, eine beſondere Vorliebe. Die ausdrucksvolle, obgleich meiſt nüchterne Wahrheit, welche in der Volksſprache liegt, traf mich ſchon damals. Ich behielt alles, auch jedes Bruchſtück, unvergeßlich in meinem guten Gedächtniß, und dieſe Bruchſtücke ſind mir ſpäter von großem Werthe, ja mehr als Hebel und Burns — wie man durchgehends meint — Vorbild geweſen, als ich nach neuen Formen in Reim und Rhythmus ſuchen mußte, da die alten verloren oder unbrauchbar waren, weil die plattdeutſche Sprache, beſonders die dithmarſcher Mundart, ſeitdem verändert war und namentlich viele Endungen abgeworfen hatte. Meine Vorgänger im Neu-Plattdeutſchen: J. H. Voß, Bornemann, Bärmann, waren hochdeutſchen Wegen gefolgt und darum für mich nicht zu gebrauchen.

Einſtmals, ich mag 12 Jahre alt geweſen ſein, überſetzte ich ein hochdeutſches Lied in's Plattdeutſche. Auf etwas von literariſchem Werth war es dabei nicht abgeſehen, es hatte einen rein praktiſchen Zweck. Ich brachte es nämlich einem Spielgenoſſen bei, eines Nachtwächters Sohn, den ich als natürlichen Untergebenen bisweilen verwandte — denn wir fühlten uns, wir, Kinder von Hartwig Groth! — und bewog ihn durch einen Schilling, es am Abend unſern Kameraden vorzuſingen, damit es gelernt und geſungen wurde wie andere Lieder.

Ich kann nicht leugnen, daß ich ehrgeizig einen Erfolg erwartete und mich im Voraus freute; doch weiß ich nicht, ob mein Werk mehr als einen succès d'estime davongetragen hat. Die erste Strophe lautet übrigens:

„Des Morgens, wenn ik fröh opstah,
Denn gah ik ut to fegen,
De Junges schriegt: de Döwel kumt!
Un lopt mi ut den Wegen."

Diese Uebersetzung eines Schornsteinfegerliedes ist also meine erste dichterische Arbeit in plattdeutscher Sprache.

Unter meinen Spielgenossen war ich als Erzähler beliebt. Was ich vortrug, das weiß ich nicht mehr, außer dem einen oder anderen Abenteuer aus 1001 Nacht; wie ich dazu kam, ebenso wenig. Gelesen hatte ich weder Märchen noch Sagen; mein Vater hatte einen Abscheu vor allem, was ihm nach Aber- oder Hexenglauben schmeckte.

Es mag etwa im Jahre 1842 gewesen sein, daß ich einem Jugendfreunde, der nun schon in Berlin studierte, eindringlich vorstellte, welcher Schatz in der plattdeutschen Sprache verloren zu gehen drohte. Ich legte ihm meine eigene Stimmung dar, so daß er ausrief: „Schreib das doch alles auf und laß es drucken, da es noch Zeit ist, auf daß den Leuten die Augen aufgehen." Doch ich antwortete: „Das würde garnichts helfen und nutzen. Das würden ein paar Gelehrte oder Gebildete lesen, und damit wäre die Sache aus. Erfolg könnte eine solche Auseinandersetzung erst haben, wenn sie auf eine That fußen könnte: Schriften in der Muttersprache, durchschlagende, ein Kunstwerk, Gedichte die jedermann lesen würde. Dann würde das andere folgen und mithelfen." Und so etwas dachte ich mit der Zeit zu liefern.

Durch Marcus Petersen, Pfarrer in Tellingstedt, dem Geburtsort meiner Mutter, lernte ich neben einer Masse anderer Dichtungen Tegners Frithjofssaga im schwedischen Urtext, die altdänischen Kaempeviser (Kampflieder), altnordische Sagas in der Ursprache, die Sammlung englischer und schottischer Balladen von Walter Scott und Chambers, Jean Paul, E. T. A. Hoffmann, Hoffmann von Fallersleben, Herwegh sowie Grimms Mythologie kennen; besonders denke ich dabei an Hebel. Ich denke noch an den Tag als einen der wenigen, wo

man bis ins Innere erſchüttert wird. Es war im Hochſommer. Ich hatte die zwei Meilen von Heide aus einſam zurückgelegt und langte erhitzt in Tellingſtedt an. Ich wandte mich ſogleich zum erſten Haus rechts, da wohnte der Paſtor, ſagte ihm kurz Gutentag, kündigte meinen Beſuch auf den Nachmittag und Abend an und erbat mir ein Buch, um mich bei meinem Vetter, der in meiner Mutter Stammhaus wohnte, zu erholen. Dann wandelte ich mit dem Buche, das mir der Paſtor unter den Arm geſteckt hatte, an der Kirche vorbei dem bekannten Hauſe am Mühlbache zu, ging, nachdem ich den Vetter begrüßt, ins kühl überſchattete ſg. Comtor, mein gewohntes Zimmer, legte mich aufs Bett und las. „Die Bieſe" las ich, oder nein, verſchlang ich, las mit einem Rauſch von Entzücken, wie mir noch kein dichteriſches Kunſtwerk verſchafft hatte. Das war Fleiſch von meinem Fleiſch, das war Duft, wie Blumen duften aus einer höheren Welt, das war Verklärung des Wirklichen, Greifbaren, Sichtbaren durch die Macht der Dichtung. Damit war mein Loos beſchloſſen. Es trieb mich durchaus nicht zur Nachahmung an, doch mein Traumbild war Wirklichkeit geworden, ich luſtwandelte darin.

Mein Paſtor fiel mir nicht läſtig mit ausforſchenden Fragen, er gab weder Rathſchlag noch Ermahnung, er ließ mich gewähren. Dafür danke ich ihm noch ins Grab.

Marcus Peterſen reiſte bisweilen zu Verſammlungen des damals thatſächlich ſehr einflußreichen Mäßigkeitsvereins nach Kiel. Der Paſtor erzählte mir von einer ſolchen Reiſe unter Anderem, daß ein Schuhmacher aus Heide, Namens Dancker, auf der Verſammlung geſprochen hatte. „Denkt nur", ſagte der Paſtor, und ſeine Augen glänzten, ſeine Stimme erhob ſich, „ein einfältiger Schuhmacher ſprach kräftig und zwar plattdeutſch! Wenn ich ſolch eine Rede ſchriftlich hätte, ich würde ſie in Gold faſſen." Ich kannte die Danckers ſehr wohl, es waren Nachbarn meiner Eltern, baumſtarke Leute, nur, und beſonders der genannte, am leidenſchaftlichen Trunk erſchlafft. Mir war es gar kein Wunder, daß dieſer Mann aus eigener Erfahrung von dem Unheil ſprechen konnte, das der Branntwein anrichtete, noch weniger, daß er es plattdeutſch gekonnt hatte, da die Macht und Schönheit desſelben mir bereits bekannt waren. Dadurch wurde ich verleitet, das Geheimniß zu brechen, in welches ich mein Thun und Streben hüllte;

die Begeisterung meines Freundes öffnete mir gewaltsam die Lippen, und ich antwortete ihm: „Sie haben mir wohl einmal zu verstehen gegeben, daß Sie nicht wüßten, lieber Herr Pastor, was ich eigentlich vorhätte, wohin mich meine Arbeiten führen sollten; jetzt will ich es Ihnen sagen: So etwas will ich Ihnen einmal schreiben."

Da sagte mein Freund, ich weiß nicht, ob erschrocken oder verstört: „Sie wissen, was ich von Ihnen denke; ich habe es Ihnen früher gesagt, da ich weiß, daß es Ihnen nicht schaden wird: Sie können viel, vielleicht alles was Sie wollen; nur das können Sie nicht; dazu sind Sie zu gelehrt, zu voll von Sprachkunst, nicht einfältig genug!"

Er hatte später Gelegenheit, diese seine Worte zu prüfen, der gute Pastor. Von Fehmarn aus schickte ich ihm durch meinen Freund Selle den „Peter Kunrad", dessen Held er ist. „Dat bün ik! Ja, he kann't!" lautete nun sein Urtheil.

Hätte jener Vorfall sich nicht ereignet, so würde ich jetzt selbst nicht wissen, seit wann ich Pläne fürs Plattdeutsche in mir herumgetragen habe, wie ich sie später ausgeführt habe; unbestimmter Natur waren sie auf jeden Fall.

Mein Vater störte mich nicht mit neugierigen Fragen in der Arbeit. Eine befriedigende Antwort hätte ich ihm auch nicht geben können. Einmal allerdings, als er vom Sonnabendsmarkt heimkehrte, wo er Einkäufe für seine Mühle gemacht hatte, sagte er, daß ein Bekannter ihn gefragt, was ich denn eigentlich vorhätte. Sein Bericht lautete wörtlich: „Ich antwortete, er möge Dich selbst fragen, ich wüßte es nicht und verstände es auch nicht." Und da ich nichts antwortete, war die Sache abgethan, und ich konnte ungestört fortarbeiten.

Nur einmal sagte mir mein Vater, kurz bevor ich wirklich zusammenbrach: „Klaus, das geht nicht, mein Sohn. Du bringst dich um. So'n Arbeiten ohne Erholung kann kein Mensch ertragen." Ich antwortete ihm: „Lieber Vater, es mag wahr sein. Aber ich bin wie ein Mann, der über einen Graben springen will. Ich nehme just den Anlauf, und will eben den Springstock ansetzen, da rufst Du mir zu: Halt an! das geht nicht. — Hinüber komm' ich, vielleicht todt, aber das muß seinen Willen haben." Kopfschüttelnd antwortete er mir: „Du mußt es wissen!"

Mein Vater hatte die Windmühle gekauft, die unſern Fenſtern gegenüber in einem Garten hübſch und maleriſch lag. Ich hatte ſie 1824 erbauen ſehen, hatte dort manchen Tag geſpielt. Jetzt hörte ich oft in der Nacht, wenn ich arbeitete, meinen Bruder mit ſchöner Stimme von dorther unſere Volkslieder ſingen. Das erweiterte Geſchäft gab eine Reihe neuer Beziehungen und Verhältniſſe zu Menſchen und Dingen. Mein Bruder hatte in ſeiner ſtillen Weiſe eine eigenthümliche poetiſche Lebensanſchauung in ſich ausgebildet. Mit voller Sicherheit eines Mannes hatte er ſeinen Kreis beſchränkt und ſuchte und fand in demſelben Glück und Zufriedenheit. Er war heiter, humoriſtiſch und faſt keinen Mittag ſaßen wir, damals vier große Brüder und eine Schweſter, bei dem Alten am Tiſch, ohne daß eine Menge von drolligen Bemerkungen, Beobachtungen über Menſchen, lebensvolle Mittheilungen aller Art unſere Mahlzeit zu einem Feſte machten. Ich habe niemals wieder ſo klare, geſunde Urtheile über Leute, ſo tiefe Blicke in ihr Treiben und Denken ausſprechen hören, wie damals. Ich habe gefunden, daß größere wiſſenſchaftliche Bildung durchſchnittlich wieder den Blick für die reale Welt trübt, eine Menge Vorurtheile entſtehen läßt, namentlich den Stolz, der immer gleich mit den Dingen fertig iſt, eine Ueberſchätzung der Formen des Ausdrucks und Verkehrs, der darüber den Gehalt vergißt. —

Ich war ſchon als Kind ſehr gern bei den Geſchwiſtern meiner Mutter zum Beſuch geweſen. Der Unterſchied zwiſchen „Marſch“ und „Geeſt“ in unſerm Ländchen, der ſich ebenſoſehr auf die Menſchen, als auf den Boden erſtreckt — es iſt der Unterſchied von Alluvium und Diluvium — weckte ſchon damals die Aufmerkſamkeit. Ich war am liebſten auf der Geeſt, in Tellingſtedt, wo drei Onkel von mir wohnten. Hier habe ich am Mühlbach, am Teich, im Schatten der Erlen, die frohſten Spiele geſpielt, die heiterſten Träume geträumt. Aus Dank dafür ſpielen faſt alle meine erzählenden Gedichte in Tellingſtedt. Die Marſch hat wegen größeren Reichthums und Fruchtbarkeit einen vornehmen Anſtrich. In einem Flecken in derſelben Entfernung nach Weſten, wie Tellingſtedt nach Oſten, wohnten zwei Onkel von mir. Dort in Weſſelburen, dem Geburtsorte Hebbels, war es mir faſt zu reichlich an allem Guten, ſelbſt die Pracht der Wieſen und Aecker, wenn das Grün rein emporquoll und die Blumen ſtrotzten, übermannte mich faſt. Dazu

der unendliche Himmel, Deich und Meer und die großen Geſtalten, die davon ihr Gepräge erhalten.

Durch meine naturwiſſenſchaftlichen Studien bekamen meine Streifereien durch Moor und Marſch, durch Wald und Haide, einen neuen Inhalt. Die lieben ſtummen Geſpielen meiner Kindheit wurden jetzt meine Vertrauten; wie zu alten Bekannten, deren Wohnungen einem unvergeßlich ſind, wanderte ich übers Feld, von hier oder dort eine Blume zu holen. Mehr als je wurde mir jedes Fleckchen meiner theuren Heimath reich und lebendig.

Mein Großvater war einmal an einem Abend, da ich als Knabe mit ihm auf dem Felde gearbeitet hatte — es war auf Duberheide, dem wildeſten Theil des Heider Moors — mit mir an einen Platz gegangen, wo eine ſehr wohlriechende Blume in der Haide ſtehen ſollte. Ich hatte eine handvoll Narthecium gepflückt, Nachtviolen, wie wir das niedliche gelbe Blümchen nannten. Wir fanden richtig die weiße Blume, über deren Wohlgeruch wir beide viel ſprachen, und gewiß ſei es eine ſehr heilſame Pflanze und was dergleichen mehr. Später nun habe ich an derſelben Stelle nachgeſucht, ich fand die Blume nicht; ich habe geſucht mit dem Eifer und der Trauer um einen verlorenen Schatz; ich wußte die Stelle auf dem Raum einer Quadratruthe, die Blume ſchien vom Erdboden verſchwunden. Erſt nach Jahren fand ich ſie weit davon in einem Walde. Ich fiel darüber her, wie über einen wiedergefundenen Liebling. Ich erkannte ſie ſogleich. Ich würde laut geweint haben, hätte ich nicht zufällig an einen ähnlichen Vorfall gedacht, den Rouſſeau in ſeinen „Confessions“ erzählt. Es kam mir wie eine Nachahmung vor und ich zwang deshalb meine Thränen. Die Blume war eine Orchis, Gymnadenia odoratissima.

Ich ſuchte die Pflanzen nicht als fremde Dinge. Sie waren mir eigentlich alle bekannt. Die Phyſiognomie des Moores, der Haide, des Wieſengrüns wurde durch ſie beſtimmt und geſtaltet. Wo das Wollgras wuchs, die Waſſerkolben, die graue Cineraria, dahin wagte ſich nur vorſichtig der Fuß, um das Neſt einer Grasmücke zu ſuchen. Die wohlriechenden Kräuter der trocknen Haideflächen hatten mich oft in der Mittagshitze umduftet.

Was hatte nicht meine Zunge geſchmeckt: den weichlichen Geſchmack des Lindenbaſtes, wenn wir Flöten machten, den Zuckerſtoff in

den Kniegelenken der Gräser, die bittere Rinde der Ahlkirsche. Jetzt wanderte ich mit meinem Buche wie an der Hand eines Freundes, der mir alle alten Bekannten wieder zeigte, nach Ort und Charakter beschrieb; und sie hielten still und sie sträubten sich nicht und waren unverändert, ungealtert.

Neben der Beschäftigung mit der Natur und Naturwissenschaft zogen mich von je her, und namentlich auch als Lehrer, sprachliche und litterarische Studien an. Ich habe mich durch wissenschaftliche Studien geübt, einen Satztheil wochenlang ununterbrochen fest im Auge zu behalten. Das war bei der Unbiegsamkeit der ungeübten Volkssprache sicherlich nöthig. Ueber meine Thätigkeit als Lehrer widmete mir unlängst ein damaliger College in Form eines Aufsatzes eine Zuschrift, die als liebevolles, wenn auch allzu freundliches Urtheil hier stehen möge, zumal andere Quellen fehlen.

„Als Lehrer war er bedeutend und seiner Zeit vorausgeeilt. Ich stand damals ¾ Stunden außerhalb der Stadt, wurde aber auch bald nach Heide befördert, verkehrte viel mit den Lehrern in Heide, wozu auch Klaus Groth gehörte, hospitirte in seiner Schule und er inspizirte wieder in meiner Schule mit befreundeten Collegen und freute sich, wenn er auch auf dem Lande Collegen fand, die ihn verstanden. Und mir brachte der Verkehr mit ihm schöne Stunden, da man von ihm stets lernen konnte. Es war damals eine erregte Zeit auf dem Gebiete der Pädagogik und Didaktik, wo mit dem alten Herkömmlichen gebrochen und in neue Bahnen geleitet wurde. Namentlich war es der deutsche Unterricht, der bisher nach Adelung, Heinsius ꝛc. betrieben. Mit dieser alten Sprachschule sollte gebrochen und das Neue nach Wurst, Becker und Kellner Platz greifen. Um mit Diesterweg zu reden: „Das Beste war uns für die Schule eben gut genug.“

In dieser Zeit war es, als der Herr Generalsuperintendent zur Kirchen- und Schulvisitation Ditmarschen bereiste und auch nach Heide kam, wo unser College Groth seine Schule vorführen sollte. In den beiden Mädchenoberklassen war damals Fachsystem, wo Groth in beiden Klassen deutsche Sprache und Stilistisches hatte, die seine Fächer waren. Der Herr Generalsuperintendent wünschte deutsche Sprache, und zwar über die 10 Wortklassen, wie es nach der alten Lehrweise

üblich war. Das aber paßte unserm Groth nicht, der längst nach Beckers Sprachsystem unterrichtete. Er bat um ein Lesestück, welches er sprachlich behandeln wollte. Der Herr Visitator war damit nicht einverstanden, sondern verlangte die 10 Wortklassen. Groth ärgerlich, ließ seine Mädchen das Gesangbuch nehmen und Nr. 87 den ersten Vers: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte" von einer Schülerin laut vorlesen, welches in einer ausgezeichnet schönen, verständnißvollen Weise geschah. Und nun wurde der Vers erst sachlich erklärt und dann ging es an das sprachliche Zergliedern der Satztheile, wobei die Wortlehre auch ihre Berücksichtigung fand. Jedoch dauerte die Zeit dem Herrn Generalsuperintendenten wohl zu lange, ehe die Wortlehre an die Reihe kam, wollte unterbrechen und sagte: „Wortl . . . .", als der Propst seine Hand sanft auf den Arm des Superintendenten legte und sagte: „Wollen sich Ew. Magnificenz nicht noch ein wenig gedulden, er wird schon darauf kommen, denn Herr Groth leistet auf diesem Gebiet etwas Ausgezeichnetes." Ich stand dicht hinter diesen Herren und konnte jedes Wort deutlich hören. Kaum, daß der Herr Generalsuperintendent weiter dem Unterricht zuhörte, so sagte er: „Das ist gut, das ist ja ausgezeichnet; das ist mir noch nicht vorgekommen. Wo ist der Mann her?" — War das nicht eine große Anerkennung? Es war eine Freude, einer Unterrichtsstunde in seiner Klasse beizuwohnen. Die Schüler hörten mit gespannter Aufmerksamkeit auf das Wort des Lehrers und gaben sich ganz dem Unterricht hin. Wo das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler so ist, wie es sein muß, da konnte der Erfolg nicht ausbleiben, daher stand zu der Zeit auch die Heider Mädchenschule sehr hoch, wie ich sie kaum später wieder so gesehen habe. Wenn nun der Lehrer eine solche Unterrichtsstunde hinter sich hatte, so war er nicht nur, sondern auch die Schüler sehr mitgenommen, was die glühenden Gesichter zeigten, und bedurften beiderseits einer kurzen Erholung. Unser Groth pflegte dann auch wohl manchmal ein Viertelstündchen in der frischen Luft in den Anlagen sich zu bewegen, währenddeß den Schülern eine weniger anstrengende stille Beschäftigung gegeben worden war. Wenn Groth eine Stunde unterrichtet, so hatte er wohl auch das geleistet, was Andere kaum in zwei Stunden geleistet hätten.

Wie oft haben mir die Mütter von meinen Schülern, die Groths

Schüler gewesen, in meiner langjährigen Lehrerthätigkeit von ihrer Anhänglichkeit an ihren früheren Lehrer mit Begeisterung erzählt. Ja, Groth war ein ganzer Lehrer, wie er nicht oft vorkommt!

Damals herrschte in Ditmarschen, wie auch später, ein reges Conferenzleben in der Lehrerwelt, wo theoretische und praktische Fragen aus der Schule mündlich und schriftlich verhandelt, wie auch Lehrproben abgehalten und von den Mitgliedern der Conferenz beurtheilt wurden. In diesen Versammlungen ging es dann öfter recht lebhaft her, wo unser junger thatkräftiger Held zuweilen eine recht scharfe Rezensierklinge führte, die nicht Jeder so recht vertragen konnte.

In der Rechenmethode war Lehrer Satz in Altona als der Reformator aufgetreten, dessen Fahne wir folgten, und alle jüngern Lehrer saßen als Schüler zu seinen Füßen, wozu auch unser Groth gehörte, der mit eintrat in die Reihe der Kämpfer für Satz Denkrechnen. Auch im sozialen Leben war unser Groth an seinem Platz. In der Liedertafel war er Wortführer, weil er in jeder Hinsicht das Zeug dazu hatte. Zum großen deutschen Sängerfeste in Würzburg wurde von der Heider Liedertafel ein Quartett entsendet, wo unser Groth unsere schleswig-holsteinische Fahne hochgetragen, welche dort von der großen Zahl der deutschen Sangesbrüder sympathisch begrüßt wurde, so daß die Zeitungen davon berichteten.

Und auch dem Bürgerverein, der jede Woche seinen Versammlungsabend im Landschaftlichen Hause hatte, widmete Groth seine Kraft und hat in demselben viele gediegene Vorträge gehalten aus den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft, namentlich aus der Naturwissenschaft, die von allen intelligenten Mitgliedern mit großem Interesse gehört wurden. Er stand daher auch bei allen Mitgliedern des Vereins in hohem Ansehen. Das wäre so in aller Kürze die Wirksamkeit unsers verehrten Quickborndichters in seiner Vaterstadt."

Auf Fehmarn, wo ich nach rücksichtsloser Ueberarbeitung Kräftigung suchte, entstand der „Quickborn".

Quickborn nannten unsere Alten Orte an perennierenden Quellen. „Quickborn", sagt Neocorus, der plattdeutsche Geschichtschreiber, in seiner Chronik des Landes Ditmarschen, der damaligen kleinen einzigen noch übrigen deutschen Republik im Westen von Holstein, zwischen Elbe und

Eider, im 17. Jahrhundert, „Quickborn heſſt ſinen Namen von dem ſchonen Springe (von dem ſchönen Springquell) de to Süden (Süden) daran Dag un Nacht lopt (läuft) wo hart it fruſt (wie hart es auch friert)".

Es bedeutet alſo eigentlich einen lebendigen Born, eine aufſteigende Quelle, einen Jungbrunnen.

Das Adjektiv „quick" iſt dasſelbe, das im Worte Quickſülwer, hochdeutſch Queckſilber (gleichſam lebendiges Silber), und ähnlichen Zuſammenſetzungen vorkommt. Im Engliſchen heißt dasſelbe Wort quick lebendig, raſch, flink.

Ich hatte zehn Jahre in Vorbereitung, Studien mannigfachſter Art und wirklicher Ausarbeitung meiner Gedichtſammlung, fünf Jahre davon in vollſtändiger Einſamkeit auf der genannten kleinen Oſtſeeinſel Fehmarn gebraucht. Ich wußte ſehr wohl, was ein treffender Name für eine ſolche eigenartige Sammlung für einen Werth hat. Seit mein alter Freund und Landsmann, der berühmte Kanzelredner Klaus Harms, der ſpäter das Vor- und Fürwort zu meinem „Quickborn" geſchrieben, ſein vortreffliches Volks- und Schullеſebuch „Gnomon" herausgegeben, kam mir der Anfang ſeines Vorwortes nicht aus den Gedanken: „Man liebt kurze Büchertitel".

So ging ich denn ernſthaft auf die Suche nach einem kurzen Titel für mein Buch. Wie ich das angeſtellt habe, würde unter den Leſern nur diejenigen intereſſiren können, die etwas Aehnliches vorhätten. Nur ſo viel ſei ihnen mitgetheilt, daß es ſchwerer war, als ſie ſich wohl denken, nachdem ihnen das Ergebniß in zwei Silben vorliegt. Als Beweis der Schwierigkeit habe ich viele Jahre einen großen Foliobogen aufbewahrt, der ſich vielleicht noch unter meinen Papieren findet, der ganz bedeckt iſt mit verſuchsweiſen Titeln, mit vorhandenen, die mir einfielen oder die ich aufſtöberte, und mit Nachahmungen ſolcher für meinen Zweck. Endlich blieb ich an dem ſchönen alten Worte „Quickborn" hängen und hatte nur das eine Bedenken dabei, daß man den Titel vielleicht als anmaßlich anſehen würde: man denke: ein Dichter wagt es, ſein Erſtlingswerk einen Jungbrunnen zu nennen! Aber ich beſchwichtigte meine Zweifel und Bedenken mit dem Gedanken, daß die wenigſten Leſer überhaupt nachdenken und die allerwenigſten die Wortbedeutung der ſeltſamen Bezeichnung ahnen würden. Dann kam mir doch jedenfalls die Kürze und der ſeltſame Klang zu Nutzen: man be-

hielt den Titel im Gedächtniß. Ich hatte Recht. Unter Hunderten von Lesern schlug auch kaum einer im Glossar nach, um die Bedeutung des Wortes zu erfahren. Denn selbst nähere Freunde und geborene Plattdeutsche, Landsleute von mir haben mich zu Dutzenden gelegentlich gefragt, was eigentlich „Quickborn" besage.

Aus Vorsicht schrieb ich doch noch an Klaus Harms um seine Meinung. Der aber war mit meiner Titelwahl gar nicht einverstanden. Ganz im Gegensatz zu seiner im „Gnomon" geäußerten Ansicht über kurze Büchertitel schlug er mir vor, meine Sammlung zu benennen: „Ditmarschen, as et spricht un wirkt, levt und wevt" oder so ungefähr und äußerte als Hauptbedenken gegen den „Quickborn", daß die Leser dabei an unser Dorf in Ditmarschen denken würden.

Nachdem ich mir das überlegt hatte, blieb ich doch bei meiner Wahl. Denn, sagte ich mir, wie viele kennen wiederum das Dorf Quickborn? Und was schadet's, wenn sie denken, der Titel rühre daher? Also so kam mein Buch zu seinem Namen, der ihm nicht geschadet hat.

Nun will ich aber noch gestehen, daß ich selbst allerdings einen Nebengedanken an das Dorf Quickborn in Ditmarschen bei der Wahl des Namens hatte. Mein Vater Hartwig Groth in Heide war der einzige von einer Reihe Brüder nachgebliebene Sohn meines Großvaters Klaus Groth. Der wiederum war einziger Sohn meines Urgroßvaters, welcher eine Bauernstelle im Dorfe Högen in Norderditmarschen besaß. Von ihm und seinem Bauernhofe hörte ich nur noch erzählen, u. a., daß auf der Hofstelle ein Eichbaum gestanden von einer Größe, daß in seinem hohlgewordenen Stamm ein Schweinekoben eingerichtet gewesen. Der Baum war endlich morsch geworden und gefällt, hatte aber in Stamm und Aesten soviel Holz geliefert, daß davon dem Urgroßvater ein Abnahme (Altentheil) Haus gebaut worden war.

Nur bis soweit zurück konnte ich meine Ahnenreihe ohne Seitenzweige verfolgen. Auch Ur- und Urgroßvater scheinen einzige Söhne gewesen zu sein. Aber es ging die Sage, daß die Groths ihren Ursitz in Süderditmarschen gehabt hätten. Es kamen auch in meiner Knabenzeit, allerdings ganz selten einmal, Verwandte unseres Namens zu Wagen auf einen Tag Besuch daher, die mit besonderer Auszeichnung empfangen wurden.

Bei dieser Gelegenheit hörte ich dann die Namen „Quickborn"

und „Bokholt“ (Buchholz), denn daher kamen sie, und ich habe erst später die Vermuthung gewonnen, daß dort die Wiege meiner Ahnen gestanden. Das erzählte ich, nach Erscheinen meines Buches, meinem alten Freunde Klaus Harms, der auch Müllerssohn aus Süderdithmarschen war. Ich wünschte natürlicherweise Gewißheit über diese meine Vermuthung.

Er nun erzählte mir eines Tages bei einem meiner Besuche bei ihm in Kiel: „Ich bin in Quickborn gewesen, lieber Freund, habe dort noch einmal wie in der Heimath Sonntags gepredigt. Ja, ich alter blinder Mann habe noch einmal die Kirche unter Wasser gesetzt.“ Er konnte wohl mit seinem gewaltigen ganz originellen Wort auch Steinharte zu Thränen rühren. „Da habe ich auch in den Kirchenbüchern nachsehen lassen, ob ein Groth etwa aus Quickborn oder Bokholt ausgewandert und nach Högen verzogen sei. Es ist aber nichts zu finden, die alten Kirchenbücher sind bei der Eroberung Dithmarschens durch die Dänen und durch Feuersbrünste vernichtet“.

Von meinen Vorfahren über den Urgroßvater hinaus habe ich also nicht die Spur einer Nachricht; der Krieg hat sie verwischt. Nur unser Name Groth, de Groten, mag besagen, daß wir, wie noch meine Söhne, ein Hünengeschlecht gewesen nach Dithmarscher Art.

Was nun den Inhalt des „Quickborn“ betrifft, so will ich doch wenigstens noch der Schwierigkeiten gedenken, die ich in formeller Beziehung zu überwinden hatte. Mühsam mußte ich mir das Instrument schaffen, auf dem ich spielen wollte. Namentlich der Wegfall der meisten weiblichen Reim-Endungen sowie die vorwiegende Preisgabe des gewohnten fünffüßigen Jambus bedingten einen kunstvolleren Strophenbau, für welchen ich außer bei Platen in Byrons Werken Studien machte.

Dennoch vermag ich keineswegs im Formellen, und auch in der Schönheit nicht — auf deren Erreichung ich viel Gewicht legte — das eigentliche Wesen meiner oder überhaupt der Poesie anzuerkennen. Meine Gedichte und Erzählungen entspringen fast ausnahmlos dem Leben und den Empfindungen, mit welchen ich es betrachtete; Gedanken wollte ich nicht sowohl ausdrücken als Gefühle.

Auch sonst kam ein Gedicht oft erst nach vielen Ansätzen zustande, z. B. „Min Jehann“; lange schaute ich einen solchen Stoff vor meinem geistigen Auge, ehe es mir gelang, ihn völlig objectiv zu fassen und

alles Subjective und Zufällige auszuscheiden. Nach der Arbeit aber fühlte ich eine Erleichterung von der Angst, in der ich geschaffen hatte.

Anfang 1852 las ich in Gervinus' Litteraturgeschichte den Abschnitt über Hebel; mir war, als hätte er von mir gesprochen. Ich sandte darum an Gervinus einen Theil meines Manuscriptes und erhielt einen Brief, dessen Haupttheil gleich nach den Einleitungsworten dahin lautete: „Sie brauchen weder Klaus Harms noch mich. Ihre Gedichte werden sein wie die Oase in der Wüste."

Diesen Brief von Gervinus empfing ich an einem kalten Märzmorgen des Jahres 1852. Ich brach ihn auf und las die ersten Zeilen. Dann fiel er mir aus der Hand. . . Ich saß wie versteinert, weinte nicht, jubelte nicht, saß vielleicht zwei Stunden. Mein ganzes Leben zog lebendig an mir vorbei; wie ein Vorhang fiel es von meinem innern Auge und ich sah nun erst, wie ich ohne eigentliche Hoffnung, ohne Erwartung, dem dunkeln Drange überlassen, ins Grenzenlose gelebt und gestrebt hatte. . .

Da ging eine Thür: mein Freund kam aus der Schule. „Bitte, nimm auf und lies!" das konnte ich herausbringen und nun erst hörte ich den Inhalt vollständig und vergewisserte mich durch Selle's Gegenwart, daß es keine Sinnestäuschung, kein Traum war.

Hätte ich Gervinus' Brief auch nur fünf Jahre früher in Händen, d. i. eine Zukunft vor Augen gehabt, wer weiß, was geschehen wäre. Wozu jetzt die Anerkennung, vielleicht der Kranz, der den Dichter schmückt?

Der erste Brief, welchen ich, noch auf auf Fehmarn, von einem berühmten Manne nach Erscheinen des „Quickborn" erhielt, rührt von keinem Geringeren als Alexander von Humboldt her. Er schrieb mir, daß ihm im „Quickborn" alles verständlich sei und zu Herzen spreche. In einem seiner spätern Briefe hieß es unter Anspielung auf meine Verse: „Es ist nach 2 Uhr und tiefe Nacht; de ganze Welt is still un stöpt. Sie sehen, ich werde sentimental und dramatisch."

Mein Freund Selle, bei dem ich wohnte, war in einem kleinen Flecken auf Fehmarn Organist und Schullehrer, ein Mann, der schon, bevor er das Lehrerseminar mit mir in Tondern besuchte, Gymnasialbildung genossen hatte, aber verhindert war, die Universität zu besuchen.

Er las mit mir schier alle europäischen Sprachen, wir lasen zusammen die ganze klassische Litteratur der Italiener und Spanier, des Winterabends gewöhnlich ein Hauptstück aus Virgil. Dänisch und Schwedisch hatten wir schon auf dem Seminar gelesen, englische und französische Werke bekamen wir kistenweise aus der Hamburger Leihbibliothek von Laeiß, ferner entliehen wir Bücher aus der Universitätsbibliothek in Kiel und von dem freundlichen Buchhändler Klose daselbst. Wissenschaftliche und philosophische Studien lagen meinem Freunde weniger nahe, auch fehlte ihm die Zeit, obgleich er, als unverheirathet, fast unmittelbar nach seinen Amtsverrichtungen sich mit mir ans Buch setzte. Was ich damals in fünf Jahren alles gelesen habe, das würden wohl vier Pferde nicht ziehen können. Ich las noch einmal Goethes und Schillers Werke und vollständigen Briefwechsel, so weit er erschienen war, alle deutschen Dichter der neueren Zeit, geschichtliche und philosophische Werke, wie Schlosser und Macaulay, Schleiermachers Plato-Uebersetzung, alles was zur Philosophie gehörte, möglichst im Urtext, wie Spinoza, Cartesius, die englischen und deutschen Philosophen, soweit ich sie nicht kannte, mitinbegriffen, Werke wie Whewell's Geschichte der inductiven Wissenschaften, Heinrich Ritters 12 Bände Geschichte der Philosophie, Karl Ritters 14 Bände Erdbeschreibung, die Geschichte der Chemie von Kopp, die Chemie von Graham-Otto, die technische Chemie von Knapp, die „Epochen" von Apelt, hunderte Bände Reisebeschreibungen in allen Sprachen, Grimms Grammatik in 4 Bänden, Dubois-Reymonds schwieriges Buch über thierische Electricität, — um einiges zu nennen, denn ein großer Theil wäre noch aufzuzählen, um die Liste zu vervollständigen.

Dabei unternahm ich selbständig eifrige pflanzen-anatomische Beobachtungen, kannte Schleidens großes Werk „Grundlagen einer wissenschaftlichen Pflanzenkunde" ganz genau, so daß ich sehr wohl als Professor der Botanik hätte angestellt werden können. Diese Studien theilte Selle.

Von Natur jedoch war Selle Tonkünstler. Wenn er es nicht zu einem weitklingenden Ruhm gebracht hat, so liegt die Schuld an den Verhältnissen, die ihm nicht den geeigneten Raum und Freiheit gönnten. Einen geachteten Platz hat er allzeit eingenommen und sich bei bescheidenem Sinn darin glücklich gefühlt. Ich darf mich berühmen, daß ich, seit ich ihn verließ, nicht nachgelassen habe, für ihn das Wort zu führen, alsdann auch, daß ich ihn ermunterte und veranlaßte, einige meiner

Lieder zu komponiren. Und der Ruf dieser Lieder hat bewiesen, daß ich mich nicht in ihm getäuscht habe; denn seine beiden Hefte Quickbornlieder werden besonders auf dem Lande noch immer am meisten gesungen, vorwiegend von Leuten, die nicht vermuthen, wer sie gemacht hat, obschon seitdem ein viertelhundert deutsche Komponisten sich an denselben Texten erprobten und ihre Lieder drucken ließen.

Wie eingewurzelt übrigens das Vorurtheil gegen die plattdeutsche Sprache war, wie man sie für alles eigentlich Schöne ungeschickt hielt, davon giebt auch Selle's ursprünglicher Begriff als Komponist den Beweis, und ich führe dies an, weil man es jetzt als allzeit selbstverständlich ansieht, — und nicht bedenkt, daß dieser Zustand errungen werden mußte und daß ich dafür in die Bresche gesprungen bin. Meine Gedichte schätzte mein Freund wohl werth, aber daß man plattdeutsch singen könnte, war ihm lange nicht einzureden, bis daß er es endlich erprobte. —

Als ich zu weiterer Erholung nach Kiel kam, bereiteten mir Freunde einen herrlichen Empfang. Ich fand eine vollständige Einrichtung für ein behagliches Junggesellenheim vor. So gut dies gemeint, so gut es eingerichtet war, will ich nicht leugnen, daß meine Empfindungen beim Anblick von so viel Geschenken etwas gemischt waren; ich fühlte mich einigermaßen gedrückt und gedemüthigt dabei. Ich hatte bisher niemand etwas zu danken als dem gütigen Gott und meinem Vater; das andere hatte ich alles selbst erobert und gewonnen, ganz allein, durch Aufopferung meiner Jugend und meiner Kraft: zum ersten mal fühlte ich etwas von Abhängigkeit und dachte gewiß auch daran, daß die Groths aus Ditmarschen zu einem stolzen und ungewöhnlichen Geschlecht gehörten! Doch es war nichts dagegen zu thun, es war gut gemeint, und ich bezeigte sonder Widerstreben meinen Dank.

Professor Karl Müllenhoff kam nun in Kiel von October 1854 bis April 1855, regelmäßig Schlag 5 Uhr Abends zu mir und ging um 7 oder 8 fort. Hier arbeiteten wir besonders an der Feststellung der plattdeutschen Grammatik und Orthographie. Es muß einmal gesagt werden gegenüber den Naturalisten, die von einer wissenschaftlichen Arbeit gar keine Vorstellung haben. Wer von ihnen über plattdeutsche Orthographie mitsprechen will, muß erst Müllenhoffs Vor-

rede geleſen haben, ein Meiſterſtück in wenigen Seiten, worin aber eine lange hingebungsvolle Arbeit von zwei Männern ſteckt.

Bisweilen, wenn ihm etwas beſonderes im Sinne lag, erſchien Müllenhoff auch Mittags nach ſeiner Vorleſung. Ich hörte und erkannte bereits ſeinen Tritt auf der Treppe. Mit dem Blick des Kurzſichtigen trat er ins Zimmer und war mitten in der Sache. Zu Zeiten handelte es ſich um einen Stoff, deſſen poetiſche Behandlung er mir vorſchlug, wie das „Bispill".

Während dieſes Kieler Aufenthaltes trat eines Morgens im Garten plötzlich das Bild von Matten Haſ' vor meinen Geiſt. Ich nahm mein Notizbuch, um das Gedicht niederzuſchreiben, als ich plötzlich mitten in der Arbeit die Hausthür hörte. Herr Gott, wer kommt da? der macht das Gedicht zuſchanden, das auf jeden Fall jetzt gut geworden wäre! In meiner Angſt hocke ich mich am äußerſten Ende des Gartens nieder, dichte und ſchreibe, als ob es das Leben gelte, ſehe die Gartenthür ſich öffnen, meinen langen mageren Freund Rehbenitz mit dem ſonderbaren Malerhut erſcheinen, die Treppe herabſteigen, die Gartenwege langſam abſuchen und, als er endlich vor mir ſtand, ſteckte ich, von Angſt befreit, das Notizbuch ein, mit der Ueberzeugung, etwas gemacht zu haben, das nicht vergehen ſoll, ſo lange die Sprache lebt, in der es geſchrieben iſt.

Ich ward natürlich durch allerlei Berühmtheiten, auch durch einfach Neugierige aufgeſucht. Wenn ſie mich nicht aufgriffen, ſondern ſich anmelden ließen, ſchlug ich meiſtentheils ihren Beſuch ab, denn ich hatte nichts davon, und ſie auch nicht. Wenige nahmen mich einfach wie ich mich gab, wie ich war und ſie mich fanden. Schon meine äußerliche Erſcheinung ſtimmte ſelten zu dem Bilde, das ſie ſich von einem plattdeutſchen Dichter gemacht hatten, und meiſt konnten ſie ihre Enttäuſchung nicht verbergen. Oft wurden Fragen an mich gerichtet, die mich völlig beleidigten.

In ſolcher Stimmung verweigerte ich auch einmal dem guten Eckermann, Goethes getreuem Freund, den Zutritt. Doch er fing mich außer dem Hauſe auf, und ich war ſchnell durch ſeine Liebenswürdigkeit bezwungen. Das war nun einmal ein Mann, der mich wirklich begriffen hatte. Noch höre ich ſeine heiſere Stimme — er war erkältet —, rauh wie ein Rabe, und ſehe ſeine kleine drollige Figur.

Durch die Brille blickte er zu meiner schmalen, riesigen Gestalt empor, als mäße er mich ab, und sagte: „So groß war der alte Herr!“ — so nannte er Goethe. Ich kann nicht leugnen, daß mich diese Art von Empfang ganz sonderlich traf oder schmeichelte. Er bedurfte seinerseits nicht mehr der Entschuldigung, welche er vorbrachte: daß er mich sehen und sprechen müßte!

Als er dann mit einem Seufzer ausrief: „Wenn der alte Herr doch noch Ihren Quickborn erlebt hätte!“ da war ich bis ins Herz gerührt. So war mir, als spräche der Dichterfürst selbst mir seinen Beifall aus. Mich durchzitterte die geistige Nähe des Mächtigen, den ich über alles verehrte. Zum ersten Mal traf ich einen Lebenden an, der Goethe persönlich gekannt, ja mit ihm in täglichem Verkehr gelebt hatte. Man kann sich denken, wie ich ihn ausfrug über Dinge, die man nicht weiß oder vernimmt, wenn man auch, wie ich, die ganze Goethe-Litteratur kennt. Und wie gern erzählte der treue Alte einem so begeisterten Zuhörer wie mir! Ich frug besonders nach Dingen betreffend das tägliche Thun und Treiben Goethes, über Gang und Stimme, Manieren u. s. f. —

Bald darauf in Hamburg war es, daß ich zum ersten Mal in meinem Leben einen Kreis von wirklichen Schriftstellern kennen lernte, Litteraten, Männer, die von der Feder lebten. Ich muß ihre Liebenswürdigkeit gegen mich, den allezeit etwas schwächlichen, zurückhaltenden Einsiedler, aufs höchste rühmen. Robert Heller, Waesrode, Moritz Hartmann und einige andere holten mich dann von Zeit zu Zeit für eine Bootfahrt auf der Alster nach Uhlenhorst ab, daß ich ihnen wahrhaftig dankbar war und blieb, so wenig ich es damals oder später habe zeigen und äußern können.

Dies war ein ganz anderer Schlag von Rittern des Geistes als die mir befreundeten Kieler Professoren. Es waren keine eigentlichen Gelehrten, aber Leute reich an Wissen und Lebenserfahrung. Als Moritz Hartmann auf solcher Fahrt ganze Scenen von Shakespeares Dramen aus dem Kopfe vortrug, stand ich erstaunt. Robert Heller steckte voll Anekdoten. Alle kannten eine Anzahl dichterische, litterarische Berühmtheiten persönlich und erzählten davon. Es war verlockend genug für einen Neuling wie mich, der plötzlich in diesen Kreis als Bruder aufgenommen ward. Moritz Hartmann kam damals gerade noch

leidend aus dem Krimkrieg von Konstantinopel zurück und erzählte gern von seinen Erlebnissen. Auch der eingezogene Walesrode mußte bei Gelegenheit mit seinen Erfahrungen als politischer Agitator vor 1848 und dafür Gefangener auspacken. So bereicherte ich auch hier meine Menschenkenntniß auf behagliche Weise.

Von Hamburg reiste ich nach Pyrmont ins Bad. Dann lebte ich mehrere Jahre in der Musenstadt am Rhein. In Bonn ging ich sogleich zu Otto Jahn, ward aufs herzlichste empfangen und fühlte mich sogleich heimisch bei ihm. Nach einer Stunde lebendigen Gesprächs über unsere gemeinsame Heimath — Jahn war aus Kiel —, nach Abstattung der Grüße von seinen Verwandten, wandelten wir zusammen die Koblenzerstraße entlang, die ich von nun an ein paar Jahre täglich, zu ihm hin, durchwandern sollte; wir gingen zu Professor Eduard Böcking, der eins der vornehmsten und schönsten Häuser in einem großen Garten an der Flußseite der Koblenzerstraße, dicht neben Ernst Moritz Arndt, bewohnte. Er war ein wohlsituirter Mann, Witwer, allein mit zwei alten Mädchen in dem geräumigen Haus. Es war, wie ich später einsah, wohlbedacht von Müllenhoff, den Rath zu geben und die Vorsorge zu treffen, daß ich sogleich bei Böcking Unterkommen suchte, welches ich denn auch fand.

Böcking war ein ebenso gelehrter Sprach- wie Rechtskenner und dadurch mit Müllenhoff bekannt, vielleicht befreundet. Genug, wir gingen schnurstraks zu ihm mit dem Ersuchen, mir ein paar Zimmer zu vermiethen. Ich gefiel ihm. Er räumte mir gern zwei nette Zimmer im obersten Stockwerk ein, welche ich sogleich Abends bezog. Meine Wohnung bot einen entzückenden Ausblick auf den Rhein und das Siebengebirge. Die Zimmer waren eigentlich in einem Thurm gelegen, deren das Haus zwei hatte, den andern bewohnten im Laufe der Zeit wochenlang nach einander Moritz Haupt, der berühmte Sprachforscher, damals Universitätsprofessor in Berlin, und später der noch berühmtere Verfasser des „Leben Jesu", David Friedrich Strauß. Eine Thür führte auf das platte Dach, wo ich oft, durch eine Brustwehr geschützt, mein Frühstück einnahm. Schon gleich sagte mir Böcking, daß ich rechts unter mir in den Garten von Ernst Moritz Arndt blicken konnte. Die Wohnung war freilich etwas theuer; doch können schon die erwähnten Umstände zeigen, welche Vortheile damit verknüpft waren. Da mir

im Winter die Zimmer zu kalt wurden, zog ich nach unten zu dem inzwischen befreundeten Hausherrn in die hol-étage, wo wir fast Thür an Thür in den engsten Verkehr traten.

Vorerst ging ich zu Dahlmann. Ich mußte ihm die Grüße von dem Bruder seiner ersten Frau, dem Etatsrath Prof. Dr. Hegewisch aus Kiel, bringen. Er war mehrere Jahre Professor an der Kieler Universität gewesen; auch seine zweite Frau war eine Kielerin. Da gab es also genug zu erzählen. Dabei war Dahlmann als Herausgeber der alten plattdeutschen Chronik des Landes Ditmarschen von Neocorus mit meinem engsten Vaterland in seiner Volkssprache vertraut, er selbst ein geborner Plattdeutscher, der auch schon in der Vorrede des Neocorus eine Lanze für die Erhaltung der Mundart gebrochen hatte, „eine der Stammsprachen der Deutschen", wie er sie als Geschichtskundiger richtig benannt hatte.

Wo er wohnte, wußte ich schon, nahe meiner Wohnung und dem alten Roll. Sogleich beim ersten Vorbeigehen hatte ich, durch ein Gartenstacket blickend, eins der schönsten Kindergesichter wahrgenommen, das mit den Händen die Sprossen fassend und mit großen, wunderbar dunkeln Augen träumerisch nach außen blickte. Dies Gesicht war mir durch Photographien bei Hegewisch wohl bekannt. Es war Dahlmanns Enkelin. Auf meine Frage erzählte sie mir, daß Papa (Großvater) hier wohne. Mein Empfang bei Dahlmann und Frau war der eines lang erwarteten Freundes.

Mein nächster Besuch galt dem alten Arndt. Höchst gespannt war ich, den Mann kennen zu lernen, welcher die vaterländischen Lieder gedichtet hatte, die ich schon als Kind auswendig gelernt. „Nehmen Sie sich in Acht", sagte Otto Jahn, „der Alte hat die Beintheorie; wenn ihm Ihre Beine nicht gefallen, dann sind Sie verloren". Und mit den meinen war bei ihrer Magerkeit und Länge wahrlich kein Staat zu machen! Doch was half's? Es mußte gewagt werden.

Es war Böcking's Nachbargarten, in den ich über einen Steg hineinging. Ein regelrechter Aufpfad führte unter Obstbäumen nach dem einsamen Häuschen. Die Bäume, wußte ich, stammten zum Theil aus Holstein, es waren Gravensteiner Apfelbäume, wie ich mit Kennerblick bemerkte. Frau Hegewisch hatte sie geschenkt.

Und da stand ich vor dem Alten! Ehrerbietig beugte ich mein

Haupt vor dem seinen. Was war an Lieb' und Leid darüber hingegangen! Die Gestalt von mittlerer Größe war etwas gebeugt, das weiße Haar spärlich, das Gesicht runzelig. Aber die Augen schossen Blitze, der Mund sprach, schon bevor er einen Laut hören ließ; der Händedruck, mit dem er mich willkommen hieß und in's Zimmer zog, war von Eisen. Dann saßen wir auf dem kleinen Sofa, auf dem wir später so oft gesessen haben, und Vater Arndt —, denn ein Vater war er mir — war des Lobes und der Liebe so voll, daß ich die Beintheorie vollständig vergessen hatte, bis er in seiner Manier, die ich schon durch Anstoßen an meine Ellenbogen mit Schmerz kennen gelernt hatte, plötzlich mit der Faust auf mein nächstes Bein schlug und rief: „Das sind nun doch mal ein paar gehörige lange Ditmarscher Beine! Ja, mager müssen wir sein und bleiben! Wie sollte es passen, wenn wir ein Bäuchlein hätten!" —

Auch den berühmten Philologen Welcker besuchte ich, der schon nach der ersten Begrüßung auf mein Haupt seinen Zorn gegen Prof. Müllenhoff entlud, weil dieser einen nach seinem Urtheil verdienstlichen Collegen angegriffen. Das mußte ich natürlich geduldig und bis zum Ende schweigend anhören — er sprach in langen Perioden, durch Hüsteln unterbrochen, so daß man fürchtete, er werde den Faden verlieren, den er indeß nie verlor, so wenig wie seine Ueberzeugung, die er so langsam, ernst, unerbittlich aussprach, wozu diese Manier vollkommen paßte! Dann erwiderte ich doch, daß ich für Müllenhoffs Grobheiten nicht verantwortlich sein könnte, so sehr ich mit ihm befreundet und ihm Dank schuldig wäre. Aber da es nun mal in dem erzürnten Alten kochte, so floß seine Bitterkeit über gegen die neuen Sprachforscher, Germanisten, Sammler, welche meinten, wenn sie irgend einen klappernden Vers oder Reim aus dem Volksmund aufgefangen, daß sie einen Schatz entdeckt hätten, der bei Sophokles und Anakreon nicht zu finden sei, — Leute, die nicht einmal Platen kännten oder ihn verachteten.

Das galt also mir, von dem er augenscheinlich nichts wußte, als daß ich mit Müllenhoff irgend ein Buch im Volkston oder der Volkssprache herausgegeben hätte! Man kann sich vorstellen, in welchem sonderbaren Zustand und welcher Stimmung ich mich bei diesem unerwarteten Empfang befand. Aber ich war kein Neuling mehr in solcher Lage; meinen Zorn verstand ich zu bezwingen, da ich sehr wohl

begriff und unter dem langhinfließenden und ſich an Zorn ſteigernden Redeſtrom Zeit genug hatte einzuſehen, daß ich bei einer jetzt nothwendigen Vertheidigung den Vortheil behielt. Denn ſprechen konnte ich auch, um ſo mehr, da ich herausgefordert war. Ich ſetzte alſo dem alten Herrn raſch und ſcharf auseinander, daß er mich garnicht treffe, da ich mit ihm ganz übereinſtimme, ſowohl was die Achtung und Bewunderung der claſſiſchen Formen für die Dichtkunſt betreffe, als auch namentlich in der Bewunderung Platens, von dem ich für meine eigene Kunſt mehr gelernt hätte als von irgend welchem andern deutſchen Dichter, Goethe nicht ausgenommen. Zum Beweiſe, daß ich Platen kenne, forderte ich ihn auf, mir zu ſagen, was ich ihm augenblicklich von Platen herſagen ſollte, und wären es ſeine 50 himmliſch ſchönen Sonette auf Venedig. Das half. Es ging mir faſt noch beſſer als bei Arndt mit der Beintheorie. Wir ſchieden als Freunde, und Welcker iſt mir Freund bis an ſein Ende geblieben.

Karl Simrock war unter den Bonner Profeſſoren der erſte Rheinländer, den ich kennen lernte. Ein ſehr behaglicher Mann, voll von Witz und Schnurren, ſcherzhaft und launig. Er war ein unermüdlicher Wanderer und Bergſteiger, mit dem ich die erſte Tour auf den Drachenfels und das Siebengebirge unternahm, er zu Fuß, ich auf einem Eſel.

Ich war entzückt durch die ſchöne, mir, dem Kinde der Ebene, ganz neue Gebirgsgegend und ebenſo durch meinen liebenswürdigen Begleiter. Auch habe ich ſpäter hin und wieder an ſeinem gaſtfreien Tiſch geſeſſen. Doch traten wir uns nicht eigentlich näher. Seine unermüdliche Thätigkeit als Ueberſetzer von alt- und mittelhochdeutſchen Gedichten u. dgl. war mir als eine litterariſche Lohnarbeit unſympathiſch, und an ſeinen eigenen Gedichten fand ich nicht Geſchmack genug, um ihm auch nur ein billigendes Wort darüber zu ſagen. Bei meinen gelehrten Freunden galt er ebenfalls nur als Liebhaber und nicht recht gleichwerthig. Erſt ſpäter hat er ſich durch unermüdlichen Fleiß einen geachteten Rang als Germaniſt erworben, ſo daß er mit großen Ehren begraben wurde. Seine Sammlungen, Kinderreime, Erzählungen, Sagen u. ſ. w. werden ſein Andenken wach erhalten. Mir war er ein lieber, dienſtfertiger Freund.

Frauen, wenigſtens junge, wahrhaft ſchöne oder geiſtreiche Frauen

fehlten in diesem Kreise. Das fällt mir erst jetzt so ein. Otto Jahns Gattin war im Irrenhaus, Böckings Frau jung gestorben — „eine wunderbar schöne Frau!“ rief der alte Arndt mehrmals aus, als er sich nach meinem Wirth erkundigte, „eine der schönsten Frauen!“ — Dahlmanns Gattin kränkelte und starb während meines Aufenthaltes — „eine romantische Norddeutsche“, wie der gute Arndt mit Empfindung bei ihrem Grabe ausrief. Dann kamen auf Besuch Moritz Haupt als Wittwer, David Strauß von seiner Frau geschieden. Und die übrigen von unserm gewöhnlichen Umgang: Welcker, Lehr, Cremer, Dietrich u. a. waren Junggesellen. Das gab unserm Verkehr einen eigenen Charakter, etwas Herbes, worunter ich litt. Auch mußte ich unter vier Augen all die Seufzer, bisweilen auch Thränen ertragen, welche die Entbehrung des Lebensglückes manchem von diesen geprüften Männern entlockte, denn ich war der stille Vertraute von Allen, — und niemand frug nach der Herzenswunde, die mich zum Dichter gemacht hatte . . .

Otto Jahn war unter so vielen Geistreichen der Geistreichste. Er war schlagfertig, aber keineswegs streitlustig, wo es indessen die Wahrheit und seine Ueberzeugung galt, unerbittlich geradeaus und doch nie beleidigend, gutmüthig über alles. Ohne Gnade war er gegen Lauheit und eingebildete Schwäche: „Junge Leute müßten arbeiten, Männer wenn nöthig streiten; Wissenschaft und Kunst, Wahrheit und Schönheit, Ehre und Ansehen verlangten Opfer!“ so habe ich ihn mehr als einmal Studenten und jungen Freunden ohne Gnade vo' alten hören. Er hätte sich selbst als Vorbild und Muster hinstellen können. Er hat sein Lebenlang gearbeitet, als ginge es ums Leben.

Nach ihm überfällt mich bisweilen eine lebendige Sehnsucht, obgleich ich sonst nicht wünsche, die Vergangenheit aufs neue durchzuleben — ich habe zu viel gelitten —, nach seiner erquickenden erhebenden Gegenwart, seinem belebenden Gespräch, seinem idealen Wesen. Jahn war mehr als gütig gegen mich, nachgiebig gegen meine Schwächen und Schwachheiten, gegen die Eigenarten und Eigenschaften eines Mannes von meinem ungewohnten Entwicklungsgang. —

Schmeicheleien waren übrigens unter uns nicht in Gebrauch. Ohne Aufrichtigkeit hätte unsere Freundschaft nicht so beständig sein und bleiben können, denn sie währte bis in den Tod. Wie innig, das mag ein kurzes Wort von Jahn ausdrücken, welches er betrübt, aber entschlossen

bei meiner ihm angekündigten Abreise von Bonn aussprach: „Ich sehe es ein, geh nur, heirathen können wir uns doch nicht.“ Und dann begleitete er mich nach Hamm in Westphalen, wo sein Bruder Bürgermeister war.

Böckings mächtige und interessante Persönlichkeit hatte sich nicht ganz so klar entwickelt wie beispielsweise die von Dahlmann; er war nicht frei von einigen Schlacken, von Schwächen. Sein Trotz hatte einen Beigeschmack von Ehrsucht. Er war leicht gekränkt, er war eifersüchtig auf seine Freundschaft und seine Freunde. Man mußte darum im täglichen Umgang mit ihm bisweilen vorsichtig sein, auch wohl einmal, wenn man dessen nicht gewärtig war, ein Donnerwetter ruhig über sich ergehen lassen. Jedermann wunderte sich darüber, wie es mir möglich sei, Jahre lang mit ihm ohne Streit unter einem Dache zu leben. Es war nicht allzeit leicht, es kostete mich zu Zeiten Opfer; aber aufrichtige Liebe, Dankbarkeit und Anhänglichkeit, auch Mitleid für den durch das Schicksal geprüften Mann ließ mich gern dulden, was manchen verzweifelt gemacht haben würde. Doch sah er auch wohl später seinen Fehler ein und ließ es sich gefallen, wenn ich ihm ernst und ruhig sagte: „Wenn Sie so sind, Böcking, dann ist mit Ihnen nicht auszukommen.“

In dem Kreise dieser hohen Herren ging es scharf her. Von Duldsamkeit gegen Mittelmäßigkeit, Ohnmacht, Scheingröße in Wissenschaft und Dichtkunst war keine Rede. Für sie bestanden nur „Götter und Schweinehunde“, wie jemand einst spottend, doch nicht unwahr anmerkte. Der scharfe Ton war durch Lachmann zuerst angeschlagen und dann auf seine Schüler, darunter auch Theodor Mommsen und Karl Müllenhoff übergegangen und wohl gar bis aufs Katheder gedrungen. Im täglichen Verkehr hielt er aber die Gesellschaft frei von unwahrem Schein und allen Elementen, die nicht von gleichem Gehalt waren. Mir schadete er auf keinen Fall, weil er mein Urtheil schärfte und aufs beste rein hielt. Doch waren auch unter uns einige von fröhlichster und ausgelassenster Natur, und kamen wir einmal ins Scherzen und Necken, so war das Ende nicht abzusehen.

Hier bleibe nicht verschwiegen, daß mir von allen Berühmtheiten aus Böckings Kreis Strauß am wenigsten sympathisch war. Seine

Stimmung war bitter, er war karg in Worten, nicht geeignet für ein behagliches Gespräch, schnellfertig in seinem Urtheile über ästhetische Dinge, so daß eine Besprechung, eine Widerlegung unmöglich wurde. Dazu hatte er die uns allen fehlende Gewohnheit, Abends ins Bierhaus zu gehen, wohin auch selbst Böcking gegen seinen Willen oft mitgenommen ward.

Welcker dagegen pflegte uns wohl in kleiner ausgelesener Gesellschaft bisweilen Abends auf ein Mahl in seine Wohnung einzuladen, nicht nur zum Essen und Trinken, sondern auch zu einem geistigen Genuß; denn mit seinen reichen Anlagen verband er die anschaulichsten Kenntnisse.

Ganz anders war der Umgang mit Arndt; was sein freundliches Haus mir bot, war mir nicht minder werth zur Erweiterung meines Gesichtskreises: auch schon durch den großen Abstand von Jahren zwischen uns, durch sein Wesen und seinen Charakter. Er war kein Gelehrter im Sinne meiner anderen Freunde, doch vor allem ein Mann der That, auch in seinen Liedern. Er hatte auf Leben und Tod mitgewagt und gekämpft gegen die Fremdherrschaft, gegen den Erzfeind Napoleon. Er hatte mitgelitten in der erbärmlichen Demagogen-Verfolgung, von 1819 an, Amt und einen angenehmen Wirkungskreis eingebüßt. Jetzt war er ein hoher Achtziger, ungebeugt und nicht verbittert und — trotz der erneuten Reaktion nach 48, wo er in der Paulskirche mit getagt, ja zu der Abordnung gehört hatte, die Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone anbot — voll Hoffnung auf bessere Zeiten. „Kaiser und König wird kommen: das werden Sie noch einmal erleben, Kind!"

Diese Zuversicht auf den Ausgang fand ich übrigens bei allen alten Herren, welche die Zeit von 1806—15 mitdurchlebt hatten, derweil wir Jüngeren den Kopf hängen ließen.

Doch fehlte es Arndt ebenso wenig am rechtmäßigen Zorn gegen die Träger und Leiter der damaligen Regierung, besonders in Preußen. Bisweilen schon am frühen Morgen, wenn ich auf meiner Dachplatte von Böckings Haus frühstückte, hörte ich Arndts zornige Stimme in seiner mir benachbarten Laube höchst unparlamentarische Ausdrücke über König und Regierung ausstoßen, was mir bewies, daß er schon Besuch von einem Freunde empfangen hatte.

Schier alle meine Freunde aus den unvergeßlichen Bonner Tagen sind dahingegangen. Möge über ihre Gräber hin mein Dank noch Ausdruck finden!

Ich lebte in Bonn von 1855—56. Die dortige philosophische Fakultät ernannte mich zum Ehrendoktor. Inzwischen hatte ich meine Kinderlieder geschrieben, die ich in eine neue Auflage des „Quickborn" aufnehmen wollte. Otto Jahn rieth, sie mit Zeichnungen von Ludwig Richter besonders herauszugeben. So pilgerte ich denn in die Stadt der Buchhändler, Leipzig, und dann weiter nach Dresden, wo Richter wohnte.

Bei Härtel (Breitkopf und Härtel) stieg ich in Leipzig ab. Dort traf ich eine sehr interessante Gesellschaft von Gelehrten und Schriftstellern, so den Philosophen Hartenstein, die drei Brüder Weber, deren einer um die Erfindung des elektrischen Telegraphen verdient ist, andererseits besonders Gustav Freytag.

Gern entsinne ich mich besonders einer Mittheilung Freytags: „Sie haben einen unbekannten Freund — Theodor Mommsen." Ich sagte, daß mich diese Freundschaft sehr ehre, und Freytag erzählte weiter, daß ihn Mommsen mit rühmendem Hinweis in Breslau gefragt habe: „Kennen Sie den Quickborn?!" Mommsen schickte mir alsbald den ersten Band seiner römischen Geschichte mit den Widmungsversen:

Zerstreut von bösen Winden,
Fremdling in Land und Stadt,
Es wird uns ewig binden
Das alte liebe Blatt.

Die Heimath ist zerschlagen,
Der edle Stamm verdorrt,
Die lieben Klänge tragen
Wir mit dem Herzen fort.

Es reicht dem Stammverwandten
Der Landsmann seine Hand,
Es grüßt den Musikanten
Ein andrer Musikant.

In Dresden verkehrte ich besonders in der Familie des Professor Ehrhardt sehr freundschaftlich. In weiten Kreisen der Schriftsteller und Künstler fand ich freundliche Aufnahme.

Der Buchladen von Arnold in der Schloßstraße bildete einen

Anziehungspunkt für mich. Dort sah ich einst einen kleinen freundlichen Herrn mit großem Kopf eintreten, nach hinten gehen, dann wieder nach vorn an mich herantreten. „Ihr seid ja Klaus Groth!“ — „Und Sie“, antwortete ich, „sind Berthold Auerbach.“ — „Warum kommt Ihr nicht zu mir?“ Ich entschuldigte mich aufrichtig, betonte, daß ich seine ersten Sachen auf Fehmarn mit Verehrung gelesen, daß es in meiner Absicht gelegen, ihn aufzusuchen, nur daß ich mich nicht gern herandrängte. „Wir mußten uns ja treffen“, versetzte er, „wir bohren von verschiedenen Seiten an einem Tunnel.“ Dann erkundigte er sich, ob ich den Titel seines neuesten Werkes „Barfüßle“ nicht zu süßlich fände. Als wir zusammen fortgingen, klagte er in weinerlichem Tone, seine Frau sei krank, deshalb müsse er eine Besorgung machen, auf der ich ihn begleiten solle. Ich denke, er wird mich in eine Apotheke führen, er aber kaufte — ein paar Strümpfe! Und das der Dichter des „Barfüßle“! fuhr es mir unwillkürlich durch den Sinn. Freytag fragte mich später: „Hat's Barfüßle Sie gut behandelt?“ Auerbach war in der That äußerst liebenswürdig, nur sprach er gern von sich selbst.

„Das schadet nicht, er bleibt doch ein Urwald von Poesie“, meinte Otto Ludwig. Dieser selbst befand sich scheinbar in sehr gedrückter Lage; eine Grüblernatur, ein Rigorist. Zu einem ungezwungenen Verkehr kam es trotz mehrfacher Besuche zwischen uns beiden nicht.

Einen freundlichen, schlichten, doch vornehmen Herrn fand ich im Grafen Baudissin, meinem Landsmann, dem berühmten Uebersetzer Shakespeares, dessen Frau später einige meiner Lieder componirte. Zu meinem Dresdener Verkehr gehörten ferner Otto Roquette, Rietschel, der damals stöhnend am Goethe-Schiller-Denkmal für Weimar arbeitete, die Maler Bendemann, Schnorr v. Carolsfeld, Ludwig Richter, der jetzt für meine Gedichte zeichnete, u. a. Gutzkow habe ich nie aufgesucht, seine litterarische Physiognomie war mir unsympathisch. Auch Dawison fand ich nicht sympathisch.

Als einen Mittelpunkt muß ich besonders den Montagsclub der Litteraten nennen. Hier erzählten Auerbach und ich um die Wette Anecdoten, er zierliche, ich derb holsteinische. Eine davon gefiel meinem Konkurrenten besonders: „Hört, Klaus Groth, die müßt ihr mir verkaufen.“ Als Preis versprach er eine Flasche Champagner. Es wurde an die

Unterjacke erinnert, welche die Brüder Schlegel unter einander gegen einen Witz eingetauscht hatten.

Es war ein schöner Herbst, mit dem mein Dresdener Aufenthalt begann. Trotz eines Anfalls von Typhus fand ich viel Wohlgefallen an der dort verlebten Zeit. Auch hier arbeitete ich viel.

Im Sommer 57 trieb es mich heim. „Ich will in Holstein sein, wenn's wieder losgeht," warf ich den mich zurückhaltenden Freunden entgegen. Noch unternahm ich eine Reise nach Thüringen. In Weimar nahm man mich besonders freundlich auf, der Großherzog sandte mir eine Einladung nach seinem bei Eisenach gelegenen Schloß, — die mich indeß erst in Kiel, meinem nunmehrigen Wohnsitze, erreichte. Ich freute mich über die Verspätung, denn ich gehe nicht gern auf die Schlösser.

Doch schickte ich dem Großherzog als Dankeszeichen meine Kinderlieder, worauf er um Darlegung meiner Verhältnisse bat: namentlich ob mir vielleicht Gefahr von Dänemark drohe? Schließlich erfolgte ein förmliches Versprechen nachhaltiger Unterstützung. Damals brauchte ich aber Niemand, und als elf Jahre später mein Schwiegervater sein ganzes Vermögen verlor, hatte man wohl das frühere Versprechen vergessen.

1857 hatte ich meine spätere Frau kennen gelernt. Doris Finke aus Bremen war mir von ihrem Gevatter, meinem Kieler Badefreund Köster, als vortrefflicher Charakter bezeichnet worden. Ich mußte sie vom Bahnhof abholen, als sie nach dem Tode ihrer Mutter, der sie aufopfernde Pflege gewidmet, zum Besuch kam. Eine sehr graziöse, stattliche Erscheinung, doch nicht auffallend; nur ihr schönes Haar fiel mir in die Augen. Sie sprach sehr klug. Wir fuhren im Boot nach Düsternbrook. Dort lebten wir sieben Wochen unter einem Dach und waren den ganzen Tag zusammen. Eine hochgebildete Dame, sie sprach vollkommen französisch und englisch, auch etwas spanisch. Sie war oft in Frankreich gewesen. Ein herrliches Mädchen, einfach in ihrem ganzen Wesen, obgleich aus wohlhabender Familie. Ich habe noch einen ganzen Band hochdeutscher Gedichte an sie im Manuscript liegen; immer zögerte ich mit der Veröffentlichung, aber in der Gesammt-Ausgabe meiner Schriften sollen sie nicht fehlen.

Im folgenden Jahre heiratheten wir. Zunächst wohnten wir

ein paar Jahre zur Miethe, dann entwarf meine Frau, dreist und geschickt, den Riß zu meinem jetzigen Hause, das wir 1866 bezogen. Als wir 1870 nach den Verlusten des Schwiegervaters so ziemlich auf den Sand gesetzt waren, hielten wir uns aufrecht, denn wir waren immer sparsam und vorsichtig gewesen.

Um die Zeit meiner Verehelichung habilitirte ich mich an der Universität für deutsche Sprache und Litteratur. Karl Müllenhoff, der ordentliche Professor dieses Faches, war eben im Begriff, dem Rufe nach Berlin zu folgen. Bei dieser Gelegenheit brach unsere Freundschaft. Er war von goldener Treue, aber voll Gelehrtenhochmuth. Gern würde ich das verschweigen, aber meine Darstellung unseres freundschaftlichen Verhältnisses bliebe sonst einseitig, und der Vorgang ist charakteristisch für den Mann, dem ich dennoch so viel verdanke.

„Hören Sie, Carolus," begann ich eines Tages, „ich muß etwas ergreifen. Lyrische Gedichte bringen nichts ein, zumal da ich sie billig hingebe, um sie unters Volk zu bringen. Ich will mich hier habilitiren."

Er wurde braunroth.

Noch andern Tages befand er sich in Aufregung. Doch schien er schließlich einzusehen, daß mir die Stellung an der Universität immerhin einen festeren Halt geben würde. Bis er ausbrach: „Dann müssen Sie Mathematik für angehende Mediciner lesen!"

„Müllenhoff, sind Sie wirklich verrückt?"

Das waren die letzten Worte, die wir wechselten. . . Nur nach 20 Jahren sahen wir uns einmal wieder. Trotz gänzlichen Abbruchs unserer Beziehungen liegen Beweise vor, daß wir unsere gegenseitige Freundschaft beide nicht vergaßen, sondern heilig hielten.

Nach Müllenhoffs Fortgang unterzog ich mich dem Kolloquium und hielt Vorlesungen. Auch Direktor des Museums für schleswig-holsteinische Alterthümer ward ich ohne Gehalt.

In dänischen Litteraturkreisen genoß ich damals großes Ansehen; ein Konsortium von Schriftstellern und Gelehrten übersetzte den „Quickborn", die Balladen las ich mit besonderer Rührung, sie waren schöner als meine Originale; nur der Aufstand von 1864 verhinderte den Druck. Man fragte mich von Kopenhagen aus: „Wird nichts für Sie gethan?" Ich genoß nur eine kleine Dichter-Pension vom dänischen König. Der

Minister war geneigt, mich zu befördern, auch der Kurator wollte mir wohl, aber die Universität war dagegen.

Erst dem österreichischen Statthalter, General von Gablenz, verdanke ich eine Förderung. Freunde riethen mir, bei ihm Audienz nachzusuchen; aber das war gegen mein Prinzip. Einst ritt er an mir vorbei. Ich grüße tief, er bleibt stehen: „Ich habe gehört, Ihr Sohn ist so krank?"

„Ja, Excellenz, mein Sohn ist sehr krank."

„Warum kommen Sie nicht zu mir? Jeden Dienstag können Sie bei mir essen."

Ich ging zu meiner Frau: „Nun muß ich zum Statthalter".

„Lieber Klaus", empfing er mich, „ich habe gehört, Sie haben gar keine Einnahme."

„Nein, Excellenz. Von meiner Stellung an der Universität habe ich keine Einnahme."

„Sind sie zufrieden, wenn ich Ihnen den Professortitel und für den Anfang ein kleines Gehalt gebe?"

Er hielt Wort. Das preußische Ministerium verdoppelte später die Summe.

Sonst wurden mir mehrere Preise, Ehreneinnahmen u. dgl. zutheil, auch verdiente ich schriftstellerisch etwas.

Ehrenvollen Einladungen nach dem Auslande konnte ich mehrfach folgen. So wurde mir von Oxford die Aufforderung zu einem Cyclus Vorträge; ich sprach über Lessing, über das Plattdeutsche, über meine Gedichte, letzteres auch in London. Dort gab man mir ein Festessen, dem Wilhelm Siemens präsidirte. Seine Frau, eine Schottin, erzählte, daß sie viel aus dem Quickborn vorlese.

In Leyden und Amsterdam verbreitete ich mich über das Verhältniß des Plattdeutschen zum Niederländischen. Die Zeitungen staunten dort über meine ruhige Redeweise; man sprach dort scheinbar mehr mit Emphase und Gesten. Ich fand die beste Aufnahme, es war sehr schön in Holland.

Einladungen aus dem deutschen Reiche habe ich ausgeschlagen.

Von hervorragenden Dichtern, mit denen ich im Verkehr stand, könnte ich noch Hebbel und Geibel nennen. Mit meinem ditmarscher Landsmanne Hebbel stand ich im Briefwechsel, gesehen habe ich

ihn nur als fünfzehnjähriger Knabe; er zählte 21, und ich verehrte bereits damals seine ersten Gedichte. — Geibel war ein merkwürdiger Mann, etwas pathetisch. Er bot mir gleich beim ersten Zusammentreffen das Du an. Wir lernten uns im Hause seines Schwagers zu Lübeck kennen. Als derselbe spottete, daß hier zwei Dichter zusammensäßen und doch nur in Prosa gesprochen werde, begann Geibel allen Ernstes in kunstvollen Quatrains die Unterhaltung zu führen. — Sein Lob für den „Heisterkrog", dem ich selbst die erste Stelle unter meinen Idyllen zuerkenne, beglückte mich sehr. Wiederholt nannte er es „überhaupt das allerschönste Idyll . . . ich bin's Dir schuldig es zu sagen. Den Vers, den Du baust, kann selbst mein Freund Paul Heyse nicht". Anregung zur Behandlung dieses Stoffes verdanke ich einer Mittheilung meines Freundes, des Malers Magnussen.

Neben den litterarischen setzte ich meine naturwissenschaftlichen Beobachtungen fort und tauschte dergleichen namentlich im Verkehr mit meinem alten Freund Dr. Meyer auf dem nahen Forsteck aus.

Es liegt nicht in meinem Charakter, um ferner Pflichten willen die nächstliegenden zu vernachlässigen. So habe ich mich meinem Familienleben, der Erziehung meiner Kinder mit Hingebung gewidmet. Und müßig blieb ich bei alledem nicht. Die Ausbreitung oder doch uneingeschränkte Erhaltung der plattdeutschen Sprache betrachtete ich fortgesetzt als mein Lebenswerk. So nahm ich rege thätigen Antheil an der plattdeutschen Bibelübersetzung, so unterhielt und unterhalte ich enge Fühlung mit der vlämischen Bewegung in Belgien und mit etwa fünfundvierzig plattdeutschen Vereinen Nordamerikas: die heimische Mundart der Ausgewanderten hat sich als ein starkes Bollwerk zur Erhaltung des Deutschthums erwiesen.

Die innerlichste Freude empfand ich immer an der Musik, die ich in größtem Ernst gemeinsam mit meiner darin ausgebildeten Frau trieb. Ich stand und stehe im allerbehaglichsten Verkehr mit Musikern, wie Brahms, Stockhausen, den Joachims, Hermine Spies u. s. w. u. s. w. Die Musik bringt mir noch den einzigen Sonnenschein, und wenn Brahms etwas von mir componirt, so empfinde ich das immer wie die Verleihung eines Verdienstordens.

Politisch war ich immer ein sehr entschiedener Deutscher, sehr lange herzoglich, bis es nicht mehr nöthig. 1864 nach der Erstürmung der

Düppeler Schanzen hatte ich König Wilhelm im Namen der Univerſität durch ein Gedicht zu begrüßen, das mir aus den Händen gekommen iſt. Es ſchloß:

Gott führt die Majeſtäten
Beſonders an der Hand:
Wo nun dein Fuß getreten,
Das bleibt geweihtes deutſches Land.

Unter diejenigen Zuſchriften, welche mich mit beſonderer Genugthuung erfüllen, zähle ich einen Brief Bismarcks vom Jahre 1870 aus Rheims. Er benutzte darin die Gelegenheit einer geſchäftlichen Mittheilung zu dem Ausdruck ſeines Dankes: daß meine Gedichte mitgewirkt, die deutſchen Stämme einander kennen und achten zu lehren. Beim Erſcheinen meines „Jungsparadies" ſchrieb er mir am 11. November 1875 von Varzin aus: „Ich verſpreche mir von Ihren Jugenderinnerungen einige angenehme Stunden, ſo lange ich noch hier bin, wo um mich her eine verwandte Sprache lebt."

Meiſt hauſte ich in Kiel ſtill für mich. Seit dem Tode meiner Frau, der 1877 einem neunjährigen Leiden ein Ende machte, habe ich keine Lebensfreude mehr. Als auch mein älteſter Sohn in die Fremde nach der neuen Welt ging, ſchrieb ich „Min Poort":

Soo wardt je nit und ſtiller min poort,
Al wat mi lief is, gaeit heen-ut un blift voort.
Bekende to veel, immer weniger vrind'n,
Un endlik blif ik alleen hierbinn'n.

Un wenn de poort toleſt 'maal knart,
Dän is't, wen men mi 'r utdragen wardt,
Un dän vöör de andren gaeit je als nu,
Un he röept to een ander, wen je gaeit: Dat biſt du

Un de hier geplant un geiet de poort,
'Om dragen je 'r ut an een ſtillen oord.

Druck von A. Hopfer, Burg.